Jean Malory.

Roman

von

Erneste Daudet.

Einzige autorisirte Uebersetzung.

Beilage zum Korrespondenten von und für Deutschland.

Erster Theil.

Die Stufenleiter des Verbrechens.

Nach einer heldenmüthigen Belagerung bemächtigten sich am 8. September 1855 die vereinigten Armeen Frankreichs, Englands, der Türkei und Piemonts, die vor etwa einem Jahre den Boden der Krim betreten hatten, der Festung Sebastopol. Gegen Mittag hatte der Sturm begonnen, um 3 Uhr war der Malakoff-Thurm genommen, und als der Tag sich neigte, da mußte die russische Armee, auf beiden Flügeln umgangen, ihren Rückzug antreten; die Verbündeten waren Herren des Schlachtfeldes.

Die Nacht, welche diesem Tage folgte, war nicht weniger schrecklich, als es der Kampf gewesen war. Wie einst ihre Vorfahren Moskau, so hatten die Besiegten auch hier ihre so lange und tapfer vertheidigte Stadt in Brand gesteckt, um dadurch das Werk der Zerstörung zu vollenden, welches durch die Beschießung begonnen worden war. Gegen 4 Uhr gingen und kamen die Krankenträger immer seltener, und endlich sah man sie gar nicht mehr. Kein Geschrei und kein Stöhnen war mehr in den Laufgräben oder am Fuße der zerstörten Bastion zu hören, nur die Todten waren daselbst zurückgeblieben, zu deren Beerdigung man erst am nächsten Tage schreiten konnte. Nach und nach richtete sich einer nach dem andern von den noch Wachenden, so gut es immer gehen wollte, ein, um bis zum Tagesanbruch noch einer kurzen Ruhe zu pflegen. Ein Moment der Ruhe trat ein nach den wilden, blutigen Szenen, die sich seit 16 Stunden an diesem Orte abgespielt hatten.

Plötzlich erhebt sich aus einer Gruppe schlafender Soldaten, in dem den Wällen zunächst gelegenen Laufgraben, behutsam ein Mann. Nachdem er einen schnellen Blick über seine Umgebung

geworfen hat, entfernt er sich, der Stadt den Rücken kehrend, mit langsamen Schritten in der Richtung auf das Hauptlager der französischen Truppen, das eine kurze Strecke abseits vom Schlachtfelde aufgeschlagen ist. Schon erleuchtet unbestimmter Lichtschein als Vorläufer des Tages den Himmel und macht die Sterne erbleichen, während ein frischer Morgenwind von der Seite des Meeres her wehend die Wolken zusammenballt. Es ist zwar noch vollkommen Nacht, aber dennoch ist es bereits möglich, die in nächster Nähe befindlichen Gegenstände zu unterscheiden. Der Mann, von dem wir sprachen, wurde von einigen der Wachmannschaften, an denen er vorüberkam, erkannt. Einer von ihnen sagte zu seinen Kameraden: „Das ist der Kapitän Malory."

„Der hat Glück gehabt," meinte ein Anderer; „er ist den ganzen Tag ohne Unterbrechung im heftigsten Feuer gewesen und hat auch nicht eine Schramme davongetragen."

Die Hände auf dem Rücken, schritt Kapitän Malory langsam weiter, wie Jemand, der sich dem Zufall überläßt. Er hatte nicht schlafen können und, als er sich von seinen Leuten entfernte, keinen anderen Zweck verfolgt, als den, auf kurze Zeit eine reinere Luft als die des Schlachtfeldes zu athmen. Er trug die Uniform der Linien-Infanterie, seine goldenen Epauletten ließen seinen Rang erkennen. Wenn man sich von seinem Gesicht einen Schluß auf sein Alter erlauben durfte, so mochte er etwa 45 Jahre zählen, sein Schnurrbart und seine Haare waren hochblond, ins Röthliche spielend, seine blauen, etwas kleinen Augen ermangelten jeden Ausdruckes, und doch paßte seine zwar gewöhnliche aber doch martialische Physiognamie recht gut zu der großen herkulischen Figur. Nachdem er etwa 20 Minuten fortgeschritten war, stand der Kapitän auf einer kleinen Anhöhe still, von der aus man einen großen Theil der Umgegend überblicken konnte. Aufmerksam betrachtete er das sich vor seinen Blicken mehr und mehr entrollende Gemälde. Um ihn herum, fast zu seinen Füßen, lagen wohl an 100 Leichname. Diese Unglücklichen hatte ihr Schicksal durch die russische Artillerie ereilt, in dem Moment, wo sie, zum Sturm vorgehend, die Ebene hatten überschreiten müssen. Ein kurzer Blick genügte für Malory, um ihn beurtheilen zu lassen, daß die russische Armee sich von dem Schlage, den sie hier erhalten, nicht wieder werde erholen können. Als er diese Ueberzeugung gewann, verfinsterten

sich seine schon traurigen Züge noch mehr, und zornig, mit dem rechten Fuß den Boden stampfend, rief er aus: „Es ist ein Elend, der Krieg ist zu Ende! Als Kapitän bin ich hierher gekommen, ich werde auch als Kapitän wieder heimkehren. Nicht einmal das Kreuz werde ich erhalten! Und dennoch habe ich mich tapfer geschlagen! Ha,“ fügte er hinzu, „wäre es nicht aus Rücksicht für mein Weib und mein Kind, auf der Stelle nähme ich meinen Abschied!“

Da hört er hinter sich ein Geräusch, das Geräusch eines Gewehres, das auf den harten Boden fällt. Hastig dreht er sich um, in dem Glauben, daß vielleicht unter den Leichen noch ein Verwundeter vergessen worden sei, und gewahrt im Schatten einen Menschen, der auf dem Boden kauert. Der Kapitän stürzt sich auf ihn: „Wer bist Du?“

„Erbarmen, mein Offizier, schonen Sie mich!“ antwortet eine zitternde Stimme mit fremdem Accent.

Mit kräftigem Arm zwingt der Kapitän das Individium, sich aufzurichten, und als dasselbe vor ihm steht, erkennt er aus Kleidung und Gesichtsbildung einen Russen aus den niederen Ständen.

„Wer bist Du?“ fragte er von Neuem.

„Ich bin Iwan Gubin aus Eupatoria. Ich wollte mir über den Ausgang der Schlacht Gewißheit verschaffen und habe mich dabei verirrt.“

„Du lügst!“

„Bei meinem heiligen Schuzpatron . . .“

Weiter kam der Russe nicht, denn hier unterbrach ihn Malory, in dem ein Verdacht aufstieg, als er sich des Umstandes erinnerte, daß er den Unbekannten über einen Leichnam gebückt überrascht habe. Als Gubin jezt einen Versuch machte, zu entfliehen, wurde der Verdacht des Kapitäns zur Gewißheit. „Elender!“ donnerte er ihn an, „Du beraubst die Todten!“

Zugleich riß er ein Pistol heraus, das er bei sich trug, und richtete die Mündung desselben auf die Brust Gubin’s, der vor ihm auf die Knie niedersank. „Mein Offizier!“ flehte er von Schrecken übermannt, „tödten Sie mich nicht! Ich will Ihnen die Hälfte meines Raubes geben.“

„Wie groß ist Dein Raub?“ fragte Malory in hartem Tone dagegen; ein begehrlicher Gedanke regte sich in ihm.

„Sehen Sie hier diesen Diamanten!“ Gubin zeigte einen Brillanten vom reinsten Wasser, der in einen massiven Ring eingefügt war.

Der Stein allein ist ein Vermögen werth, dachte Malory bei sich, dann fuhr er laut fort: „Ist Das Alles?“

„Ist dieses Medaillon vielleicht nach Ihrem Geschmack?“

Der unglückliche Russe war entschlossen, einen Theil seiner Reichthümer zu opfern, um dadurch sein Leben zu retten. Er erhob sich und bot dem Kapitän, indem er zu lächeln versuchte, eine kleine, flache Kapsel dar, die er öffnete, als er sie ihm gab. In dem Behältniß befand sich das fein auf Emaille gemalte Bildniß einer schönen jungen Frau. Malory wurde weich, als er es ansah. Er mußte unwillkürlich denken, daß Diejenige, deren Züge er hier zum ersten Male erblickte, fortan durch den Tod Dessen, dem sie dieses Bild geschenkt, zu Trauer und Thränen verurtheilt sei: sein eigenes Weib trat ihm hierbei lebhaft vor Augen. Plözlich ergriff ihn das Verlangen, den Unglücklichen zu sehen, dem dieses Medaillon geraubt worden war, und ihm, falls er etwa noch nicht todt seyn sollte, vielleicht noch einen lezten Dienst zu leisten. Er wendete sich also an den Leichenräuber: „Wo hast Du dieses Medaillon genommen?“

Erschrocken wich Gubin zurück.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, ich will Dir kein Leid zufügen. Wo hast Du dieses Medaillon gefunden?“

„Bei einem der Todten hier ganz in der Nähe; allein ich wußte nicht . . .“

„Wenn Du mir Den zeigen kannst, bei dem Du es gefunden hast, so will ich Dir erlauben, die übrigen Leichen alle zu plündern und Dich ungestraft zu entfernen.“

„Folgen Sie mir, mein Offizier,“ versezte Gubin erfreut; Malory's Versprechen gab ihm seine ganze Ruhe und Geschicklichkeit zurück.

Sogleich ging er auf eine nur wenige Schritte entfernte Vertiefung zu, wohin ihm Malory folgte. Iwan Gubin mochte 30 Jahre alt seyn. Sein Kopf war mit einer Mütze aus Fuchsfell bedeckt, bekleidet war er mit einem blauleinenen Kittel, der an den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, mit ebenfalls weiten Beinkleidern aus ähnlichem Stoff und Stiefeln aus

rohem Leder. Klein, mager, mit platt gedrückter Nase, vorspringenden Backenknochen und grauen, listigen Augen, die wie diejenigen einer Katze leuchteten, war er ein Urbild des tatarischen Typus, der in der Krim so häufig vorkommt. Lange Jahre war er im Dienste eines vornehmen Russen gewesen, der sich bald in Petersburg, bald in Frankreich aufgehalten hatte; auf diesen Reisen war es auch Gubin gelungen, sich eine leidliche Kenntniß der französischen Sprache anzueignen. Später hatte er dann seinen Wohnsiz in Eupatoria, seiner Geburtsstadt, aufgeschlagen. Diese Stadt liegt nahe der Küste von Ad-Fort, woselbst die Verbündeten im Anfange des Krieges ihre Truppen ausgeschifft hatten, um dann zur Belagerung von Sebastopol schreiten zu können. Wie die meisten Einwohner von Eupatoria, so hatte auch Jwan Gubin die Feinde seines Vaterlandes aus Klugheitsrücksichten gut aufgenommen. Er hatte in dem kleinen Hause, das er in der Stadt besaß, einige Soldaten von dem Korps beherbergt, das unter den Befehlen des General Gusuf stand und mit der Besetzung dieses wichtigen Punktes beauftragt war. Dadurch war er in den Ruf eines Freundes der Verbündeten gekommen, den er dazu ausnuzte, um der Armee bis unter die Mauern von Sebastopol zu folgen, indem er den Generalen nüzliche Winke gab über die Wege, die sie einschlagen müßten, um den Zweck ihrer Expedition zu erreichen. Nach der Schlacht an der Alma hatte er sich auf das Schlachtfeld verirrt; am Morgen darauf brachte er eine Menge Schmucksachen, Ringe, Uhren und eine recht ansehnliche Summe baaren Geldes heim; Alles war den Leichen gestohlen. Von jenem Tage an war die Beraubung der Todten seine einzige Beschäftigung geworden. Er nahm aus der Ferne an allen Kämpfen Theil; wenn dann die Nacht gekommen, die Verwundeten fortgeschafft waren und man den Tag erwartete, um die Gefallenen zu beerdigen, dann schlich er unter diesen umher und entfernte sich erst, wenn seine Taschen gefüllt waren; die geraubten Gegenstände verbarg er in seinem Hause, um sie nach Beendigung des Krieges zu Geld zu machen. Diese Einzelheiten mögen als Erklärung dafür dienen, wie es möglich war, daß der Kapitän Malory jenen Menschen auf seinem Wege hatte antreffen können.

Im Anfang war der Kapitän, wie wir gesehen haben, voller Entrüstung, im Begriff gewesen, ihn zu tödten; aber nachdem ihm

Iwan die Hälfte seines schändlichen Erwerbes angeboten, wollte Malory, merkwürdig schnell besänftigt, ihn bereits ziehen lassen, als der Anblick des Medaillons und des Porträts, das es enthielt, ihn so eigenthümlich bewegt hatte. Dieses Porträt rief ihm, wie gesagt, sein eigenes geliebtes Weib lebhaft ins Gedächtniß, ein anbetungswürdiges Wesen von fünfundzwanzig Jahren, das er in Frankreich hatte zurücklassen müssen ebenso wie seine kleine Tochter, die Frucht dieser Ehe, die vor etwa 7 Jahren von beiden Theilen nur aus herzlicher Neigung geschlossen worden war. Noch sah der Kapitän im Geiste das bleiche, fast verzweifelnde Weib vor sich, wie er es bei dem herzzerreißenden Abschiede wieder und immer wieder zärtlich an die Brust gedrückt hatte. Malory liebte seine Gattin und fühlte sich von ihr innig wiedergeliebt. Dieses Bewußtseyn war es, was ihn inmitten aller Prüfungen und widerwärtigen Erfahrungen seines Lebens bis jezt aufrecht erhalten hatte. Geliebt werden! O unendliche Glückseligkeit! Sie hatte ihn geduldig gemacht. Seit 11 Jahren schon Kapitän, hoffte er seit 3 Jahren täglich, Kommandant zu werden; alle seine Kameraden hatten ihn überholt, viel jüngere Offiziere hatte er bereits den ersehnten Grad erreichen sehen, und doch war keiner von ihnen ein besserer Soldat als er. In Algier hatte er gegen die Araber, 1848 in den Straßen von Paris gegen das aufrührerische Volk gekämpft, den ganzen Feldzug in der Krim hatte er mitgemacht und Wunder von Tapferkeit verrichtet, aber nichts von alle Dem hatte ihm Vortheil gebracht. Durch ein unbegreifliches Mißgeschick blieben seine Heldenthaten unbekannt oder nuzlos, so daß er dazu bestimmt schien, sein Leben lang Kapitän zu bleiben. Dieses Unglück brachte ihn beinahe zur Verzweiflung, es verbitterte sein Herz und theilte demselben das Gift des Neides mit; es versezte ihn in eine Gemüthsverfassung, die den Menschen sehr geneigt macht, sich zu schlechten Handlungen hinreißen zu lassen. Zuweilen hatte ihn während dieser blutigen Kämpfe eine wilde Wuth gepackt, die ihn wünschen ließ, verwundet zu werden, um dadurch vielleicht seine Vorgesezten zu bewegen, ihm eine Auszeichnung zu Theil werden zu lassen; aber die feindlichen Geschosse, sonst oft so unbarmherzig, schienen ein ironisches Vergnügen daran zu finden, gerade ihn zu verschonen, so viel er sich ihnen immer aussezen und so sehnlich er sie immer herbeiwünschen mochte.

Alle Freude an seiner militärischen Laufbahn war dahin, und doch that er seine Pflicht im vollsten Maße; denn er gedachte seiner Frau und seines Kindes, denen er Briefe voll der größten Zärtlichkeit schrieb. Stets dachte er an diese Beiden in der Heimath und, wenn es der Zufall wollte, daß er mit seinen Kameraden in Gesellschaft mit hübschen, aber leichtfertigen weiblichen Wesen kam, so hätte man meinen sollen, er habe gar keine Augen für ihre Reitze, so sehr war sein ganzes Denken erfüllt von dem Gedanken an die, welche er liebte. So traurig die Gegenwart immer seyn mochte, sie konnte ihn doch nicht völlig niederschlagen, denn er lebte für die Zukunft, für den ersehnten Moment, wo er nach so langer Trennung wieder mit den Seinigen vereint seyn würde. „Ach, wenn ich vorher noch zum Range eines Kommandanten aufsteigen könnte!“ dachte er.

Das würde die Erfüllung seiner heißesten Wünsche gewesen seyn.

Man wird hiernach die Traurigkeit verstehen, die sich seiner bemächtigte, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Einnahme von Sebastopol das Ende dieses gefahrvollen Krieges bedeute, und daß für ihn nun also keine Aussicht auf ein Avancement mehr bliebe. Unter solchen Umständen war es auch erklärlich, daß ihn das Bild einer Frau weich stimmte und in ihm den Wunsch rege machte, Den zu sehen, den diese Frau verloren hatte.

Der junge Tag stieg fröhlich am klaren Himmel empor, die Vögel, wie durch das blutige Schauspiel erschreckt, das sich ihren Blicken darbot, entflohen in höhere Regionen; schrecklich beleuchtete das Tageslicht die klaffenden Wunden, mit denen die entstellten Leichname rings umher bedeckt waren. Iwan Gubin war inzwischen in die erwähnte Vertiefung hinabgestiegen, er hob einige der über einander liegenden Körper auf, indem er sich bemühte, denjenigen wieder zu erkennen, den er suchte, und ließ sie dann schwer auf den Boden zurückfallen, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah. Jetzt hielt er inne mit seiner Beschäftigung und sagte: „Hier ist er.“

Malory kam näher und folgte mit dem Blicke der Richtung, die der Finger des Russen ihm andeutete. Gegen die innere Böschung der Vertiefung gelehnt, erblickte er einen noch sehr jung aussehenden Kommandanten von der Artillerie. Die Züge desselben waren regelmäßig und fein, seine weißen Hände von vollkommener

Form, sein Haar lockig. Die Stellung, in der er sich befand, war so ungezwungen, daß man ihn hätte für einen Schlafenden halten können, wenn nicht die Wunde auf seiner rechten Brust gewesen wäre, von der ein schmaler Blutstreifen seitwärts über seine Uniform hinabführte.

„Täuschest Du Dich auch nicht? War es bestimmt dieser Offizier, bei dem Du das Medaillon gefunden hast?" fragte jezt Malory seinen Begleiter.

„In dieser Tasche hier," entgegnete dieser mit Bestimmtheit, und zeigte auf die linke Seite des Waffenrockes des Komandanten. Malory steckte die Hand in diese Tasche und fand daselbst eine Visitenkarte vor, auf der der Name Jacques v. Maldrée stand.

„Ich kenne weder den Namen noch das Gesicht," sagte Malory bei sich.

Er suchte in seinen Erinnerungen, aber er konnte sich nicht besinnen, jemals einem Kommandanten Maldrée begegnet zu seyn. Als er sich darauf neben dem Körper auf die Knie niedergelassen hatte, um ihn genauer betrachten zu können, sah er denselben eine leichte Bewegung machen. „Er ist nicht todt!" rief er erfreut.

„Er ist nicht todt!" wiederholte Gubin maschinenmäßig.

Malory hatte sein Ohr auf das Herz des Komandanten gelegt, dieses Herz schlug ganz leise, aber es schlug noch.

„Ich habe Branntwein bei mir," wagte jezt Gubin schüchtern zu bemerken.

„Gib ihn her."

Iwan reichte dem Kapitän eine kleine Flasche hin, dann entfernte er sich, denn er wurde nicht weiter beachtet. Malory dagegen drückte den Hals der Flasche zwischen die farblosen Lippen des Kommandanten und flößte ihm etwas von der darin enhaltenen Flüssigkeit ein. Alsbald stieg eine leichte Röthe in dessen Wangen empor. Ueber ihn gebeugt, wartete jezt Malory mit ängstlicher Spannung auf den Moment, wo er die Augen öffnen würde. So vergingen wohl 5 Minuten, während welcher Zeit der Kommandant unbeweglich blieb. Das Leben verrieth sich nur durch Röthe und Blässe, die abwechselnd in seinem Gesicht aufeinander folgten. Allmälig aber belebte er sich, wie galvanisirt durch das scharfe Getränk, das Malory ihm zu wiederholten Malen in kleinen Dosen gegeben; seine Arme streckten sich nach den Seiten aus, und indem

er endlich die Augen aufschlug, murmelte er schwach: „O mein Gott!“

„Kommandant! Können Sie mich verstehen?“ fragte lebhaft der Kapitän.

Der Verwundete sah ihn an und machte ein bejahendes Zeichen.

„Sind Sie der Graf Jacques v. Maldrée? fragte Malory wieder.

„Kennen Sie mich?“ fragte der Kommandant zurück, indem er eine vergebliche Anstrengung machte, sich aufzurichten. „Ich kann mich Ihrer nicht erinnern.“

„Eine Visitenkarte, die neben Ihnen lag, hat mir Ihren Namen verrathen. Als ich ihn gelesen, beugte ich mich auf Ihre Brust herab, ich spürte, daß Ihr Herz noch schlug“ . . . .

Hier unterbrach ihn Maldrée, und als ob er in der Gegenwart seines Retters eine Kraft in sich gefühlt hätte, auf deren Vorhandenseyn er nicht mehr zu hoffen gewagt, rief er in enthusiastischer Weise aus: „Sie hat mir der Himmel geschickt! An dieser nämlichen Stelle erhielt ich meinen Schuß und verlor dann das Bewußtseyn; die Leute, die mit dem Transport der Verwundeten beauftragt waren, haben mich ohne Zweifel für todt gehalten. Wenn Sie nicht durch einen glücklichen Zufall, den ich segne, an meine Seite geführt worden wären, so hätte ich sterben müssen, ohne zuvor einem Freunde die Sorge für die Erfüllung meines lezten Willens ans Herz legen zu können. Sie sind Franzose wie ich, und Offizier, im Vertrauen darauf frage ich Sie: Wollen Sie die Bitte eines Sterbenden erfüllen?“

Brennende Neugier faßte Malory.

„Aber Sie werden gar nicht sterben, mein Kommandant; „sagte er. „Ihr Zustand erscheint mir keineswegs hoffnungslos.“

„Und doch ist er es,“ entgegnete Herr v. Maldrée mit einer Stimme, die seine Worte nicht Lügen strafte. „Die Kugel ist durch und durch gegangen, ich habe zuviel Blut verloren, und wenn ich noch am Leben bin, so verdanke ich Das einem Wunder. Gott hat nicht gewollt, daß ich sterben sollte, ohne zuvor die Zukunft meines Sohnes sichergestellt zu haben.“

„Sie haben also einen Sohn?“

„Ja, ein Kind von 10 Jahren, das in Frankreich lebt. Was ich Ihnen jezt sagen will, bezieht sich auf ihn; aber die Zeit drängt,

darum verlieren wir keine Zeit mit unnützer Sorge um meine Person, sondern hören sie mich an."

„Ich bin bereit dazu."

Herr v. Maldrée sammelte sich einen Augenblick. Er schien sein Gedächtniß und seine Kräfte, deren er nie so dringend bedurft hatte, wie in diesem Augenblick, vereinigen zu wollen, dann begann er: „Fünf Stunden von hier im Thale des Belbeck liegt nahe bei dem kürzlich durch unsere Truppen geplünderten Landsitze des Generals Bibikoff eine kleine Villa, die die Soldaten stets respektirt haben. Dort wohnt allein mit ihrer Dienerschaft eine junge Frau, deren Name Sophie Sterowski ist. Wenn Sie mir die Augen zugedrückt haben, so gehen Sie zu ihr und verkünden Sie ihr meinen Tod; thun Sie es mit aller erdenklichen Schonung."

Der Verwundete hielt inne, um Athem zu schöpfen und eine schmerzliche Bewegung, die ihn bedrückte, niederzukämpfen. Bald fuhr er indessen fort: „Sie werden meinen Auftrag begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß wir uns liebten und nach Beendigung des Krieges heirathen wollten."

„Ich hielt Sie für verheirathet," warf Malory ein, „da Sie mir von einem Sohn gesprochen hatten."

„Seit seiner Geburt bin ich Wittwer, und ich liebte Sophie, weil sie der Mutter meines Kindes glich. Sie kann Ihnen sagen, wenn sie es für gut findet Das zu thun, wie wir uns kennen gelernt haben. Da Das ihr Geheimniß ebenso gut ist als das meinige, so kann ich Ihnen dasselbe nicht ohne ihre Zustimmung enthüllen."

„Es ist auch gar nicht nothwendig, daß ich dieses Geheimniß kenne," sagte Malory, der mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung des Sterbenden gefolgt war.

Dieser seufzte tief und schwer, in seiner Brust ließ sich ein Röcheln vernehmen. „Der Tod ist nahe," sprach er traurig lächelnd, „geben Sie mir noch einmal zu trinken."

Der Kapitän reichte ihm die Flasche, und Maldrée that einen langen Zug daraus. „Das brennt," äußerte er, „aber es belebt auch."

In der That schien er neue Kraft gewonnen zu haben.

„Sagen Sie Sophie, daß ich ihr die Sorge für meinen Sohn anvertraue; sie wird gewiß den Entschluß fassen, nach Frank-

reich zu gehen, um dort das Kind unter ihre Obhut zu nehmen. Sollte Sie jedoch gegen meine Erwartung nicht im Stande seyn, eine so lange Reise zu unternehmen, so lassen Sie sich die Summe aushändigen, die ich bei ihr niedergelegt habe — es sind Dokumente im Werthe von 200.000 Francs, die das gesammte Vermögen meines Sohnes ausmachen. Mit diesen Papieren begeben Sie sich nach Havre, zu dem Notar Rubentel, meinem Sachverwalter, und legen dieselben in seine Hände. Das ist es, um was ich Sie bitte, aber ich hoffe, daß Ihnen alle diese Mühe erspart bleiben wird, indem Sophie selbst nach Frankreich geht. Jedenfalls" ....

Weiter konnte er nicht sprechen, er war vollständig erschöpft.

„Ich habe Sie verstanden," nahm jezt der Kapitän Malory das Wort, „verlassen Sie sich auf mich, mein Kommandant; ich werde für Ihr Kind sorgen, als wäre es mein eigenes."

„Haben Sie Dank, ich erwartete nichts Geringeres von Ihnen. Sie bereiten mir eine ruhige Todesstunde. Alles, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe, hatte ich auch einem Sergeanten von meiner Batterie anvertraut, einem braven Menschen, der mir sehr ergeben war; aber unglücklicherweise habe ich ihn während des Kampfes fallen sehen, und ohne Sie würde es mir unmöglich gewesen seyn, die Zukunft des kleinen Wesens sicherzustellen, das ich als Waise zurücklassen muß."

Der Kommandant stieß bald nachher einen tiefen Seufzer aus, sein Gesicht wurde aschfahl, und langsam entwich das Leben aus ihm.

„Machen Sie einen ehrenwerthen Menschen aus meinem Sohn," murmelte er noch.

„Ich wiederhole Ihnen, mein Kommandant, seien Sie darüber ohne Sorgen," versezte Malory.

Er war eigenthümlich bewegt, ebenso durch die Eröffnungen, die ihm gemacht worden waren, wie durch den Anblick dieses Todeskampfes. Seltsame Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Nach Verlauf von wenigen Tagen konnte er der alleinige Verwalter einer enormen Summe, des gesammten Vermögens des Sohnes des Herrn v. Maldrée, seyn. Die Stimme der Versuchung flüsterte ihm zu, daß dieses Geld eine vorzügliche Mitgift für seine eigene Tochter abgeben würde.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von den Schlechtigkeiten machen, welche in einem Herzen entstehen können, das in Folge

von getäuschtem Ehrgeiz mit Bitterkeit und Neid erfüllt ist. Arm bis zu jenem Tage, hatten die vertraulichen Mittheilungen, die ihm gemacht worden waren, genügt, um die verabscheuungswürdigsten Gelüste in Malory's Innerm zu entfesseln. Er näherte sich geraden Weges dem Verbrechen, denn er wünschte sich bereits Glück, daß außer ihm kein lebendes Wesen die Worte des Sterbenden gehört hatte; unter dem Eindrucke dieser Gedanken, die ihn ganz und gar erfüllten, richtete er eine Frage an Herrn v. Maldrée: „Sie sagten mir, daß Sie Ihren lezten Willen einem Sergeanten von Ihrer Batterie mitgetheilt hätten. Wie ist der Name des Sergeanten?"

„Er hieß Iwan, aber er ist nicht mehr unter den Lebenden."

„Sind Sie dessen so sicher?"

„Ich habe ihn in der Nähe fallen sehen."

„Jedenfalls werde ich mich nach ihm erkundigen," äußerte der Kapitän. „Aber da fällt mir ein," sezte er nach einigem Besinnen hinzu, „an welchem Zeichen wird Madame Sterowski erkennen, daß ich wirklich von Ihnen geschickt bin?"

„An welchem Zeichen? Ja, Sie haben Recht — warten Sie, Sie werden ihr Dieß überbringen."

Gleichzeitig griff Herr v. Maldrée mit äußerster Anstrengung in die Tasche seines Rockes — die Tasche war leer. „Das Medaillon," flüsterte er, „es ist gestohlen, oder ich muß es verloren haben."

Ungeheuere Verzweiflung malte sich auf seinem Gesichte.

„Suchen Sie Dieses hier?" fragte Malory, indem er ihm das geöffnete Medaillon vor die Augen hielt.

Ein seliges Lächeln verklärte die erlöschenden Züge des Kommandanten, und kaum verständlich hauchte er: „Ach, meine geliebte Sophie!"

Der Tod erstickte ihm das Wort tn der Kehle, schwer fiel er auf den Boden zurück, er war eine Leiche. Malory blieb noch einen Moment über den entseelten Körper gebeugt, dann erhob er sich rasch, stieß den Leichnam mit dem Fuß von sich und entfloh laufend in der Richtung auf Sebastopol, während man in der Ferne den Ton der Hörner und Trommeln hörte, die das Signal zum Sammeln gaben. Was Iwan Gubin anlangt, so war er verschwunden.

Am 9. September zog die fränzösische Armee in Sebastopol ein. Durch seinen Dienst zurückgehalten konnte sich Kapitäu

Malory nicht sofort zu Madame Sterowski begeben; erst drei Tage nach dem Tode des Komandanten war es ihm möglich, einen Urlaub zu fordern und zu erhalten.

Mit Tagesanbruch verließ er ohne jede Begleitung das französische Lager — in der genommenen Stadt hatten die Truppen nicht bleiben können —, denn er wollte durch keinen Zeugen behindert seyn. Er trug Uniform und hatte, da er zu Pferde war, kein weiteres Gepäck bei sich, als einen kleinen Mantelsack, der hinten quer über den Sattel befestigt war. Gegen 10 Uhr erreichte er die Ufer des Belbeck, eines Flusses, der in einem wunderschönen Thale fließt, das ihm seinen Namen verdankt. Die Landschaft ist entzückend; wohin sich der Blick immer wendet, überall begegnet er den fruchtbaren Abhängen des Thales, auf denen der Wein im Ueberflusse, wo herrlich belaubte Bäume stehen, die sich im Frühjahr und Herbst mit süß duftenden Blüthen und köstlichen Früchten schmücken, und prächtige Villen, den vornehmsten russischen Familien gehörend, die dort die schöne Jahreszeit zu verleben pflegen. Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, waren die Besitzungen in Folge der Anwesenheit der feindlichen Armeen in der Krim größtentheils verlassen, einige trugen sogar deutliche Spuren der Verwüstung an sich — hatten doch die schrecklichen Zuaven diese Gegend passirt. Die kräftige Vegetation, die sich hier aller Orten zeigt, verwischte übrigens in gewisser Art die Beweise dieses Durchzuges der Zuaven, oder verminderte wenigstens das Traurige ihres Anblicks, so daß es kaum einen Soldaten gibt unter denen, die an diesem entsezlichen Feldzuge vor Sebastopol Theil genommen haben, der nicht das Andenken an das Thal des Belbeck als eine der lachendsten Gegenden der Erde in seinem Gedächtniß bewahrt hätte.

Auf seinem Wege war der Kapitän nur wenigen Menschen begegnet, einigen russischen und tartarischen Landleuten vielleicht, die, gezwungen, mit den französischen oder englischen Soldaten in häufigere Berührung zu kommen, sich daran gewöhnt hatten, dieselben nicht mehr als ihre Feinde anzusehen. Malory nahm die Richtung nach der Villa Bibikoff, denn diese war ihm von dem Kommandanten als derjenigen der Madame Sterowski benachbart bezeichnet worden. Der Landsiz des Generals Bibikoff war allen Soldaten bekannt, es war der schönste, welchen das Expeditionskorps auf seinem

Marsche von Old-Fort nach Sebastopol angetroffen hatte. Uebrigens war er am Tage nach der Ausschiffung durch Zuaven geplündert worden. Der Kapitän fand also seinen Weg ohne jede Schwierigkeit; er war jezt nur noch etwa einen Kilometer von dem Ziele seiner Reise entfernt, als ihm plözlich ein sonderbarer Gedanke in den Sinn kam. Er sagte sich, daß die Uniform, die er trug, ihn kompromittiren würde, und daß, wenn man ihn in der Nachbarschaft der Villa Bibikoff sähe, dadurch die Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt werden könnte. Nun aber wollte er seine Anwesenheit in dieser Gegend überhaupt geheim halten. Weder jezt noch später sollte irgend Jemand darum wissen, und besonders beabsichtigte er, bei Madame Sterowski das strengste Inkognito zu bewahren. Er bedauerte, seine Kleidung nicht mit einer andern vertauscht zu haben, da dieselbe, falls man ihn ausspähte oder ihm gar folgte, ihn leicht in Verdacht bringen und die Neugier zu seiner Verfolgung anreitzen konnte. Von dieser Erwägung bis zu dem Entschluß, sich vor seiner Einführung bei Madame Sterowski zu verkleiden, war nur noch ein Schritt.

Er trat in das Haus eines Landmannes ein, an welchem ihn sein Weg vorüberführte. Es war von einer tatarischen Familie bewohnt, deren Oberhaupt, das einige französische Worte radebrechte, nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen endlich begriff, was der Kapitän wünschte, und ihn gegen Auszahlung von 30 Franken mit einem Anzug ausrüstete, der etwa demjenigen glich, den wir schon an Iwan Gubin beschrieben haben. Der Kapitän hütete sich wohl, zu sagen, was er mit dem Anzug wolle; er bestieg sein Pferd, ritt davon und hielt erst nach einer ganzen Strecke Weges wieder an, um sich unter dem Schuz eines Gebüsches in einen Landmann der Umgegend zu verwandeln. Die abgelegte Uniform verbarg er in dem Mantelsack und sezte seinen Weg fort. In seiner neuen Kleidung konnte er Denen, die ihm durch Zufall begegneten, keinerlei Verdacht einflößen; weder sie noch Madame Sterowski hätten je ahnen können, daß dieses Kleidung einen Kapitän der französischen Armee barg. Wenn man in diesem Augenblick Malory gefragt hätte, aus welchem Grunde er eine solche Vorsichtsmaßregel getroffen, so würde er um die Antwort verlegen gewesen seyn, noch hatte er keinen festen Plan, er folgte nur einer Art Vorgefühl, das ihm sagte, er werde gut thun, sich mit einigem Mysterium zu umgeben.

Es währte nicht lange, so kam er vor dem Hause an, das Herr v. Maldrée ihm bezeichnet hatte. Elegant, aber dennoch massiv gebaut, lag das zwei Stockwerk hohe Gebäude am Rande eines mehr laubreichen als ausgedehnten Parkes, der von einem Gitter eingefaßt war. Jenseits eines mit Blumenbeeten verzierten Rasenplatzes konnte Malory die Stufen einer breiten Freitreppe sehen, die sich terrassenartig vor der ganzen Vorderseite des Gebäudes ausdehnte. Anstatt gleich einzutreten, hielt unser Kapitän auf einige Entfernung vor dem Gitter an, stieg ab, band sein Pferd an einen Baum und begann, um die Besitzung herum zu schleichen, als wenn es ihm von Wichtigkeit gewesen wäre, die Beschaffenheit des Ortes genau zu kennen. Dieser Gang war indessen nur von kurzer Dauer; bald kehrte er zu der Stelle zurück, an der er sein Pferd verlassen hatte, erstaunt darüber, daß er in der Umgebung eines so schönen Hauses Niemand weder von der Herrschaft, noch von den Dienern hatte entdecken können. Als er noch immer mit dem Eintritt zögerte, sah er unvermuthet eine Dame aus dem Hause treten und die Allee, die nach dem Gitter führte, entlang schreiten. Malory sah sie auf sich zukommen; er erkannte sofort diejenige, deren Bildniß ihm noch immer vorschwebte.

Sie war jung, elegant und schön, hatte eine zarte Figur voller Biegsamkeit, einen vornehmen Gang, Füße und Hände eines Kindes, schwarze seelenvolle Augen, und ihre ganze Erscheinung war von einer unendlichen Anmuth umgeben. Die blendende Weiße ihres Teints, sowie die strahlende Farbe ihres reichen, blonden Haares trugen dazu bei, den Reiz zu vermehren, den sie um sich verbreitete. Man konnte sie nicht ansehen, ohne von dem Ergreifenden ihrer originellen Schönheit betroffen zu seyn. An jenem Tage war sie wie eine Italienerin mit einem weißen Gewande von indischem Mousselin bekleidet, auf dessen Falten die äußersten Enden einer breiten Schärpe von blauer Seide herniederwallten. Beim Anblick dieses anmuthigen Geschöpfes, das gleichsam umflossen war von einem Duft voll Poesie und Grazie, bedauerte Malory, daß er seine Uniform abgestreift habe, in der er denn doch stattlicher aussah, als in den ländlichen Kleidern, in die er geschlüpft war. Fast schämte er sich seiner Verkleidung. Schon entzückt von der Unbekannten, noch ehe sie mit ihm gesprochen hatte, faßte er den Vorsaz, sie durch Artigkeit, Respekt und Lebensart dennoch zu

überzeugen, daß sie es nicht mit einem hergelaufenen Landstreicher zu thun habe. Unterdessen hatte die Dame den Kopf erhoben und schien erstaunt, diesen Fremdling vor ihrem Gitter zu sehen, der ein so schönes Pferd am Zügel führte und augenscheinlich auf sie wartete. Sie stuzte und wollte sich eben nach dem Hause zurückwenden, als der Kapitän Malory rasch bis dicht an das Gitter heranging und sie also anredete: „Verzeihung meine Gnädige, sind Sie Madame Sophie Sterowski?"

„Das ist allerdings mein Name," entgegnete sie im reinsten Französisch, „kennen Sie mich?"

„Ich bin mit einer Botschaft für Sie beauftragt."

„Eine Botschaft? Ist sie vom Kommandanten v. Maldrée? Er befindet sich doch wohl?"

Mit diesen Worten war sie selbst an die Thür des Gitters geeilt, um Malory einzulassen. Er benuzte diesen Umstand, um vorläufig der Antwort auszuweichen und betrat den Garten, während auf ein Zeichen der Dame ein Diener herbeieilte und das Pferd in den Stall führte.

„Ich bin sehr gespannt, auf Das, was Sie mir mitzutheilen haben," sagte Madame Sterowski ungeduldig, „Herr v. Maldrée..."

„Könnte ich Sie wohl auf eine kurze Zeit ungestört sprechen, Madame?" unterbrach sie Malory. „Die Dinge, die ich Ihnen zu sagen habe, sind sehr ernster Natur und nur für Sie allein bestimmt."

Bei diesen Worten blickte ihn Madame Sophie aufmerksamer an, als sie es zuvor gethan hatte. Sein stolzes, sicheres Auftreten machte es troz der relativen Eleganz seiner Erscheinung der jungen Frau begreiflich, daß der Mensch, den sie vor sich habe, troz seiner gewöhnlichen Kleidung, im Stande sei, mit ihr wie Seinesgleichen zu verkehren.

„Haben Sie die Güte mir zu folgen," sagte sie. Sie ging nach der Treppe und trat zur Seite, um ihren Begleiter vorangehen zu lassen, aber auf ein höfliches Zeichen seinerseits trat sie zuerst ein. Sie gelangten in einen niedlichen kleinen Salon, in dem Alles zum Vergnügen für das Auge des Beschauenden eingerichtet zu seyn schien. Die Dame bezeichnete dem Kapitän einen Sessel, nahm selbst ihm gegenüber Plaz und begann: „Ich lebe zwar hier allein mit meinen Dienern, denen zu mißtrauen ich keinen

Grund habe, und die ohne Umstände Alles hören dürften, was Sie mir mitzutheilen haben. Dennoch ist es hier im Zimmer vielleicht bequemer für uns, für Sie, mein Herr, um sich auszusprechen, und für mich, um Ihnen zuzuhören. Wollen Sie mir jezt erkären, was Sie zu mir geführt hat?"

Malory war in großer Verlegenheit; er wußte nicht recht, wie er es beginnen sollte, Madame Sterowski den Zweck seines Besuches auseinander zu setzen. In dem Aeußern der jungen Frau lag so viel Heiterkeit, ihr Auge, der Spiegel ihrer Seele, drückte ein so schönes, reines Vertrauen aus, daß er den in ihm entfesselten verbrecherischen Begierden zum Troz sich nicht getraute, dieß Glück zu zertrümmern. Sein Zögern und die Trauer, die sein Gesicht ausdrückte, beunruhigten sein Gegenüber.

„Ist denn Das, was ich hören soll, so schrecklich?" fragte sie angstvoll.

„Herr v. Maldrée hat mich beauftragt . . ."

„O sagen Sie mir zuerst, daß er lebt, daß er wohl ist . . ."

„Ich bin beauftragt, Ihnen seine lezten Wünsche zu überbringen."

Nach diesen Worten überzog eine tödliche Blässe das Gesicht der armen Frau. Ihr Kopf sank gegen die Lehne ihres Sessels zurück, und ein schweres Stöhnen entrang sich ihrer Brust. „Also todt?" flüsterte sie.

„Er ist gestorben, wie ein tapferer Soldat, auf dem Felde der Ehre. Sein lezter Gedanke war an Sie, Madame, an seinen Sohn."

Madame Sterowski besaß Charakterstärke genug, um nicht ohnmächtig zu werden; aber schwere Thränen traten ihr in die Augen, ihr schöner Kopf senkte sich auf die Brust herab, und durch zeitweiliges Schluchzen sowie durch die unnatürlich bleiche Farbe ihres Gesichtes that sich ihre Verzweiflung nur zu deutlich kund. So mochten wohl zwanzig Minuten vergangen seyn, tiefes Schweigen herrschte im Zimmer, und Madame Sophie schien, ganz ihrem stummen Schmerz hingegeben, die Gegenwart des Kapitäns völlig vergessen zu haben. „Vergeben Sie mir, mein Herr," sagte sie dann, sich zusammenraffend, „aber dieser furchtbare Schlag traf mich ganz unvorbereitet. Ich war so voll froher Zuversicht. Am Morgen vor dem Sturm gegen Sebastopol hatte mir Herr v. Maldrée einen Brief geschrieben, in dem er mir erzählte, sein Regiment sei nicht

zur Theilnahme am Sturm bestimmt. O, er täuschte mich, um mir die grausamen Stunden der Angst um ihn zu ersparen! Aber ich hätte Das ahnen müssen — und ich, ich lebte hier thörichten Hoffnungen nachhängend! O, es ist zu schrecklich!"

„Wie ist er gestorben?" forschte sie nach einer Weile.

Malory wollte die wirklichen Umstände nicht klar legen, die ihn an des Kommandanten Seite geführt hatten, sondern vielmehr Madame Sterowski glauben machen, daß er schon seit langer Zeit Maldrée's Freund sei; er erfand also ein Märchen, das zwar nicht der Wahrheit entsprach, das aber doch das Gute hatte, daß es die Arme ein wenig beruhigte. Sie äußerte nachdenklich: „Ja, ja, er war ebenso tapfer als gut."

Jezt zog Malory das Medaillon hervor, überreichte es und sagte: „Diesen Gegenstand, der ihm überaus theuer war, übergab mir Herr v. Maldrée, damit er mir bei Ihnen als Beweis dienen solle, daß ich wirklich sein Abgesandter sei, und daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken könnten."

Madame Sophie nahm das Medaillon und verfiel, in seine Betrachtung versunken, in einen fast beunruhigten Zustand der Erstarrung.

Erst nach geraumer Zeit erhob sie sich langsam und sagte dabei bittend: „Mein Herr, Sie sind ein Freund des Kommandanten v. Maldrée, ich werde dringend Ihres Rathes bedürfen; erlaubt es Ihnen Ihre Zeit, bis heute Abend oder bis morgen mein Gast zu seyn?"

Als der Kapitän Malory sich zum Zeichen der Einwilligung verneigte, fügte sie mit zitternder Stimme hinzu: „Ich fühle das Bedürfniß, allein zu seyn, mich zu fassen und an meinen armen, geliebten Freund zu denken. Später werden Sie die Güte haben, mir seine lezten Wünsche mitzutheilen, die ich übrigens zu kennen glaube; welche es aber auch seyn mögen, ich werde sie unbedingt erfüllen. Auf Wiedersehen, mein Herr! Geben Sie Ihre Befehle und betrachten Sie dieses Haus als das Ihrige."

Sie zog sich zurück, kaum noch fähig, das Schluchzen zurückzuhalten, das sie zu ersticken drohte. Malory war allein. Wenige Augenblicke später stellte sich ein Diener zu seiner Verfügung und führte ihn in ein bequem eingerichtetes Zimmer, in dem man ihm auf seinen Wunsch ein Frühstück servirte.

Der Kapitän besaß weder genug moralische Kraft, noch auch Seelenadel, um die Situation, in die er sich plötzlich verwickelt sah, richtig und würdig beurtheilen zu können. In Folge der besonderen Verfassung, in welcher sich sein Geist befand, wie wir es auch zu schildern versucht haben, war er sehr geneigt, den Reichthum seiner Mitmenschen zu beneiden; geplagt von den verabscheuungswürdigsten Empfindungen, nährte sein Herz gegenwärtig nur sündhafte Gedanken. Bis zu diesem Tage war er ehrenhaft gewesen — vielleicht aus Gewohnheit, jedenfalls aus Nothwendigkeit, sicherlich aber nicht aus Prinzip. Der wohlthuende Einfluß seiner Gattin hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihn auf dem rechten Wege zu erhalten. Das reinste Glück war für ihn aus seiner Ehe erblüht. Die Geburt seiner Tochter hatte, wenn man so sagen darf, seinen Ehrgeiz geheiligt und die bösen Regungen zum Schweigen gebracht, die auf dem Grunde seiner Seele schlummerten, stets bereit, unheilbringend hervorzubrechen. Jezt aber war er weit entfernt von Derjenigen, die bis dahin sein guter Engel gewesen war, und so befand er sich denn allein, gewissermassen unbewehrt seinen schlechten Eingebungen gegenüber. In den Umständen, die ihn in dieses Haus geführt hatten, sah er nichts Anderes, als ein Mittel, sich zu bereichern, das der Zufall ihm in die Hände gespielt, und aus dem er nun Nutzen zu ziehen habe. Was er eigentlich thun wollte, Das wußte er selbst noch nicht, aber ohne daß er es sich zu gestehen wagte, war er fest entschlossen, jezt unter allen Umständen sein Glück zu machen. Er wußte, daß Madame Sterowski reich sei, daß außerdem bei ihr Dokumente von bedeutendem Werth als Erbschaft für den Sohn des Herrn v. Malbrée niedergelegt waren; was gab es denn zwischen diesem Reichthum und ihm für ein Hinderniß? Gar keines — oder vielmehr nur ein einziges, freilich eines, das für ein rechtschaffenes Herz unüberschreitbar ist, das Verbrechen. Ja, ein Verbrechen konnte mit einem Schlage seine ganze Stellung ändern; Alles drängte ihn in diesem Moment, es zu begehen. Die Erbitterung über seinen getäuschten Ehrgeiz, die Gewißheit, daß die Schätze, die ihm so lockend erschienen, im Bereiche seines Armes sich befanden, und schließlich noch der Gedanke, daß es ihm mit Leichtigkeit gelingen werde, sich dieselben ungestraft anzueignen.

Das waren die Ideen, die seinen Geist erfüllten, in den

Stunden, nachdem ihn Madame Sterowski verlassen hatte. In seinem Zimmer allein, überließ er sich seinen Phantasien und horchte träumerisch auf die wilden Rathschläge, die die Stimme des Versuchers ihm zuraunte. Bis zu diesem Tage waren seine Verhältnisse fast ärmlich gewesen, sein Leben war reich an Entsagungen, nur versüßt und erleichtert durch die Wonnen des Ehestandes, zuweilen aber auch eben durch diese vermehrt, in dem Gedanken, daß er seiner Gattin und seiner Tochter nicht den Luxus zu schaffen vermöge, in dessen Umgebung er diese theueren Wesen doppelt glücklich gesehen haben würde. Jetzt hing es nur von ihm ab, den Stand der Dinge zu ändern, Geld im Ueberfluß zu haben, seiner Tochter eine glänzende Mitgift zu geben und selbst als reicher Mann angenehm leben zu können. Wer könnte je die Tiefe der menschlichen Verderblichkeit vollständig ergründen! Malory sagte sich, daß er diese Frau, die hier ganz allein mit ihren beiden Dienern lebte, vollständig in seiner Gewalt habe, fern von Frankreich, außerhalb des Bereichs der Gerechtigkeit, glaubte er im Stande zu seyn, sein Verbrechen im Geheimen zu begehen und in's Lager zurückkehren zu können, nachdem er seine Schandthat mit einem ewigen Schleier verhüllt habe.

Die Wanduhr seines Zimmers schlug zwei Uhr, ihr Ton entriß ihn seinen frevelhaften Grübeleien. Schnell erhob er sich, als wolle er sich von einem bösen Traum losmachen, der ihn umfangen hielt; denn noch war die Stimme der Ehre in ihm nicht ganz verstummt. Der Park, dessen Bäume bis dicht vor seinen Fenstern standen, lud ihn zu einem Spaziergang ein, er stieg hinab. Blumen und Sträucher standen in schönster Blüthe und verbreiteten herrliche Wohlgerüche für den auf den gut gehaltenen Wegen Einherschreitenden.

Die grünen Rasenflächen erzitterten leise unter dem Hauch einer leichten Brise. Das rauschende Blätterdach ließ über ihm düstere Melodien ertönen. Einige Minuten ließ er sich vom Zufall leiten, denn er befand sich in jenem Zustande, in welchem Geist und Herz gleich unfähig sind, zu denken und zu empfinden. An der Ecke einer Allee traf er unvermuthet mit dem alten Diener zusammen, der ihn einige Stunden vorher in seinem Zimmer bedient hatte. Derselbe hatte seit etwa zwanzig Jahren bei seiner jungen Herrin im Dienst gestanden; aber die Länge der Zeit hatte seine Anhänglichkeit an sie nur immer vermehrt. Er versah das Amt

eines Kammerdieners, Hausmeisters und Gärtners und genügte so mit Hilfe seiner Tochter, die der Küche vorstand, für den gesammten Dienst in und außer dem Hause. Malory ging auf ihn zu in der Hoffnung, ihn über die Dinge zum Sprechen zu bringen, die ihn hauptächlich interessirten. Noch war er schwankend, auf welche Weise er die Unterhaltung beginnen sollte, als der alte Diener ihn erblickte, schnell auf ihn zueilte und ihn in schlechtem Französisch fragte: „Ist es wahr, Herr, was mir meine Tochter erzählt hat, daß Sie unserer Madame die Nachricht vom Tode des Kommandanten v. Maldrée gebracht haben?"

„Es ist leider wahr," gab Malory zur Antwort.

Der alte Mann ließ aus seinen zitternden Händen die Gartenscheere fallen, mit der er gerade beim Entfernen der überflüssigen Zweige von den blühenden Sträuchern beschäftigt war, und sagte trostlos: „O Gott, so habe Du Mitleid mit uns!"

„Madame und der Kommandant liebten sich wohl sehr?"

Bei obiger Frage, die Malory an Alexis — das war der Name des Dieners — richtete, erhob dieser die Augen fast vorwurfsvoll zu dem so Fragenden. „Ob sie sich liebten?" rief er. „Ja, mit aller Kraft ihrer Seelen liebten sie einander, sie waren beide so jung und schön und so herrlich für einander geschaffen. Ach Herr, Das ist ein entsezliches Unglück, Madame wird es nicht überleben."

„Seit wie langer Zeit kannten sie sich denn schon?" forschte der Kapitän weiter, denn er hoffte, durch Alexis die Auskunft zu erhalten, die er von dessen Herrin nicht zu erfragen wagte.

„Seit fünf Jahren", war die Antwort. „Im Frühling 1850 trafen sie sich zum ersten Male in Paris; Beide standen damals unter dem Druck eines großen Schmerzes, denn neun Monate vorher hatte Herr v. Maldrée seine Gattin verloren, und seit etwa der gleichen Zeit war Madame Wittwe geworden durch den Tod ihres Gatten, der zwar doppelt so alt gewesen war, als sie, den sie aber dennoch sehr geliebt hatte. Die Aehnlichkeit ihrer traurigen Lage brachte sie einander näher, sie sahen sich sehr viel. Wie Jedes von ihnen dann dazu gekommen ist, in dem Anderen einen Ersaz zu finden für das Wesen, das es betrauerte, Das kann ich Ihnen nicht erzählen; aber Das weiß ich, daß sie sich innig liebten. Eines Tages hatte dann Madame versprochen, sie wolle dem Sohne des Herrn v. Maldrée eine zweite Mutter seyn, und die Heirath

ward beschlossen. Gerade zu jener Zeit brach der unglückselige Krieg zwischen Frankreich und Rußland aus, der auch Herrn v. Maldrée von Frankreich hinweg führte. Die Trennung war herzzerreißend. Madame, die polnischer Herkunft ist, blieb anfänglich in Paris und nahm den Sohn des Kommandanten zu sich. Als aber später der Krieg sich auf die Expedition in der Halbinsel Krim konzentrirte, da erinnerte sie sich an diese Besitzung hier, die ihr gehört, und entschloß sich, das Ende des Krieges hier abzuwarten, um Demjenigen stets nahe zu seyn, den sie so unaussprechlich liebte, und den wir bereits für unseren Herrn ansahen."

„Und wo blieb das Kind?" warf Malory ein, der der Erzählung des Alten aufmerksam zugehört hatte.

„Ehe Madame Frankreich verließ, brachte sie es in eine Erziehungsanstalt und empfahl es ganz besonders der Obhut des Notars des Herrn v. Maldrée in Havre."

„Ah, des Notars Rubentel, dessen der Kommandant Erwähnung that", dachte der Kapitän, als er den treuen Alexis mit seinen trüben Reflexionen allein gelassen hatte. Die Erwähnung des Notars hatte ihn in nicht geringe Unruhe versezt, und im Schatten einer Gruppe schöner Bäume angekommen, versuchte er es, einige Ordnung in das wilde Chaos seiner Gedanken zu bringen.

Lange überließ er sich seinen Ueberlegungen; aber noch immer ohne einen bestimmten Plan gefaßt zu haben, kehrte er nach seinem Zimmer zurück. Dort erwartete ihn Alexis bereits, um ihm anzukündigen, Madame Sterowski lasse ihn bitten, sich zu ihr zu bemühen.

Malory beeilte sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und trat, von dem Diener geleitet, in die Gemächer der jungen Frau ein, die sich im ersten Stock befanden. Er traf sie allein, auf einem Divan sitzend, mit einem schwarzen Kleide angethan, wie wenn sie gleich nach Empfang der Unglücksbotschaft von dem Tode ihres Verlobten die Festkleider mit denen der Trauer vertauscht habe. Ihr Gesicht war sehr bleich und niedergeschlagen, aber der Ausdruck ihres Blickes zeigte, daß sie jezt resignirt sei und entschlossen, ihren Schmerz in das Innere ihres Herzens zu schließen, selbst wenn er ewig dauern sollte. „Ich habe gebetet und geweint," begann sie zu Malory, „ich fühle mich jezt ruhiger und bin bereit, Sie anzuhören."

„Madame,“ erwiderte Malory, „ich habe das traurige Glück gehabt, dem Kommandanten v. Maldrée die Augen zudrücken zu dürfen, ich habe seine lezten Worte sorgsam in meinem Gedächtniß gesammelt, und sie Ihnen zu bringen, Das war mein Auftrag.“

„Sprechen Sie, mein Herr.“

„Der Kommandant stellt seinen vater- und mutterlosen Sohn unter Ihren Schuz. Er starb in der Hoffnung, daß Sie fortan Mutterstelle bei diesem Kinde vertreten, und daß Sie nach Frankreich gehen würden, um dort Ihren neuen Pflichten zu leben.“

„Deine Hoffnung soll nicht getäuscht werden, Du mein Geliebter,“ sagte Madame Sophie mehr zu sich, als zu dem Kapitän. „Dein Sohn soll der meinige seyn, er soll von meinem Vermögen erben, und ich will thun, was ich vermag, um einen Mann aus ihm zu machen, würdig seines Vaters und des Namens, den er zu tragen berufen ist.“

„Da Sie so entscheiden,“ nahm der Kapitän wieder das Wort, „so hat mein Auftrag hiermit sein Ende erreicht. Nur für den Fall, daß Sie nicht im Stande seyn würden, selbst nach Frankreich zu gehen, war ich angewiesen, mir von Ihnen die Papiere zu erbitten, die das Vermögen des Sohnes des Herrn v. Maldrée ausmachen, und dieselben zu dem Notar des Grafen, Herrn Rubentel, nach Havre zu bringen.“

Diese Worte sollten Madame Sterowski glauben machen, Malory sei schon seit langer Zeit der Freund Maldrée's, und sollten somit das Vertrauen noch vermehren, das die ahnungslose Frau schon zu diesem Menschen fühlte, der ihr so herben Schmerz bereitet hatte.

„Ich werde selbst, so weit ich kann, die Aufgabe erfüllen, die mir der Dahingeschiedene gestellt hat,“ versezte sie. „Das Vermögen seines Sohnes besteht in einer Summe von 200.000 Franken, repräsentirt durch Dokumente, die sich in meinen Händen befinden; eine gleiche Summe beabsichtigte ich der Waise zu verschreiben, damit sie, falls auch ich sterben sollte, bevor das Kind die Großjährigkeit erreicht hat, in den Stand gesezt sei, ohne Sorgen zu leben.“

Wenn Madame Sterowski, während sie sich mit so viel Vertrauen aussprach, ruhig genug gewesen wäre, den vor ihr stehenden Mann aufmerksam zu beobachten, so würde sie erschreckt

gewesen seyn über den Eindruck, den die Herzählung dieser Reichthümer auf ihn hervorbrachte, die er sich durch ein Verbrechen ohne besondere Mühe aneignen konnte. Das Blut war ihm in die glühenden Wangen gestiegen, seine Augen hatten sich übermäßig erweitert, das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Sie war aber selbst zu sehr von ihrem Schmerz in Anspruch genommen, auch lag ihrer edlen Natur das Mißtrauen viel zu fern, als daß sie die unnatürliche Erregung Malory's hätte bemerken können.

„Hatte denn Herr v. Maldrée kein Testament gemacht?" fragte dieser mit einem Versuch, seiner Bewegung Herr zu werden.

„Nein, man kann es nicht gerade ein Testament nennen. Ehe er Frankreich verließ, schrieb er seinem Notar einen vertraulichen Brief, in welchem er demselben seine Absichten mittheilte, für den Fall, daß er nicht zurückkehre. Zugleich benachrichtigte er ihn darin, daß er mich beauftragt habe, wenn er es eben nicht selbst thun könne, das Vermögen seines Sohnes nach Havre zu bringen. Bisher habe ich es für das Beste gehalten, die Papiere hier aufzubewahren, aber nun werde ich sie in den nächsten Tagen selbst nach Frankreich bringen und dann auch Herrn Rubentel meine Anweisungen geben; denn ich habe die zuversichtliche Hoffnung, daß ich das Unglück, das mich betroffen hat, nicht lange überleben werde."

Heftiges Schluchzen begleitete ihre Worte. Angegriffen von dem langen Sprechen und ermattet durch die heldenmühigen Anstrengungen, die sie gemacht hatte, um ihren Schmerz zu unterdrücken, verlor das unglückliche Wesen das Bewußtseyn. Malory sah die Spannung in ihren Gesichtszügen nachlassen und die Arme regungslos auf ihren Sessel zurücksinken. Er eilte herbei, aufgeregt, in Verwirrung und nicht wissend, was er thun solle, um sie wieder ins Leben zurückzurufen. Da bemerkte er zum Glück eine Klingelschnur, mit deren Hilfe er die Dienerschaft der Madame Sophie herbeirief. Man legte sie auf ihr Bett, und die Tochter des Alexis ließ ihr die liebevollste und aufmerksamste Pflege angedeihen. Malory benuzte diese unbeobachteten Minuten, um, in der Mitte des Zimmers stehend und tiefe Traurigkeit heuchelnd, die Räumlichkeit genau zu studiren. Ein höllischer Plan dämmerte in seinem Gehirn. Er prüfte jeden Umstand, die Lage des Zimmers, die Einzelheiten des Meublements, die Thüren und Fenster mit einer unheimlichen Aufmerksamkeit. Der in ihm entstehenden Idee folgend, näherte

er sich dem Kamin und konstatirte mit Vergnügen, daß derselbe durch eine eiserne Platte luftdicht abgeschlossen sei; auch entging es seinem prüfenden Auge nicht, daß sowohl Fenster wie Thüren mit schweren Portieren dicht verhangen waren. Madame Sterowski hatte den ganzen Winter in diesem Hause verlebt, und darum waren sorgfältige Vorkehrungen gegen die strenge Kälte getroffen worden, die in dieser Jahreszeit häufig auf der Halbinsel Krim herrscht. Als der Kapitän seine Beobachtungen beendet hatte, näherte er sich dem Bett und fragte mit leiser Stimme das junge Mädchen, welches die Kranke pflegte: „Befindet sich Deine Herrin jezt besser?"

„Sie kommt eben wieder zur Besinnung."

Wirklich kam Madame Sophie wieder zu sich, sie athmete schwach. Als sie die Augen aufschlug, bemerkte sie Malory. „Ach, mein Herr," murmelte sie, verlassen Sie mich noch nicht! Ich fürchte, ich werde sterben, ohne die Aufträge meines lieben Jacques ausrichten zu können, und dann würde Ihnen diese Aufgabe zufallen. Darum bleiben Sie noch, ich bitte Sie!"

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich werde bleiben," war die Antwort.

„Die bewußten Dokumente liegen in einer Kassette, die in jener Kommode eingeschlossen ist," nahm die Dame wieder das Wort; „ich ermächtige Sie, dieselben dort zu entnehmen, wenn es nöthig werden sollte." Dieses sagend, wies Madame Sterowski auf ein festes, eichenes Möbel, das ihrem Bett gerade gegenüber stand, und gab damit Malory die einzige Auskunft, die ihm noch gefehlt hatte. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über seine Züge.

„Es ist mein herzlicher Wunsch, Madame, daß Sie am Leben bleiben," sagte er. „Sollte aber dennoch das Schicksal es anders beschlossen haben, so würde der Sohn des Herrn v. Malbrée in mir einen Vater finden, der sich die Erfüllung aller Ihrer Absichten mit dem Kinde zur heiligen Richtschnur machen würde."

Hiernach entfernte er sich leise, ohne einen Dank abzuwarten.

Seit diesem Augenblick handelte der Verblendete nur unter der Herrschaft einer einzigen Idee, wie von einer unsichtbaren Gewalt fortgerissen. Seine Kaltblütigkeit verließ ihn nicht einen Augenblick. Man könnte erstaunt seyn, einen bis dahin ehrenwerthen Menschen so mit einem Schlage zum Verbrecher werden

zu sehen; man bedenke aber, daß dieser Mann eben nur äußerlich ehrenwerth war, und daß er den Keim zum Bösen stets in sich getragen. Auch muß ja jedes Ding zu irgend einer Zeit einmal anfangen. Die Seele kann man noch nicht redlich nennen, die nie in Versuchung gerathen und darum nicht unterlegen ist, wohl aber diejenige, welche der Versuchung zu widerstehen vermocht hat. Die Gelegenheit macht die Verbrecher, hier zum ersten Mal bot sie sich Malory. Schnell war er entschlossen, und jezt gab es nur noch eine Sorge für ihn, nämlich die, keine Spuren seiner Anwesenheit an diesem Orte zurückzulassen und damit die öffentliche Meinung zu dem Glauben zu bringen, daß Madame Sophie nicht als Opfer eines Mörders, sondern in Folge eines Unglücksfalles ums Leben gekommen sei. Unter dem Einfluß dieser Nothwendigkeit nahmen die Kombinationen, die sein böser Geist ihm eingab, feste Formen an.

Im Monat September sind die Tage schon kurz. Gegen halb sieben Uhr, als sich Malory nach dem Mittagessen von seinem Tische erhob, herrschte bereits völlige Dunkelheit, und ohne den klaren Schein des Mondes würde es ihm nicht möglich gewesen seyn, sich in dem Parke, wohin er sich jezt begab, zurechtzufinden. Dank dem Mondschein fand er indessen seinen Weg und entfernte sich schnell, als wolle er sich nach Tische den Annehmlichkeiten eines Spazierganges hingeben. Die Dienstboten waren beschäftigt, er brauchte also nicht zu fürchten, daß man ihm folgen werde. Am Ende des Parkes hatte er einen Haufen noch grüner Zweige bemerkt, die von einer erst neuerdings erfolgten Beschneidung der Bäume herrührten; man hatte diese Zweige dort vorläufig aufgeschichtet, um sie dann später in einen Schuppen zu bringen, in welchem die Holzvorräthe für den Winter aufbewahrt wurden. Von diesen Zweigen wählte er etwa zwanzig der kürzesten und stärksten aus und verband sie mit Hilfe von Bindfaden, den er bei sich trug, zu einem Bündel und legte dasselbe in ein flaches Bassin, das in der Mitte eines Rasenplatzes in der Nähe sich befand, so daß er es leicht wieder herausziehen konnte. Nachdem Dieß geschehen, kehrte er nach dem Hause zurück und sezte sich auf der Terrasse bequem in einen Sessel, zündete sich eine Cigarre an und theilte Alexis, der nach seinen Befehlen fragte, mit, er wolle den Abend an diesem Orte zubringen, um die Reize der herrlichen Nacht so

recht genießen zu können. Er blieb allein bis gegen zehn Uhr, dann erschien Alexis von Neuem.

„Wie geht es Deiner Herrin?“ fragte ihn Malory.

„Sie ist so eben ein wenig eingeschlafen, sie hat sich Dem widersezt, daß meine Tochter die Nacht über bei ihr wache, und wünscht, daß wir zur Ruhe gehen.“

„Dann gehorche ihr nur“, entgegnete der Kapitän, „und lege Dich schlafen, mein Freund. Auch Deiner Tochter wird die Ruhe nöthig seyn. Was mich anbetrifft, so werde ich hier bleiben.“

„Würden Sie in diesem Falle wohl die Güte haben, Herr, die Thüre zu verschließen, bevor Sie nach Ihrem Zimmer hinaufsteigen?“

„Ja wohl, ich werde sie zuschließen.“

„Sie brauchen nur zweimal den Schlüssel herumzudrehen und dann den Riegel vorzuschieben.“ Alexis, neben den sich der Kapitän gestellt hatte, begleitete seine Worte mit einer erklärenden Geste und zeigte so dem Gaste, was er zu thun habe, um das Haus gegen Missethäter zu schützen.

„Ich weiß jezt, was ich zu thun habe“, sagte Malory. „Geh’ nun und verlaß Dich auf mich. Mir liegt ebenso daran, als Euch, nicht bestohlen zu werden.“

Alexis verschwand. Malory hörte die Uhr im Salon die Stunden schlagen, die für seine Wünsche viel zu langsam verstrichen. Was mag wohl inzwischen in diesem Kopfe vorgegangen seyn, der seit dem Morgen schon der Ort heftiger Stürme gewesen war? Wer könnte Das sagen? Das Eine nur können wir versichern, daß ihm auch nicht vorübergehend der Gedanke kam, auf den kühnen Plan, über den er fortwährend grübelte, zu verzichten, noch auch die Furcht, daß eine solche bodenlose Schlechtigkeit auch für ihn ihre verhängnißvollen Folgen haben müsse. Er hatte nur eine Sache vor Augen — das Glück. Er sah sich bereits in seiner Phantasie reich, und weit entfernt, irgend welchen Schrecken oder Abscheu zu empfinden bei dem Gedanken an die verbrecherischen Mittel, zu denen er seine Zuflucht nehmen müsse, machte er tausend Pläne für die Zukunft. Um Mitternacht erhob er sich.

„Der Augenblick ist gekommen“, sagte er sich. Er horchte aufmerksam. Aus dem Schweigen, das im Hause herrschte, und

aus der völligen Finsterniß, die es umgab, schloß er, daß Alles in tiefem Schlafe liege. Draußen im Freien war es nicht weniger still. Man hörte nur die geheimnißvollen Töne der Natur, die niemals schläft, wie das leise Aechzen der Bäume, das leichte Knistern des Erdbodens und das sanfte Rauschen der vom Winde bewegten Blätter.

Nachdem sich Malory von seiner Sicherheit in dieser Richtung überzeugt hatte, ging er in den Park nach dem Bassin, in welches er das Bündel versteckt hatte, von dem wir erzählten. Er bückte sich über das Wasser, zog die völlig durchnäßten Zweige heraus und trug sie nicht ohne Mühe nach dem Hause. Mit seiner Bürde beladen stieg er in den ersten Stock hinauf und legte dieselbe auf dem Vorplaz neben dem Zimmer der Madame Sophie ab. Dann ging er in sein eigenes Zimmer, nahm den schon vorher zur Reise gepackten Mantelsack und ein Paket Stricke und kehrte zu den Zweigen zurück, die, durch und durch mit Wasser getränkt, bereits eine förmliche Lache um sich gebildet hatten. Hierauf befühlte er seine Tasche, um sich zu versichern, daß dieselbe einen kleinen Dolch enthalte, den er stets bei sich führte, der ihm aber hier nur für den Fall dienen sollte, daß er etwa Madame Sophie wach fände. Leise näherte er sich der Thür des Schlafzimmers und klopfte. Er erhielt keine Antwort.

„Sie schläft also“, dachte er bei sich. Er öffnete vorsichtig und trat ein. Das Zimmer wurde von dem flackernden Schein einer Nachtlampe nur schwach erleuchtet; im Schatten der Vorhänge, die es theilweise umgaben, sah man das Bett, in welchem Madame Sophie schlief. Malory trat entschlossen näher. Das arme Wesen vor ihm lag in tiefem Schlummer, ihr Athem, wenngleich schwer, war dennoch sanft, wie der eines Kindes, die nervösen Bewegungen aber, die sie von Zeit zu Zeit machte, bewiesen, daß die Empfindung ihres Unglücks sie sogar bis in ihren Schlaf verfolgte. Auf dem Rücken liegend, die Arme nachlässig auf der Decke ruhend, den Kopf umgeben von den in Unordnung gerathenen herrlichen Haaren, war sie anbetungswürdig schön. Kein fühlendes Herz, das sie obenein noch unglücklich gewußt, würde sie so haben sehen können, ohne von Mitleid oder von Verlangen ergriffen zu seyn. Zur Schande und zum Lobe Malory's sei es gesagt, er empfand nichts dem Aehnliches, in diesem Augenblick waren weder sein Herz noch

seine Sinne bewegt. In dem ruhenden Körper sah er weder das verführerische Weib, noch die trauernde Wittwe, sondern einzig und allein das Hinderniß, das ihn selbst vom Glücke schied, und das darum aus dem Wege geräumt werden mußte.

Während er sich vorbereitete, den Plan, den er gemacht hatte, auszuführen, kam ihm plözlich ein neuer Einfall, an den er bisher nicht gedacht hatte, nämlich: konnte nicht Madame Sterowski jeden Augenblick erwachen und ein Angstgeschrei ausstoßen? Freilich blieb ihm dann die Auskunft, sie zu erdolchen, zu erdrosseln oder zu ersticken, aber diese drei Mittel schienen ihm gleich wenig geeignet. Das erste hatte den großen Nachtheil, daß es, falls man jemals den Körper des Opfers auffand, den Beweis lieferte, daß dasselbe eines gewaltsamen Todes gestorben sei; was die beiden andern betraf, so konnten sie eine lange Zeit in Anspruch nehmen und vielleicht einen schrecklichen Kampf herbeiführen. Diese Ueberlegungen durften jedoch nicht lange dauern, denn die Zeit drängte; schnell hatte Malory seinen Entschluß gefaßt. Im Bereiche seiner Hand sah er auf dem Kopfkissen ein Sacktuch liegen, dieses ergriff er, drückte es zu einem Ballen zusammen und zwang dann Madame Sophie, indem er behutsam ihre Nasenlöcher zuhielt und so das Athmen durch dieselben verhinderte, ihren Mund zu öffnen, in den er mit einem Schlage roh das Sacktuch hineinpreßte. Die unglückliche Frau fand sich geknebelt, als sie halberstickt aus dem Schlafe erwachte, aber noch ehe sie Zeit fand, zu begreifen, was mit ihr vorging, wurde ihr auch schon die Decke, unter der sie lag, über das Gesicht geworfen und ihr dadurch der Anblick Dessen entzogen, der sie so unbarmherzig peinigte. Zu gleicher Zeit fühlte sie sich vom Kopf bis zu den Füßen in die Decke eingehüllt, mehrere Male um sich selbst gedreht und darüber an Armen und Beinen gefesselt, so daß sie wie eine todte Masse liegen blieb, ohne die Möglichkeit, zu schreien oder zu sehen, was um sie her vorging.

Alsdann kehrte Malory rasch in die Mitte des Zimmers zurück, kniete nieder und machte mit Hilfe seines Dolches einen kreisförmigen Einschnitt in den Teppich, so daß er den Stoff wegnehmen und ein Loch herstellen konnte, das unten durch die weißen Marmorplatten geschlossen wurde, die den Boden des Zimmers

bildeten. Er eilte nach der Thür, ergriff draußen das Bündel, welches er dort niedergelegt, schleppte es nach dem improvisirten Heerd und entzündete es, nachdem er eine Art Scheiterhaufen daraus gebildet, mit Hilfe von etwas Stroh, das er zu diesem Zweck zu sich gesteckt hatte. Die Flamme, gewissermassen gedämpft durch die Zweige, die sie verzehren sollte, bedeckte einstweilen nur deren Rinde, auf der sich ein leichter zischender Schaum bildete, der durch das Wasser verursacht wurde, das aus ihnen hervorquoll. Sofort entwickelte sich dichter Rauch, der, durch die luftdicht verschlossenen Fenster und Thüren keinen Ausweg findend, in Zeit von wenigen Minuten das Zimmer mit einer dichten Wolke füllte. Selbst fast erstickend, die Augen mit Thränen gefüllt, hustend und spuckend, erhob sich Malory, tastete sich nach dem Möbel, das ihm Madame Sterowski bezeichnet hatte, und öffnete es. Dort standen in einem der Fächer, inmitten von Stößen von Leinenzeug, zwei kleine Koffer. Nicht wissend, welches der richtige sei, nahm sie Malory beide und steckte sie unter seinen linken Arm. Hierauf an seinem Scheiterhaufen, der jezt stark zu brennen begann, wieder vorbeipassirend, ergriff er einen der brennenden Zweige, und warf ihn auf das Bett der unglücklichen Madame Sophie; dann die Thür öffnend, die er fest hinter sich verschloß, nahm er auf dem Vorplaz seinen Mantelsack und eilte, so schnell er konnte, die Treppe hinab. Im Stalle stand sein Pferd bereits gesattelt, er zog es heraus, führte es auf den Weg, warf sich hinauf und jagte wenige Minuten später auf der Straße nach Sebastopol davon. Zehn Minuten hatten ihm zur Ausführung seiner entsezlichen That genügt. Um sechs Uhr traf er mit Ablauf seines Urlaubs im Lager ein und antwortete beim Appell mit seinem Namen.

Nicht vor dem Ablauf dieses Tages gelang es ihm, sich auf kurze Zeit von seinen Kameraden abzusondern und in der kleinen Stube, die er in einem der stark zerschossenen Häuser von Sebastopol okkupirte, die erwähnten beiden Koffer zu öffnen. Der eine enthielt Werthe, zahlbar an den Besitzer, im Betrage von 400.000 Franken, in dem andern war ein Schmuckkästchen eingeschlossen, auf dessen Polstern Edelsteine ruhten, die er fast auf einen ebenso hohen Werth schäzte. Er legte die Dokumente in seine Brieftasche, verbarg die Diamanten in einem von seinen Koffern und verbrannte die Kästchen, in denen Beides eingeschlossen gewesen war.

Am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht, daß während der Nacht ein Haus in der Nachbarschaft der Villa Bibikoff verbrannt sei, und daß man in seinen rauchenden Trümmern drei verkohlte Leichname gefunden habe. Malory, der auch hiervon hörte, athmete erleichtert auf. Somit war es also vollbracht, er war reich, und von seinem Verbrechen oder Denen, die dasselbe hätten bezeugen können, war nichts geblieben, das ihn anklagen konnte. Wenige Tage später bat er, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Da die Einnahme von Sebastopol das Ende des Krieges zu bedeuten schien und man auf den baldigen Abschluß des Friedens rechnete, so schickte man einen Theil der Truppen in die Heimath zurück. Malory hatte den ganzen Feldzug mitgemacht, und so gehörte er denn mit zu Denjenigen, die für die Heimkehr bestimmt wurden.

Uebrigens erinnerte sich der Kapitän, daß der Kommandant Maldrée in seinen lezten Mittheilungen eines Sergenten mit Namen Jabin Erwähnung gethan hatte, als eines Menschen, der ihm stets treu gedient habe, und der unter seinen Augen in der lezten Schlacht geblieben sei; aus wohl begreiflichen Ursachen fürchtete Malory diesen Mann, ohne ihn zu kennen, und wollte sich daher Gewißheit verschaffen, ob derselbe wirklich todt sei. Er stellte also Nachforschungen beim Generalstabe des Höchstkommandirenden an und erfuhr daselbst, daß der Sergeant Jabin seit dem Tage des Sturmes verschwunden sei; man wußte, daß er schwer verwundet worden war; aber Niemand konnte sagen, was weiter aus ihm geworden. In den Listen seines Regiments waren hinter seinem Namen die Worte vermerkt: „Vermißt seit dem Tage des Sturmes, den achten September.“

Er ist sicher todt, dachte Malory, sehr beruhigt durch diese Entdeckung. Jabin war der einzige Mensch außer ihm selbst, der Kenntniß von dem lezten Willen des Herrn v. Maldrée hatte; wenn er nicht mehr war, so wußte Niemand, daß der Kommandant ein Vermögen bei sich gehabt habe, das für seinen Sohn bestimmt gewesen, mithin konnte auch Niemand auf den Gedanken kommen, nachzuforschen, wo dieses Vermögen geblieben sei. So schien sich Alles zu vereinigen, um das Verbrechen Malory's für ewige Zeiten der Vergessenheit zu überliefern. Er hatte eine Frau getödtet, hatte den Tod eines Greises und der Tochter desselben herbeigeführt, ein be-

wohntes Haus absichtlich in Brand gesteckt, das Gut seiner Mitmenschen gestohlen, hatte endlich eine Waise beraubt, und dennoch hatte kein Mensch Verdacht gegen ihn.

Unterdessen segelte er nach Frankreich zurück; aber erfüllt von fieberhafter Ungeduld, ging ihm die Reise für seine Wünsche viel zu langsam. Er sehnte sich darnach, den Fuß wieder auf den Boden seines Vaterlandes zu setzen, um damit das Meer zwischen sich und den Schauplaz seiner Unthat zu bringen und sich seiner Reichthümer behaglich erfreuen zu können. Bis jezt empfand er zwar noch keinerlei Gewissensbisse; allein er konnte nicht das ihm stets vor Augen schwebende Bild der Madame Sophie aus seinem Gedächtniß verbannen, so wie er sie hatte liegen sehen in dem Augenblick, ehe er sie knebelte. Diese Erinnerung drängte sich ihm gebieterisch auf, und sie war die Quelle der Leiden, die sein Gedächtniß, unfähig zu vergessen, ihm später bereiten sollte. Nur wenn er an seine Gattin und besonders an seine Tochter dachte, so fühlte er sich einigermaßen beruhigt; seit fünfzehn Monaten von ihnen getrennt, hoffte er die Leztere größer und schöner wiederzufinden und genoß bereits im Voraus die Süßigkeit ihrer kindlichen Liebkosungen.

Derartig waren die Ideen, die diesen Mann während seiner Reise beschäftigten; eine aber gab es, die die übrigen alle in den Hintergrund drängte, und Das war die, daß der Notar Rubentel Besitzer eines Briefes des Herrn v. Maldrée sei, der fast einem Testamente gleichkam. Für Jemand, auf dessen Gewissen ein Verbrechen lastet, wird Alles zum Gegenstand der Furcht, besonders beunruhigend ist ihm jedoch das Unbekannte. Von dem lebhaften Wunsche beseelt, Alles zu vernichten, das auf die Spur seiner Schandthat führen könne, konnte er sich eines Schauders nicht erwehren, sobald ihm der Name Rubentel's einfiel.

„Ich werde die Bekanntschaft dieses Herrn machen müssen“, sagte er dann zu sich selbst, „und dann sehen, was weiter zu thun ist.“ Indem er sich dem Spiele seiner erregten Einbildungskraft hingab, sah er im Geiste schon die Möglichkeit, wie er den ihm gefährlichen Brief des Herrn v. Maldrée verschwinden lassen wollte. Endlich in den ersten Tagen des Monat Oktober wurde er in Marseille ausgeschifft; er hielt sich dort nur so lange auf, als erforderlich war, um seinen Reisepaß von der Militär-Intendantur revidiren zu lassen, und machte sich dann sofort auf den Weg nach

Lyon, denn in der Nähe dieser Stadt, bei seiner Schwiegermutter, wohnten seine Frau und Tochter.

Eines Abends, als es schon Dämmerung war, langte er vor dem Häuschen an, in welchem seine Gattin für die Zeit seiner Abwesenheit eine Zuflucht gefunden hatte. Ueber eine Hecke hinweg, die den Garten von der Seite des Weges her einschloß, sah er ein kleines siebenjähriges Mädchen in Trauerkleidern: er erkannte sein eigenes Kind. Krampfhaft zog sich sein Herz zusammen, wie wenn ihm ein großes Unglück bevorstehe; denn er war troz Allem, was hinter ihm lag, noch nicht so vollständig verhärtet, daß er unempfindlich gewesen wäre gegen den Verlust eines Wesens, das er so innig geliebt hatte. Er eilte vorwärts und fiel zu den Füßen seiner Tochter auf die Kniee nieder. Das Kind fiel ihm um den Hals und brach in ein Freudengeschrei aus. Sogleich eilte nun auch seine Schwiegermutter herbei — sie war ebenfalls ganz in Schwarz, wie das Kind. Als sie ihren Schwiegersohn erblickte, brach sie in Thränen aus, und ihn in ihre Arme schließend, rief sie: „Ach lieber Sohn, welch ein Unglück hat uns betroffen!"

„Was denn? von was für einem Unglück sprichst Du?"

„Hast Du denn meinen Brief nicht erhalten?"

„Welchen Brief?"

„Erbarmen! Er ahnt nichts. Claire ist gestorben!"

„Gestorben!" wiederholte tonlos der Kapitän, der über sich selbst erstaunt war, daß er keinen heftigeren Schmerz in seinem Herzen bei dieser Nachricht empfände.

„Ja, ganz plözlich ging es mit ihr zu Ende in der Nacht vom elften zum zwölften September."

Malory erbebte. Also in derselben Stunde, in der er Madame Sophie ermordet, hatte daheim seine Gattin den lezten Seufzer ausgehaucht. Unsagbarer Schrecken bemächtigte sich seiner. Um den Klagen seiner Schwiegermutter aus dem Wege zu gehen und mit sich allein zu seyn, heuchelte er dumpfe Verzweiflung und zog sich eilig in das für ihn bereitete Zimmer zurück. Er verlebte dort eine entsezliche Nacht, mehr erschrocken über das furchtbare Zusammentreffen, von dem er soeben gehört, als betrübt über den Tod seiner Gattin. Was in jener Nacht in seinem Innern vorging, muß schrecklich gewesen seyn. Am nächsten Morgen zeigten sich denn auch in seinem Gesicht deutliche Spuren von Ermüdung

und Schlaflosigkeit. Dessenungeachtet erschien er äußerlich ruhig, hörte gefaßt die eingehende Schilderung des traurigen Ereignisses mit an und suchte von nun an den einzigen Trost in den Liebkosungen seines Kindes. Einen Tag später sprach er die Absicht aus, abzureisen, traf verschiedene Anordnungen bezüglich seiner Tochter, die er noch für einige Monate in diesem Hause lassen wollte, und versprach, daß er selbst bald auch dahin zurückkehren werde. Drei Tage darauf langte er in London an, woselbst er sich der Diamanten der Madame Sterowski entledigen zu können hoffte. Wenn Das geschehen, wollte er dann nach Havre gehen, um daselbst die Bekanntschaft des Notars Rubentel zu machen.

Wenn Jemand nicht Dieb von Profession ist und also auch keine Beziehungen zu den Hehlern hat, so soll es für ihn durchaus nicht leicht seyn, sich dergleichen gestohlener Kostbarkeiten zu entäußern. In Paris zum Beispiel sind bekanntlich die polizeilichen Vorschriften für die Juweliere dergestalt streng, daß es sich keiner von ihnen einfallen lassen würde, Steine von größerem Werth an sich zu bringen, ohne sich vorher über den Namen, die Wohnung, die Beschäftigung, mit einem Worte die gesellschaftliche Stellung des Verkäufers genau informirt zu haben. In London ist der geheime Handel mit gestohlenen Sachen sehr viel weniger schwierig, darum bringt eine große Menge von Missethätern die Früchte ihres Raubes gerade in dieser Stadt an den Mann, und Malory hatte sich schnell dafür entschieden, es ebenso zu machen. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, seinen werdenden Reichthum mit Geheimniß zu umgeben, es zu vermeiden, etwa Erklärungen darüber geben zu müssen, wie denn diese Edelsteine in seinen Besiz gelangt seien, und Dieß war auch der Grund, der ihn zu der Reise nach London veranlaßt hatte. Kaum angelangt in dieser Stadt, in der er übrigens nicht längere Zeit verweilen wollte, als zur Ausführung seiner Absichten dringend erforderlich war, machte er sich auf den Weg, um einen liebenswürdigen, nicht allzu gewissenhaften Juwelier zu finden, aber unglücklicher Weise kannte er keinen Menschen, der ihm über Das, was er suchte, hätte irgend welche Auskunft geben können. Uebrigens stand auch seine Frechheit noch nicht auf derselben Höhe, wie das Verbrechen, das er begangen. Er wußte nicht, wie er es beginnen sollte, seine Diamanten einem Kaufmann anzubieten. Mußte denn der Mann,

wenn er den Werth der Steine erkannte, nicht neugierig werden und sich erkundigen, aus welcher Quelle dieselben stammten? Er befand sich in großer Verlegenheit. An dem sogenannten „Strand“ ging er mehrfach vor den glänzenden Läden auf und ab, in deren Schaufenstern die herrlichsten Schmucksachen ausgestellt waren. Jeden Augenblick sagte er: „In diesen werde ich nun eintreten.“

Er gelangte auch wirklich bis an die Thür, dort aber machte er Halt und warf, die Stirn an die Glasscheiben gelehnt, einen Blick in das Innere des Lokals. Sei es nun, daß ihm der Laden zu sehr mit Käufern gefüllt war, sei es auch, daß es Malory nur an der nöthigen Entschlossenheit fehlte, oder sei es endlich, daß ihm das Gesicht des Verkäufers oder seiner Gehilfen kein Vertrauen einflößte, jedesmal kehrte er wieder um, um dasselbe Manöver vor der Thür eines anderen Lokals zu wiederholen. Dabei wurde er fortwährend von einer unerträglichen Unruhe geplagt. Er hatte das Gefühl, als müsse sein Verbrechen mit flammenden Buchstaben auf seiner Stirn geschrieben stehen, und als schauten sich alle Vorübergehenden nach ihm um, als wollten sie ihn genauer betrachten. Als ihm an einer Straßenecke ein Polizist begegnete, zitterte er und glaubte jeden Augenblick, man werde ihn festnehmen.

„Nein, ich wage es nicht“, dachte er bei sich. Gedankenlos sezte er seinen Weg fort; was um ihn her gesprochen wurde, verstand er nicht, denn er war der englischen Sprache nicht mächtig, und die Straßen dieser ungeheuren Stadt, die er vorher nie gesehen, breiteten sich wie ein Labyrinth vor ihm aus. So gelangte er denn nach einiger Zeit durch Zufall an das Ufer der Themse, nahe bei den Docks, in das Viertel, das fast ausschließlich von Matrosen bewohnt wird, die sich am Lande aufhalten. Dort sieht man auf beiden Seiten der Straßen, die auf den Kai ausmünden, düsteren Räuberhöhlen vergleichbare Wirthshäuser sich erheben, hinter deren Fensterscheiben Modelle von Schiffen stehen, während ihre Thüren von Mastbäumen überragt werden, an denen man die Flaggen aller Nationen vertreten findet. Diese Merkmale bezeichnen den ein Unterkommen suchenden Matrosen die Orte, wo sie gegen Geld Tisch und Bett finden können. Man begegnet ihnen in diesen Wirthshäusern mit der größten Zuvorkommenheit. Sie finden dort alle Vergnügungen vor, die ihrem Bildungsgrade entsprechen, verführerische Leichtfertigkeit, Kredit und Geld, aber man über-

vortheilt diese armen Menschen hier zugleich in der schändlichsten Art und Weise, man plündert sie aus und leert ihre Geldbeutel. Ganz verloren sind jedoch Diejenigen, die als Schuldner einer solchen Kneipe sich nicht im Stande sehen, ihre Schuld zu bezahlen. Sie werden dann zur Waare, zum Gegenstande eines wahrhaft erniedrigenden Handels und sind genöthigt, ein Engagement einzugehen mit dem Kapitän irgend eines Schiffes, das gerade bereit liegt, in See zu gehen, und zwar für einen Preis, der häufig kaum nenneswerth ist, und von dem dann der Gläubiger, unter dem Vorwande, sich bezahlt zu machen, auch noch den größten Theil für sich beansprucht.

Die „Lodging houses“, so werden diese Wirthshäuser genannt, sind eine der entsezlichsten Plagen Londons. In diesen Stadttheil der Seeleute hatte der Zufall Malory gegen 2 Uhr Nachmittags geführt. Seit langer Zeit schon auf den Beinen und in einer geistigen, wie körperlichen Verfassung, die seine Anstrengungen verdoppelt hatte, erinnerte er sich plözlich, daß er noch nicht zu Mittag gegessen habe. Er blieb stehen und schaute nach rechts und nach links, einen Ort suchend, wo er eine Mahlzeit einnehmen könne; denn nach einer solchen spürte er dringendes Verlangen. Er bemerkte nichts Anderes, als jene Winkelschenken, von denen wir eben gesprochen. Zwar empfand er etwas, wie Scham, in eines dieser Lokale einzutreten; aber bald wurde dieses Gefühl durch den Hunger zum Schweigen gebracht. Er warf einen Blick über die lange Häuserreihe, die sich vor ihm ausdehnte, wählte Dasjenige aus, das ihm am Wenigsten abschreckend erschien, und trat ein. Er befand sich in einem geräumigen Saal, dessen ganze Ausrüstung in hölzernen Tischen und Bänken bestand, die auf dem Erdboden befestigt waren, sowie einer Art Schenktisch, der mit kalten Fleischgerichten und Bierkannen angefüllt war. Hier und da saßen einige Matrosen; Dirnen mit verwelkten, aber herausfordernden Gesichtern, aßen und scherzten mit ihnen. Zwei Kellner bedienten die Gäste und leisteten dabei den Anweisungen eines Mannes Folge, der hinter dem Schenktisch saß, und der kein Anderer war, als der Besitzer der Schenke.

Auf diesen Menschen ging der Neueingetretene zu, zeigte mit dem Finger auf ein noch frisches Stück Rostbraten und forderte auf ähnliche Weise ein halbes Maß Ale, dann nahm er an einem

Tische Plaz, auf den die erwähnten Gegenstände vor ihn hingestellt wurden, und begann mit großem Appetit zu essen. Als er sich halb und halb gesättigt fühlte, begann er die im Saale anwesenden Personen zu mustern; während er noch hiermit beschäftigt war, öffnete sich von Neuem die Thür, und es trat ein junger Seemann ein, mit kleiner, aber untersezter Figur und energischen Gesichtszügen, auf dessen Hut der Name eines französischen Schiffes geschrieben stand. Einer der Kellner eilte ihm entgegen, aber der junge Matrose beseitigte ihn mit einer Handbewegung und ging geraden Weges auf den Schanktisch zu. Dort angelangt, zog er aus seiner Tasche eine dicke silberne Uhr hervor und bot sie dem Besitzer des Lokals an, indem er auf französisch mit leiser Stimme, aber doch so, daß Malory seine Worte deutlich verstehen konnte, sagte: „Wollt Ihr mir diese Uhr abkaufen, Butts?"

„Was, gestern seid Ihr erst angekommen und habt heute schon kein Geld mehr?" rief Butts, indem er Erstaunen heuchelte. Seit vierzig Jahren etwa verkehrten bei diesem Menschen Matrosen aus aller Herren Länder, und so war es gekommen, daß er drei oder vier Sprachen leidlich fließend redete.

„Ob ich reich oder arm bin, was geht das Euch an, Ihr altes Meerschwein?" entgegnete der Seemann. Ich verlange drei Pfund für diese Uhr, wollt Ihr sie geben oder nicht?"

„Drei Pfund? Wer hat Euch denn gesagt, daß sie so viel werth ist?" Bei diesen Worten hatte Butts die Uhr genommen und prüfte sie von allen Seiten.

„Pah!" sagte er dann geringschätzig, „sie hat keinen Werth!"

„Keinen Werth! Die Uhr, die mir meine Mutter geschenkt hat, als ich aus der Heimath fortging, keinen Werth! Wenn meine Börse nicht gänzlich auf dem Trocknen wäre, so würde Euch dieses Andenken nie zu Gesicht gekommen seyn."

„Nun, ein Pfund will ich Euch allenfalls dafür geben."

„Fünfundzwanzig Franken! Das ist ja der reine Diebstahl!"

„Und Das würde ich auch nur thun, um Euch eine besondere Gefälligkeit zu erweisen," erwiderte der würdige Hausvater mit einer nicht mißzuverstehenden Anspielung: „Ich würde die Uhr lieber gar nicht kaufen. Wartet einmal: behaltet sie lieber, es ist vielleicht für uns Beide besser so."

Schweigend nahm der Matrose seine Uhr zurück. Während

Butts ihn nicht weiter beachtete, blieb er verwirrt vor dem Schenktische stehen, unentschlossen, ob er gehen oder bleiben solle. In diesem Augenblick machte ihm Malory ein Zeichen, auf welches er dadurch antwortete, daß er sich dem Tische näherte, an welchem der Kapitän speiste.

„Ich habe Eure Unterhaltung mit angehört, mein Freund," sagte der Leztere, „und kann dem Verlangen nicht widerstehen, einem Landsmann aus der Verlegenheit zu helfen. Behaltet Eure Uhr, ich will Euch diese drei Pfund leihen, Ihr könnt sie mir zurückgeben, wenn Ihr wollt." Gleichzeitig ließ er drei Goldstücke in die Hand des erstaunten Matrosen gleiten.

„Ihr wollt mir dieses Geld leihen, ohne mich auch nur zu kennen?" sagte er zögernd.

„Ja, Euer Gesicht flößt mir Vertrauen ein."

„So behaltet wenigstens die Uhr als Pfand. Wenn ich nach einem Jahr noch lebe, so werde ich sie zurückfordern, indem ich Euch das Geld zurückgebe."

„Ich will Euch nicht eines Andenkens berauben, das Ihr von Eurer Mutter habt."

„Gut denn, Herr, ich nehme Ihr Anerbieten an, aber meiner Treu, es ist zwischen uns auf Tod und Leben. Ich heiße Bucaille und diene auf dem „Vesuv"; wenn Sie je einer soliden Faust bedürfen sollten, sie steht Ihnen alle Zeit zu Diensten."

Und Bucaille bot Malory die besagte Faust, in diesem Falle aber geöffnet, dar, der Kapitän schüttelte sie und behielt sie einen Augenblick in der seinigen, indem er sagte: „Sezt Euch ein wenig zu mir; wir wollen zusammen ein Glas auf unsere beiderseitige Gesundheit leeren."

Bucaille ließ sich nicht lange nöthigen. Er sezte sich Malory gegenüber, und sich jezt an Butts wendend, der, durch die immer zahlreicher werdenden Gäste abgezogen, die Unterhaltung nicht gehört hatte, die wir eben berichteten, rief er ihm zu: „Ich habe mich entschieden, ich werde meine Uhr behalten. Gebt uns Wachholder, und zwar vom Besten."

„Halt, um Euch einen Dienst zu erweisen, will ich sie mit eineinhalb Pfund bezahlen," antwortete der Wirth, der sich ein so vortheilhaftes Geschäft nicht entschlüpfen lassen wollte, und der

sein Anerbieten noch einmal wiederholte, als er seinen Gästen das verlangte Getränk reichte.

„Jezt verkaufe ich meine Uhr um keinen Preis."

Butts blickte erst Bucaille, dann Malory erstaunt an; er konnte sich nicht erklären, warum der Matrose so plözlich seinen Entschluß geändert habe. Dann zog er sich zurück.

„Er kauft also Schmucksachen?" fragte Malory seinen Genossen, indem er auf den sich entfernenden Herbergsbesitzer deutete.

„Der? Der kauft Alles, was man ihm anbietet, vorausgesezt, daß er es für einen niedrigen Preis bekommt."

„Ist er denn reich?"

„Das weiß ich nicht, ob er reich ist, aber wenn er es nicht selbst ist, so muß er Kumpane haben, die es für ihn sind; denn sowohl jeder arme Teufel, der wie ich Geld braucht, als auch jeder Spizbube, der gestohlene Sachen verkaufen will, kann sicher seyn, daß er hier Jemand findet, mit dem er seinen Handel abschließen kann. Man könnte fast glauben, der Vater Butts sei das Oberhaupt einer Diebsbande.

„Hat denn aber die Polizei gar keinen Verdacht gegen ihn?"

„Bah, die Polizei ist ein gutes Kind! Butts hat ihr schon manchen guten Dienst geleistet. Denken Sie nur, er kennt die Bemannung eines jeden Schiffes, die Matrosen haben keine Geheimnisse vor ihm, und nicht selten hat er den Gerichten auf die Spur von Mördern geholfen, die sich auf das Meer geflüchtet hatten. Es liegt also in dem eigenen Interesse der Polizei, die Augen zu schließen. Außerdem handelt er stets im Verborgenen, und sein Wahlspruch ist: „Verschwiegenheit und Geheimniß."

Die Unterhaltung wurde immer anziehender für Malory. Er entnahm derselben kostbare Andeutungen und sah bereits die Möglichkeit voraus, seine Diamanten an diesen dunklen Ehrenmann Butts oder wenigstens durch dessen Vermittlung verkaufen zu können, ohne dabei jenen Nachforschungen zu begegnen, die er so sehr scheute.

„Glaubt Ihr wohl, daß Butts der geeignete Mann sei, der mir Edelsteine von bedeutendem Werthe abkaufen würde?" fragte er Bucaille.

„Sie haben Edelsteine zu verkaufen?" äußerte dieser, indem er es vermied, eine direkte Antwort zu geben.

Er sah den Kapitän an, und in seinem Blick sprach sich deutlich

ein Verdacht aus, den jene Frage in ihm rege gemacht hatte. Wenn man Werthsachen, die einem gesezlich gehören, veräußern will, so sucht man in der Regel nicht in einer dunklen Taverne nach einem Käufer.

„Der Mann ist also ein Dieb!" dachte Bucaille, und seine Geberden drückten unwillkürlich das Mißtrauen aus, das er empfand.

Malory ahnte seinen Verdacht, und um denselben zu zerstreuen, nahm er das Wort:

„Ich bin kürzlich von einem Unglück betroffen worden, das mich fast zu Grunde gerichtet hat. Um die Folgen desselben unschädlich zu machen, sehe ich mich in die traurige Nothwendigkeit versezt, Schmucksachen zu verkaufen, die sich als Erbstück meiner Familie in meinem Besiz befinden. Zu diesem Ende bin ich hierher nach London gekommen; denn in Paris, wo ich bekannt bin, würde ich diesen Verkauf nicht haben geheim halten können. Es liegt mir aber natürlich sehr viel daran, daß man besonders in der Geschäftswelt nicht erfahre, zu welchen äußersten Mitteln ich meine Zuflucht nehmen muß, um meinen Kredit und meine ganze Stellung zu retten."

Bucaille stellte sich, als genüge ihm diese Erklärung, und entgegnete kalt: „Das ist Eure Sache und nicht meine, mein Herr, ich brauche weiter nichts davon zu wissen. Ich glaube wohl, daß Ihr Euch mit dem Vater Butts verständigen werdet. Ich muß jezt fort. Aber ich wiederhole, macht ihm nur Eure Anerbietungen, er wird Euch bei dem leisesten Wink verstehen. Ihr habt mir einen Dienst leisten wollen, darum war ich Euch diese Auskunft schuldig, jezt aber sind wir fertig mit einander."

Er erhob sich, grüßte, und ehe Malory ihn zurückhalten konnte, war er bereits fort. Malory, ganz verduzt, sah ihn das Lokal durchschreiten, die Thür öffnen und verschwinden.

„Was hat er denn?" fragte sich Malory voller Unruhe.

Als er jezt die Augen niederschlug, konnte er einen leisen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Die drei Goldstücke, die er dem Matrosen gegeben und dieser angenommen hatte, lagen auf dem Tische. Der brave Junge hatte sie, als er fortging, nach dem Teller des Kapitäns hingeschoben, um diesem dadurch anzudeuten, daß er sie nicht aus Vergeßlichkeit liegen gelassen habe,

sondern weil er von diesem Gelde nichts haben wolle. Malory erröthete vor Scham.

„Der Dummkopf!“ murmelte er.

Er blieb kurze Zeit nachdenklich sitzen, dann zuckte er die Achseln, nahm das Geld, steckte es in seine Tasche und gab dem Wirth einen Wink. Derselbe eilte herbei.

„Herr Butts,“ sagte Malory, „ich will Ihnen einige Diamanten verkaufen.“

„Ist die Summe bedeutend?“ fragte dieser dagegen, ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen, und als habe er den Vorschlag ganz natürlich gefunden.

„In Frankreich ist ihr Werth auf 400.000 Francs geschäzt worden.“

„16.000 Pfund! Solche bedeutende Geschäfte mache ich nicht.“

„Es ist aber ein sehr vortheilhaftes. Ich gebrauche Geld und werde meine Forderung nicht zu hoch stellen.“

Butts überlegte einen Augenblick und sagte darauf: „Gut denn, ich werde das nöthige Geld aufnehmen; wo sind Ihre Steine?“

„In meinem Hôtel.“

„So werde ich sie mir heute in Begleitung eines Sachverständigen ansehen.“

„Nein, nein!“ rief Malory heftig, „Das geht nicht. Geben Sie mir nur eine Zeit an, so werde ich die Schmucksachen hierher bringen. Ich sage Ihnen indeß im Voraus, daß ich noch heute das Geld dafür haben muß.“

„Kommen Sie also um neun Uhr heute Abend“, schlug Butts vor, „ich werde zu derselben Zeit den Sachverständigen hierherbestellen, und dann werden wir schon handelseinig werden.“

Nach diesen Worten nahm er ruhig seinen Plaz hinter dem Schenktisch wieder ein, ohne irgend welche Auskunft zu verlangen. Malory dagegen bezahlte schnell seine Zeche und entfernte sich. Den Rest des Tages über irrte er ziellos in den Straßen von London umher; als aber der Abend gekommen war, kehrte er in seinen Gasthof zurück, belud sich mit einem Kästchen, das die Diamanten enthielt, und steckte aus Vorsicht noch einen Revolver zu sich. Dann bestieg er einen Miethwagen und fuhr nach dem Wirthshaus des Vaters Butts, woselbst er mit dem Glockenschlage

neun Uhr ankam. Der Saal war zu dieser Tageszeit mit Matrosen und Dirnen vollständig angefüllt; der Rauch von Cigarren und Pfeifen war so dick und der Lärm so groß, daß Malory, ohne bemerkt zu werden, bis an den Schenktisch gelangen konnte. Als Butts ihn kommen sah, erhob er sich und führte ihn, eine Thür öffnend, in eine Art von Kabinet ein, das gegenwärtig nur durch zwei Lichter erhellt wurde. Ein Mann wartete hier bereits auf die Eintretenden. „Es ist ein Freund von mir“, erklärte Butts, „der sich auf den Werth von Edelsteinen und dergleichen versteht; ich habe ihn kommen lassen, um seinen Rath zu hören. Wollen Sie uns jezt gefälligst vorlegen, was Sie zu verkaufen wünschen.“

Bleich und zitternd, troz der Anstrengungen, die er machte, um seine Kaltblütigkeit zu bewahren, sezte Malory das besagte Kästchen auf den Tisch und holte daraus die Diamanten der armen Madame Sophie hervor. Darunter war u. A. ein Halsband von echten Perlen, zusammengestellt aus drei nebeneinander laufenden Reihen, die durch vier alte Kameen von wunderschöner Arbeit verbunden waren, Ohrringe von Brillanten, ein vollständiges Geschmeide von Smaragden, eine große Kette von grünen, in Form von Käfern geschnittenen Steinen, Armbänder, Ringe und endlich ein Diadem, in dessen Mitte ein herrlicher Brillant in tausend Strahlen funkelte. Beim Anblick dieser Reichthümer konnten die beiden Männer eine Bewegung der Bewunderung nicht unterdrücken, und in ihren Gesichtern prägte sich so deutlich der Neid aus, daß Malory's Hand unwilkürlich den Revolver suchte und dessen Griff krampfhaft umspannte. Er hielt Butts und das Individuum, das er ihm als einen Sachverständigen vorgestellt hatte, wohl der Absicht für fähig, ihn zu ermorden. Solches war indessen durchaus nicht deren Plan; der Kenner sezte sich und prüfte die Steine einen nach dem andern. Er brauchte nicht weniger, als eine Stunde zu dieser Arbeit, der Butts, über ihn gebückt, mit aufmerksamem Auge folgte, und deren Resultat Malory, der neben den beiden Plaz genommen, ungeduldig erwartete. Jezt richtete der Sachverständige, der bis dahin das tiefste Schweigen beobachtet hatte, einige Worte in englischer Sprache an Butts, worauf dieser, sich zu Malory wendend, sagte: „Zwölftausend Pfd. Sterling, sind Sie damit einverstanden?“

„Ich habe Ihnen heute Morgen gesagt, Sechszehntausend,“

antwortete dieser. „Die Gegenstände haben mindestens den Werth von Fünfhunderttausend Franken.“

„Ich bezahle nicht mehr, als den Preis, den mir mein Freund hier festsezt.“

„Er täuscht sich in dem Werthe.“

„Das kann wohl seyn; aber vergessen Sie nicht, daß ich nicht darnach frage, wo diese Edelsteine herstammen, und daß der Handel ein Geheimniß bleibt.“

Malory antwortete mit einem zornigen Ausruf; es hatte den Anschein, als werde er energisch gegen einen solchen Preis protestiren; aber er beruhigte sich fast unmittelbar und stieß mit einer vor Aufregung zitternden Stimme die Worte heraus: „Wo ist das Geld?“

Butts wechselte einen schnellen Blick des Einverständnisses mit seinem Genossen und verschwand dann auf einer kleinen Wendeltreppe, die in das obere Stockwerk hinaufführte; bald kehrte er auf demselben Wege zurück mit einem Paket Banknoten, die er Malory übergab; dieser zählte sie Billet für Billet — es waren zwölftausend Pfund Sterling. „Haben Sie Ihre richtige Zahlung erhalten?“ fragte Butts.

Malory antwortete durch eine zustimmende Geberde und steckte dabei die Banknoten in die Tasche seines Ueberrockes, den er sorgfältig zuknöpfte. Darauf begann Butts, die Schmucksachen in einen kleinen eisernen Kasten zu verpacken, der am Boden eines Spindes in die Mauer eingelassen war. Dieß war seine Kasse. Mit dieser Beschäftigung war er noch nicht fertig und das Perlenhalsband lag noch auf dem Tisch, als sich unvermuthet die Thür unter einem kräftigen Druck öffnete.

„Wer kommt da?“ schrie Butts, indem er sich ärgerlich umwandte.

Malory hatte sich sofort hastig in den Theil des Kabinets zurückgezogen, der im Schatten lag.

„Ich bin es nur, Butts,“ sagte eine dünne Stimme auf Englisch.

Zugleich trat ein junger Mensch ein, der sorgfältig in Schwarz gekleidet war, und dessen rothbackiges Gesicht von einem langen blonden Backenbart eingerahmt wurde; ihm folgte ein Greis, der nicht weniger sorgfältig gekleidet war.

„Was wollt Ihr, Edgar Powel?“ fragte Butts den jungen

Menschen. Wenn Ihr etwa gekommen seid, um mit mir von unsern Angelegenheiten zu sprechen, so sage ich Euch voraus, daß der Augenblick dazu herzlich schlecht gewählt ist."

„Nein, Butts, nein. Es ist dieses Mal nicht der Schreiber Eures Notars, der Euch aufsucht, sondern nur Euer Freund Powel, der Euch um eine Auskunft bitten möchte."

„Was denn für eine Auskunft?" entgegnete Butts, dem sehr viel daran gelegen war, daß diese ungebetenen Gäste sich möglichst bald wieder entfernten.

„Dieser Herr hier ist der Notar Rubentel aus Havre," fuhr Powel fort, und deutete dabei auf den Greis, der mit ihm gekommen war.

Malory zitterte in der Ecke. Von Dem, was verhandelt worden war, hatte er nur zwei Worte verstanden: Rubentel aus Havre, aber sie hatten vollkommen hingereicht, um seine gespannteste Aufmerksamkeit zu erregen. Er blickte nach dem Notar hin und sah vor sich einen großen und starken Mann von vielleicht sechzig Jahren, der von einem Greise nichts weiter an sich hatte, als die weißen Haare, die er lang und gelockt trug und seiner ehrwürdigen Physiognomie einen patriarchalischen Charakter gaben. Inzwischen hatte Powel auseinandergesezt: „Herr Rubentel forscht nach einem jungen französischem Matrosen, Namens Bucaille."

„Der war heute Morgen hier," rief Butts, „er dient an Bord des „Vesuv", der in der Themse liegt, und muß nächster Tage wieder in See gehen."

„Dann komme ich ja noch gerade zur rechten Zeit, um ihn daran zu verhindern," rief Rubentel, der das Englische ziemlich rein sprach.

„Sie wollen ihn verhindern, in See zu gehen?" fragte Butts mißtrauisch.

„Nun ja, er ist jezt reich geworden. Ein Onkel von ihm, dessen Sachwalter ich war, ist gestorben und hat ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Man sagte mir, ich würde den Erben hier im Lande finden, und so habe ich mich denn selbst auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen und ihm die frohe Botschaft mitzutheilen." Während Rubentel Das sagte, haftete sein Auge plözlich auf dem Perlenhalsband, das Butts noch nicht hatte wegschaffen können, und das, auf dem Tische liegend, einen blendenden

Glanz um sich verbreitete. Er trat einen Schritt näher, indem er unwillkürlich eine Bewegung der Ueberraschung machte. Butts sah diese Bewegung und trat dicht an den Tisch heran, als fürchtete er, Rubentel könne das Halsband wegnehmen wollen.

„Das ist wirklich seltsam," sagte dieser.

„Was denn?" forschte unruhig Butts.

„Dieses Halsband hier gleicht aufs Haar demjenigen einer jungen Dame, die meine Klientin war, und die jezt im Orient lebt. Die Aehnlichkeit ist so überraschend, daß ich fast schwören möchte, daß ich diese Kameen an ihrem Halse gesehen hätte."

„Das beweist nur, daß man mehr als einen Schmuck nach demselben Muster verfertigt. Schon vor einer Reihe von Monaten habe ich diesen da als Pfand gegen eine Summe erhalten, die ich verliehen habe."

Nachdem Butts Dieß mit der größten Ruhe gesagt hatte, nahm er das Halsband und ließ es in seiner Kasse verschwinden, während Rubentel sich einzureden suchte, daß er sich doch wohl geirrt habe. Malory verstand weder den Sinn der Pantomimen, die er sah, noch der Worte, die er hörte, und doch beunruhigte ihn diese Unterhaltung mehr und mehr, von der er weiter nichts aufgefaßt hatte, als jene beiden, ihm nur zu gut bekannten Namen. Da er überdies in diesem Hause mit seinem Geschäft fertig war, so benuzte er den Umstand, daß Niemand seine Person beobachtete, und gewann, geräuschlos an der Mauer hinschleichend, die Thür. Er entkam, ohne gesehen zu werden, bestieg den Wagen wieder, der ihn hergebracht hatte und kehrte in sein Hôtel zurück, etwa gegen elf Uhr. Er legte sich nieder, und, wie gerädert ebenso sehr von den Aufregungen, wie von den Anstrengungen des vergangenen Tages, schlief er bis zum nächsten Mittag ununterbrochen.

Bei seinem Erwachen fühlte er sich neu gestärkt und empfand ein angenehmes Gefühl, etwa wie ein Mensch, der einen sehr unangenehmen Schritt hinter sich hat. Aber weit entfernt davon, ruhig zu seyn, erfüllten ihn im Gegentheil die lebhaftesten Besorgnisse, wenn er an Das dachte, was sich am Abend zuvor in der Taverne des Vaters Butts zugetragen. War die Ankunft des Notars Rubentel gerade in dem Augenblick, wo er die Schmucksachen seines Opfers verkaufte, ein reines Spiel des Zufalls, oder war sie vielleicht schon eine Folge des Todes der unglücklichen jungen Frau?

Diese und ähnliche Fragen stürmten auf Malory ein, ohne daß er sie sich hätte beantworten können; denn er hatte von der Unterhaltung, die in seiner Gegenwart geführt worden war, so gut wie nichts verstanden. In diesem Augenblick erwog er auch die Frage, ob er nicht klüger handle, wenn er darauf verzichte, nach Havre zu gehen, und ruhig nach Paris zurückkehre, wo er ungestört im Reichthum leben könne. Ein Grund sprach hiergegen. Er besaß nämlich noch die Werthpapiere, die von dem Nachlaß des Herrn v. Maldrée herrührten. Dieselben bestanden in Rententiteln, Aktien und verschiedenen Obligationen, und er beabsichtigte diese Papiere zu verkaufen, sobald sich eine Gelegenheit bieten würde, es mit Vortheil thun zu können. Konnte nun aber der Notar in Havre nicht ebenso gut eine detaillirte Beschreibung jener Dokumente in Händen haben, wie er die bezeichnenden Numern derselben besaß? Konnte nicht irgend ein Umstand auftauchen, der der Gerechtigkeit diesem Diebstahl auf die Spur kommen half? Für einen Mörder ist Alles Gegenstand der Furcht, und Malory zitterte vor Angst, wenn er an die Entehrung und an die Strafe dachte, die ihn treffen mußten, wenn je seine schändlichen Handlungen entdeckt werden sollten. Um diesem immerhin möglichen Zusammensturz aller seiner Pläne und Hoffnungen zu entgehen, war er bereit, Alles zu thun, selbst noch einmal zu morden, wenn es seyn mußte. Wenn Jemand einmal begonnen hat, das Blut seiner Mitmenschen zu vergießen, wenn er erst den Fuß auf die Bahn des Verbrechens gesezt hat, so wird er willenlos fortgedrängt, bis zu den entsezlichsten Konsequenzen, die er weder vorhergesehen, noch überhaupt irgendwie geahnt hatte.

Während des halben Tages, den er noch in London zubrachte, faßte er seine Beschlüsse und entschied sich dafür, dennoch nach Havre zu gehen; dort wollte er mit Rubentel in Verbindung treten, wollte zu erfahren suchen, inwieweit der Notar von dem Werthe der Beschaffenheit des Vermögens des Herrn v. Maldrée Kenntniß habe, und danach seine weiteren Maßregeln ergreifen. Am nächsten Tage um fünf Uhr Morgens begab er sich auf das Paketboot, das den Dienst zwischen Southampton und Havre versieht. Warm in einen Mantel eingehüllt, stand er auf dem Hintertheil des Schiffes und verweilte dort, den Blick unverwandt auf das bis in die unabsehbare Ferne sich vor ihm ausdehnende Meer gerichtet, ohne seinen

Mitreisenden irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Zwei Stunden bereits war das Schiff unterwegs, als er sich endlich aufraffte und sich nach der Kommandobrücke hin wandte. Da sieht er plözlich noch nicht zehn Schritte entfernt an das Geländer gelehnt denselben Mann, den er gestern in dem Wirthshause des Butts getroffen hat — den Notar Rubentel. Dieses Zusammentreffen war ihm um so unangenehmer, je weniger er darauf vorbereitet gewesen war; alle seine Pläne wurden dadurch über den Haufen geworfen. Er hatte darauf gerechnet, daß er bei seiner Ankunft in Havre sich dem Notar als eben über Marseille aus der Krim anlangend, vorstellen könne. Wohl oder übel entschloß er sich indessen nun, von diesem unvorhergesehenen Umstande Nutzen zu ziehen, und gleich die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen. „Das wird das Allerbeste seyn", überlegte er und näherte sich Rubentel. Wer jemals auf dem Meere gefahren ist, weiß, wie leicht sich zwischen den Reisenden daselbst Beziehungen anknüpfen. Fast macht es den Eindruck, als bildeten sie zusammen, eingeschlossen in dieses hölzerne Haus, denselben Gefahren trotzend und die gleichen Empfindungen theilend, nur eine große Familie.

„Das Wetter begünstigt uns", sagte Malory, Rubentel anredend.

Dieser drehte sich um nach Demjenigen, der zu ihm sprach und blickte ihn an, um zu sehen, mit wem er es zu thun habe. Nach dieser kurzen Prüfung antwortete er: „Die Ueberfahrt ist so kurz, daß die Reise selten gefährlich ist."

„Gewiß, mein Herr, es ist sehr selten, daß zwischen Southampton und Havre Unfälle vorkommen; aber die Verhältnisse liegen nicht überall so günstig, wie hier; als ich vor ganz kurzer Zeit aus der Krim zurückkehrte, wäre ich beinahe auf der Reise umgekommen."

„Ah, Sie haben den Krieg mitgemacht?" rief Rubentel.

„Ich habe die Ehre, Offizier in der französischen Armee zu seyn."

„Dann kennen Sie vielleicht auch den Kommandanten v. Maldrée?"

„Ich habe das traurige Glück gehabt, ihm die Augen zuzudrücken, und ich bin eben im Begriff, einen Auftrag auszuführen, den er mir gegeben hat noch kurz vor seinem Ende. Ich soll

nämlich nach Havre zu seinem Sachwalter gehen und diesem den lezten Willen des Heimgegangenen mittheilen."

„Wie ist der Name dieses Sachwalters?"

„Rubentel."

Der leztere machte eine Bewegung voller Ueberraschung.

„Mein Herr", sagte er, „das Spiel des Zufalls ist oft wunderbar. Ich selbst bin die Person, die Sie in Havre aufsuchen wollen."

Auf diese Art eingeleitet, nahm die Unterhaltung bald einen vertraulichen Charakter an. Malory schilderte dem Notar die lezten Augenblicke des Herrn v. Maldrée und fügte, als er denselben von seiner Erzählung heftig bewegt sah, hinzu: „Es ist Ihre Pflicht, dem Sohne des Kommandanten diese traurige Nachricht beizubringen."

„Das ist bereits geschehen. Ich erfuhr dieses beklagenswerthe Ereigniß durch die Zeitungen und habe es alsbald der armen Waise mitgetheilt. Niemals habe ich einen heftigeren Schmerz gesehen, als bei diesem Kinde."

„Kennt das Kind die Vermögensumstände, in die es der Tod des Vaters bringt?"

Auf diese Frage hin näherte sich der Notar Malory und sagte, indem er so leise sprach, daß es außer ihm Niemand hören konnte:

„Sie waren ein Freund des Herrn v. Maldrée, ich kann also Vertrauen zu Ihnen haben und Ihnen meine Besorgnisse mittheilen. Aus einem Briefe, den er mir schrieb, ehe er sich in Toulon einschiffte, ersah ich, daß sein Vermögen etwa 200.000 Franken betrug; es bestand in verschiedenen Werthpapieren, von denen er mir ein Verzeichniß und die Beschreibung übergeben hat, und ich sollte es vorkommenden Falles durch die Vermittelung einer jungen Frau erhalten, die damals in Paris wohnte., und der die Dokumente anvertraut waren."

„Gewiß war das Madame Sophie Sterowski!" rief Malory aus.

„Kennen Sie die Dame?"

„Herr v. Maldrée hatte mir im Vertrauen mitgetheilt, daß er im Begriff stehe, sie zu heirathen."

„Nun, in diesem Falle werden Sie um so besser alle meine Besorgnisse verstehen, denn Sie werden gehört haben, daß Madame Sterowski drei Monate nach der Abreise des Kommandanten Paris

ebenfalls verlassen hat, um sich in der Krim wieder mit ihrem Bräutigam zu vereinen, und zwar ist sie fortgegangen, ohne mir die Dokumente zurückzulassen, die sie mir übergeben sollte. Seitdem habe ich zwar einen Brief von ihr erhalten, in welchem sie mir mittheilt, daß sie beabsichtige, dem Sohne des Herrn v. Maldrée aus ihren eigenen Mitteln auch eine Summe zu vermachen, in gleicher Höhe mit der, die er einst von seinem Vater erben werde; aber von Dem, was ich eigentlich erwartete, enthielt der Brief keinerlei Andeutungen."

„Aber dann wissen Sie wohl gar nicht —?"

„Was soll ich wissen?"

„Daß Madame Sophie todt ist?"

„Todt?"

„Ja", fuhr Malory fort, „sie ist das Opfer eines schrecklichen Unglücksfalles geworden; ein Brand hat das kleine Haus zerstört, das sie bewohnte, und unter seinen Trümmern fand man ihre Leiche, wie die von zweien ihrer Dienstleute."

Ein schmerzlicher Seufzer hob die Brust des Notars.

„Dann ist ja das arme Kind ruinirt", sagte er traurig.

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Bald aber hub Rubentel wieder an: „Glücklicherweise habe ich das Verzeichniß mit den Numern und der genauen Beschreibung der Werthpapiere aufgehoben, die die Erbschaft des Herrn v. Maldrée ausmachen. Vielleicht ist es möglich, dadurch ihr Verschwinden zu beweisen und ihren Werth festzustellen."

„Das scheint mir ein sehr schwieriges Unternehmen", warf Malory ein.

„Allerdings ist es Das. Aber ich rechne darauf, daß Sie, der Sie Zeuge dieses großen Unglücks gewesen sind, und der Sie noch zulezt das Vertrauen des Kommandanten genossen haben, mir helfen werden bei dem Versuch, den ich zu machen gedenke. Es wäre grausam, wenn der Sohn eines so tapfern Soldaten ohne alle Hilfsmittel zurückbleiben sollte."

„Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln will ich Sie dabei unterstützen", versicherte Malory mit Wärme.

Er hatte in diesem Augenblick Mühe, seine Freude zu verbergen, denn Alles ging ihm völlig nach Wunsch und weit besser, als er es zu hoffen gewagt hatte. Er wußte Alles, was ihm zu

wissen nöthig war, und wenn er das Verzeichniß der Dokumente verschwinden ließ, das sich in Rubentel's Besitz befand, so genügte Das, um einen unüberschreitbaren Abgrund zwischen seinem Verbrechen und der wohlverdienten Strafe zu öffnen. So standen die Dinge, als das Schiff Havre erreichte. Wenige Minuten, ehe dasselbe in den Hafen einlief, wendete der Notar sich noch einmal zu seinem neuen Bekannten und sagte: „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie mir die Freude machen werden, während Ihres Aufenthalts in unserer Stadt mein Gast zu seyn. Es ist überdieß von Wichtigkeit, daß Sie mit mir zusammen wohnen, da wir ja beschlossen haben, gemeinschaftlich unsere Kräfte einem Werke der Gerechtigkeit und der Genugthung zu widmen."

Malory verneigte sich, ohne zu antworten. Der Notar Rubentel war unverheirathet und lebte mit einer Haushälterin und einem Diener in einer behaglich eingerichteten Wohnung, die unter seinem Bureau lag, in der schönen „Pariser Straße", welche Jedem bekannt ist, der jemals Havre gesehen hat. Sein Leben war sehr regelmäßig, wie das eines jeden Mannes, der durch sein Alleinstehen gezwungen ist, sich Gewohnheiten zu schaffen. Er erhob sich des Morgens ziemlich früh, stand den ganzen Tag über zur Verfügung seiner sehr zahlreichen Klienten und fand kaum Zeit, um zu den Mahlzeiten in seine Wohnung zu entschlüpfen. Abends um acht Uhr machte er im Winter wie im Sommer einen weiten Spaziergang in die Umgegend, und gegen neun Uhr konnte man sicher seyn, ihn in seinem Klub anzutreffen, von wo er nach einer Partie Whist gegen Mitternacht nach Hause zurückkehrte. Malory hatte also in diesem Hause vom ersten Tage an volle Freiheit, als ob er in einem Hôtel wohnte. Er benuzte diese Freiheit geschickt, um sich die Kenntniß zu verschaffen, deren er bedurfte, um das verbrecherische Werk, das er unternommen hatte, zu vollenden. Während der Notar nach Paris schrieb und Schritte über Schritte that, um die Vernichtung der Dokumente gerichtlich konstatiren zu lassen, verfolgte Malory unausgesezt sein Ziel, nämlich den testamentarischen Brief des Herrn v. Maldrée und die diesem Briefe beigefügte Liste der Werthpapiere verschwinden zu machen. Brief und Liste hätte er bereits vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Händen haben können; denn er wußte längst ganz genau, in welchem Fache seines Aktenspindes der Notar Beide

aufbewahrte, und hätte nur nöthig gehabt, sie zu stehlen und dann zu vernichten. Allein es kam ihm weniger darauf an, schnell, als vielmehr geschickt hierbei zu Werke zu gehen, so daß er seinen Zweck erreichte, ohne dabei einen Verdacht zu erwecken, der ihm unbequem werden konnte. In dieser Weise verliefen etwa acht Tage. Das Vertrauen des Notars zu seinem Gaste nahm immer mehr zu; er theilte demselben alle seine Absichten mit und erhielt ihn stets auf dem Laufenden über die Erfolge seiner Bemühungen, denn Malory trug das ausschließlichste Interesse für die Angelegenheiten des Sohnes des Herrn v. Maldrée zur Schau. Dieser Knabe befand sich unterdessen in Paris in einem Lyzeum. Während der Zeit, in der die erwähnten Nachforschungen im Gange waren, versah Rubentel großmüthig das arme Kind mit allem Erforderlichen und trug auch die Kosten für seine Erziehung.

„Ich fühlte für den Kommandanten und für die junge Frau, die derselbe heirathen wollte, die herzlichste Freundschaft," äußerte er mehrfach gegen Malory, „und wenn meine Bemühungen nicht glücken sollten, so werde ich die Waise nicht im Unglück verlassen, sondern werde für dieselbe sorgen bis zu dem Tage, wo das Kind zum Manne herangereift ist und für sein weiteres Fortkommen selbst sorgen kann."

Malory that, als billige er dergleichen Entschließungen von ganzem Herzen und sprach mit großer Wärme die Bewunderung aus, die er denselben zolle; in Wahrheit aber hatten sie nur den Erfolg, seine Gewissensbisse zu beschwichtigen. Versichert, daß der Sohn des Herrn v. Maldrée Dank den Absichten Rubentel's nicht in Noth kommen würde, empfand er um so weniger Skrupel, ihn zu berauben. Dieses Verhältniß konnte noch lange in derselben Weise fortdauern. Rubentel hatte sich über Schwierigkeiten jeder Art zu beklagen, auf die er bei seinen redlichen Absichten stieß, und Malory stand bereits auf dem Punkt, die seinigen gelingen zu sehen, als ein unvorhergesehener Zwischenfall die Sachlage vollständig änderte.

Malory befand sich eines Morgens in Rubentel's Bureau, als die Thür sich öffnete, um einen jungen Mann in der kleidsamen Tracht der Matrosen einzulassen — es war kein anderer als Bucaille. Als er den Seemann, den er in London in der Schenke des Vaters Butts unter Verhältnissen getroffen hatte, die dem Leser

noch im Gedächtniß seyn werden, erkannte, war Malory sprachlos geworden und wie gelähmt vor Ueberraschung; gleichzeitig aber faßte ihn ein unsagbarer Schrecken. In sehr wohl gerechtfertigter Angst und Sorge erinnerte er sich daran, daß Bucaille fast Vermittler des Verkaufes seiner Diamanten gewesen war. Die geringste Indiskretion dieses Menschen konnte genügen, um Rubentel von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Ueberdieß hatte er keine Ahnung von dem Zwecke dieses Besuches des Matrosen, er wußte nicht, daß dieser durch eine unverhoffte Erbschaft plözlich reich geworden war, und daß er, auf seine weitere Laufbahn zur See verzichtend, zu Rubentel kam, um den Besiz seiner Güter anzutreten.

So sehr sich auch Malory beunruhigt fühlte, so zwang er sich doch äußerlich zur Kaltblütigkeit und grüßte Bucaille, wie man Jemand begrüßt, den man noch nie im Leben vorher gesehen hat. Der Matrose war nicht weniger erstaunt, als Malory. Er hielt Rubentel für einen ehrlichen Mann und konnte sich daher durchaus nicht die enge Freundschaft erklären, die zwischen diesem und dem Menschen bestand, den er als einen Dieb im Verdacht hatte. Der Advokat war ihm inzwischen entgegengeeilt, nahm jezt seine beiden Hände, schüttelte sie herzlich und sagte dabei: „Ich erwartete Sie schon früher, Ihre Angelegenheiten sind völlig geregelt, und mein erster Schreiber wird Ihnen das Nähere über die Beschaffenheit Ihres Vermögens mittheilen.“

„Ich will die Herren nicht stören,“ äußerte jezt der Kapitän, den jene Worte ein wenig sicherer gemacht hatten.

Zugleich ging er auf die Thür zu, aber nicht, ohne einen Seitenblick auf Bucaille zu werfen. In den Augen dieses Lezteren sah er einen Ausdruck, der ihm gar nicht gefiel. Instinktmäßig fühlte er mit dem Scharfblick, der einem jeden Individuum eigenthümlich ist, das durch seine eigene Furcht argwöhnisch gemacht wird, daß für ihn eine Gefahr drohe. Anstatt daher die Thür hinter sich zu schließen, lehnte er dieselbe nur an und war somit in den Stand gesezt, Alles zu hören, was weiter im Nebenzimmer verhandelt wurde. Er belauschte dann die folgende Unterhaltung.

„Kennen Sie diesen Menschen?“ fragte Bucaille den Notar, sowie sie allein waren.

„Gewiß; denn er ist mein Gast. Es ist der Kapitän Malory,

der Freund eines meiner Klienten, eines Offiziers, der in der Krim gefallen ist."

„Sind Sie seiner Redlichkeit sicher?"

„Haben Sie etwa Ursache, an derselben zu zweifeln?"

Bucaille antwortete nicht sogleich. Man sah deutlich, daß er etwas Wichtiges auf dem Herzen habe.

„Hören Sie also, Herr Notar," begann er endlich, „auf die Gefahr hin, daß Sie mir beweisen, daß ich einen argen Irrthum begangen habe, will ich Ihnen dennoch meinen Verdacht mittheilen."

„Sprechen Sie," ermunterte ihn der Advokat mit eben so viel Unruhe, als Ueberraschung.

„Ich traf jenen Mann in London, in dem Wirthshause des Vaters Butts."

Rubentel lächelte. „Zugegeben", meinte er, „daß Das nicht gerade ein sehr geachteter Ort ist, so müssen Sie doch eingestehen, daß Sie selbst auch dort gewesen sind."

„Allerdings, aber ich war dort, wie alle Kameraden auch, um zu essen und zu trinken oder ein paar Sous von dem alten Fuchs, dem Butts, zu borgen, während Herr Malory mit ganz anderen Absichten dorthin gekommen war."

„Was für Absichten waren denn Das?"

„Er wollte den Versuch machen, Schmucksachen von bedeutendem Werthe heimlich zu verkaufen. Wenn Jemand eine derartige Waare rechtmäßig besizt, und er will sie zu Gelde machen, dann ist für gewöhnlich nicht eine verrufene Schenke, in der es von Hehlern und dergleichen Industrierittern wimmelt, der Ort, wo er sich einen Käufer sucht."

Je weiter Bucaille sprach, um so mehr veränderte sich Rubentel's Gesicht; an Stelle der dort herrschenden Ruhe und Klarheit trat ein Ausdruck des Entsetzens. Es fiel ihm wieder ein, daß er bei seiner Anwesenheit in jenem Lokal auf dem Tische des Butts ein Halsband hatte liegen sehen, das demjenigen absolut geglichen hatte, welches Madame Sophie in früheren Tagen wiederholt in seiner Gegenwart getragen hatte. „Sie sagen, dieser Mensch habe Diamanten an Butts verkauft?" rief er außer sich.

„Ich bin zwar nicht Zeuge des Verkaufs gewesen; aber er vertraute mir an, daß er Schmucksachen an den Mann bringen

wolle, die als Familienerbstücke in seinen Besitz gelangt seien, und die einen beträchtlichen Werth repräsentirten."

„An welchem Tage war Das?"

„Genau an demselben Tage, an welchem Sie auch zu Butts kamen, als Sie damals nach mir suchten."

Rubentel bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Erbarmen! Dann habe ich einen Dieb in mein Haus aufgenommen. Dieses Halsband gehört Madame Sophie, Das unterliegt gar keinem Zweifel mehr, und wenn Malory nach London gereist ist, um es dort zu verkaufen, dann hat er Das gethan, weil er es geraubt hat. Aber wann? wo? unter welchen Umständen?"

Hier begann das Geheimniß. Entschlossen stand Rubentel auf. „Ich werde den Menschen festnehmen lassen", sagte er.

„Haben Sie noch einen Augenblick Geduld, Herr Notar", wendete Bucaille ein. „Wenn ich auch nicht den Grund Ihrer Erregung und Ihres Unwillens weiß, da ich weder die Dinge noch die Personen kenne, deren Sie Erwähnung thaten, so vermuthe ich doch fast, daß hier ein schweres Verbrechen vorliegt, dessen Opfer die Personen geworden sind, die Ihnen theuer waren, und ich halte es nicht für unmöglich, daß dieser Malory der Thäter ist. Dieß sind freilich nur Annahmen; aber die ganze Angelegenheit ist so beschaffen, daß die äußerste Vorsicht und Klugheit angewendet werden muß. Was würde es nützen, wenn Sie diesen Menschen jezt schon verhaften ließen? Ist er unschuldig, so würde es schlecht gegen ihn gehandelt seyn, ihn ins Gefängniß zu schicken; ist er dagegen schuldig, so können Sie sich darauf verlassen, daß er alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen haben wird, um einem Konflikt mit der Gerechtigkeit aus dem Wege zu gehen. Er würde einfach leugnen, mich in der Schenke des Vater Butts gesehen zu haben, und dieser, in dessen Interesse es ebenfalls liegt, das Geheimniß zu bewahren, würde leugnen, daß er von Malory Edelsteine gekauft habe, es würde also nichts herauszubekommen seyn."

„Das ist leider nur zu richtig", murmelte Rubentel schmerzerfüllt; „aber was soll ich thun?"

„Ja", bemerkte Bucaille, „wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen einen Rath zu geben?"

„O, ich bitte Sie sogar darum."

„Dann fahren Sie ruhig fort, gegen Ihren Gast so zu handeln, als wenn Sie nichts von Dem wüßten, was ich Ihnen soeben mitgetheilt 'abe, aber überwachen Sie ihn, beobachten Sie jede seiner Handlungen, zeigen Sie ihm nach und nach immer größeres Vertrauen, um auch das seinige zu erwecken, und vielleicht verleiten Sie ihn, sich zu verrathen. Jedenfalls behalten Sie ihn ja immer in Ihrer Gewalt und können ihn an dem Tage festnehmen lassen, an welchem er abzureisen gedenkt."

„Sie haben Recht. Aber sagen Sie mir nur in aller Welt, aus welchem Grunde hat er sich wohl bei mir eingeschlichen?" Rubentel nahm seinen Plaz am Schreibtisch wieder ein, stüzte den Kopf in die rechte Hand und seufzte tief auf; er konnte noch immer nicht den Schrecken überwinden, den ihm die Entdeckung verursachte, die er eben gemacht hatte.

„Beruhigen Sie sich, redete ihm Bucaille zu, indem er sich ihm näherte; „wenn Sie sich so Ihrem Kummer hingeben, so wird unser sauberer Freund bald Wind von unserer Entdeckung bekommen und wird sich beeilen, das Weite zu suchen. Was mich betrifft, so stelle ich mich gänzlich Ihnen zu Diensten, wenn ich Ihnen irgendwie von Nutzen seyn kann."

Rubentel erhob den Kopf. „Ich nehme Ihr Anerbieten mit Freuden an, und wenn dieser Malory wirklich ein Schurke seyn sollte, so werden wir gemeinschaftlich doch wohl seinen Ränken gewachsen seyn."

Wenn Bucaille in diesem Augenblick die Thür geöffnet hätte, durch die Malory hinausgegangen war, so würde er hinter dem Vorhang einen Menschen gesehen haben mit entstelltem, bleichem Gesicht voll finsteren Hasses, der dort stand mit drohend geballten Fäusten, und das Auge starr auf die gerichtet, die er belauscht hatte. Wäre das menschliche Auge im Stande, Blitze zu schleudern, dann würde Malory mit den Augen die beiden Männer vernichtet haben, die sein Verderben planten.

„Ich werde sie alle Beide umbringen!" Dieser Ausruf war das Erste, was über seine Lippen kam, als er, um über seine Lage nachzudenken, auf sein Zimmer zurückgekehrt war.

Das Leben eines Mörders gleicht einer endlosen Kette von blutigen Ringen, in der sich ein Verbrechen an das andere an-

reiht. Das erste zieht das zweite nach sich. Die Nothwendigkeit, sie beide zu verheimlichen, wird die Ursache für das dritte und so fort. Hat einmal die Rache oder das Verlangen, sich das Gut seines Nebenmenschen anzueignen, den Arm des Mörders bewaffnet, so kann Niemand wissen, wann er auf seiner blutigen Bahn innehalten wird, am Wenigsten er selbst. Vergebens sagt er sich nach Vollführung seiner That: Dieß soll nun aber auch das Lezte gewesen seyn; von nun an werde ich als ehrlicher Mann leben und werde die Früchte meines Verbrechens genießen; ich werde es stillschweigend durch gute Thaten wieder ausgleichen. Das sind trügerische Hoffnungen, denn er ist nicht mehr Herr seiner selbst. Das vergossene Blut widersezt sich ohne Aufhören seinen besseren Bestrebungen; die Vorsichtsmaßregeln, mit denen er sich nothwendig umgeben muß, die Angst, die er stets empfindet, die Gewissensbisse, die ihn peinigen, die bösen Träume, die ihn im Schlafe verfolgen, endlich die Unmöglichkeit, an irgend einem Orte Ruhe zu finden, dieses Alles sind ebenso viele Ursachen, die ihn dazu drängen, neue Verbrechen zu begehen, und Das ist eben seine Strafe. Vor der Bestrafung durch die Menschen kann er unter Umständen verschont bleiben; dieser Strafe aber kann er niemals entgehen. Bei jeder neuen Gelegenheit, die ihm gebieterisch in den Weg tritt, und die ihn aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit unerbittlich zwingt, wieder und wieder Dolch oder Gift zu gebrauchen, erduldet er Schlimmeres als die schmerzhafteste Todesstrafe; er verabscheut sich selbst, er versucht es, sich gegen das unbeugsame Geschick aufzulehnen; aber er unterliegt und ist gezwungen, zu morden. Er hat Mitleid mit seinem Opfer, er liebt es vielleicht sogar und würde es verschonen, wenn er könnte, aber eine geheimnißvolle Stimme ruft ihm zu: Vorwärts, stoß' zu! Man hat Beispiele genug von Mördern, die in dieser Lage, um jenen Kämpfen zu entgehen, die tausendfach ärger sind, als der Tod, ihre Zuflucht zum Selbstmorde nahmen oder sich freiwillig den Gerichten überlieferten und ihre Schandthaten eingestanden.

Malory befand sich eben im ersten Stadium dieser geheimnißvollen Gährung, die sich in jeder verbrecherischen Seele vollzieht. Er zögerte keinen Augenblick. Bucaille und Rubentel hatten die Macht, ihn zu verderben — folglich mußte er sie beseitigen. An demselben Tage, beim Mittagessen, kam er mit Bucaille zusammen;

Rubentel hatte denselben eingeladen und stellte ihn als einen seiner Kunden vor. Malory, der den Versuch machen wollte, sich das Vertrauen des Advokaten zurückzugewinnen, begriff, daß es dazu großer Frechheit bedürfen würde; daher sagte er, zu dem Seemann gewendet: „Heute Morgen, als Sie in das Bureau eintraten, erkannte ich Sie nicht, jezt aber erkenne ich Sie wieder, Sie sind doch der Matrose, den ich in der Schenke von Butts in London getroffen habe?“

Bucaille wurde verwirrt; auf eine solche Dreistigkeit war er nicht vorbereitet. Er faßte sich indessen schnell wieder und gab Antwort: „Allerdings, mein Herr, habe ich schon einmal und zwar unter den von Ihnen angeführten Umständen das Vergnügen gehabt, mit Ihnen zusammen zu treffen.“

„Ich habe Ihnen noch nachträglich Vorwürfe zu machen,“ entgegnete Malory. „Warum verließen Sie mich damals so hastig, trozdem ich Ihnen doch mit aller erdenkbaren Zuvorkommenheit meine Absicht, mich Ihnen gefällig zu zeigen, dargethan hatte?“

Bucaille war empört und hatte auf der Zunge zu antworten: Weil Sie ein Schurke sind. Aber er hielt an sich und begnügte sich, zu erwidern: „Freilich war ich im Begriff, Ihr großmüthiges Anerbieten anzunehmen, allein ich überlegte mir, daß es doch wohl besser sei, kein Almosen und noch dazu von einem mir völlig Fremden anzunehmen.“

Nachdem diese Erklärungen gewechselt waren, wurde die Unterhaltung in einem Ton fortgeführt, der von beiden Seiten das rückhaltloseste Vertrauen zu bekunden schien. Wer diese drei Personen hörte, hätte die Gefühle, von denen sie im Innern bewegt wurden, nicht ahnen können. Malory bemühte sich, liebenswürdig zu erscheinen, und seine Gefährten, getreu ihrem Entschlusse, ihren Verdacht in keiner Weise merken zu lassen, waren nicht weniger verbindlich, als er. Gegen sieben Uhr Abends erhob man sich von Tische. Wie auf Verabredung verließen die drei Männer gleichzeitig das Haus und richteten ihre Schritte nach dem Strande, um dort die frische Seeluft zu athmen. Der Abend war mild und klar, trozdem der Monat Oktober sich bereits seinem Ende näherte. Es war Nacht, aber der Mond stieg glänzend am Himmel empor, Land und Meer mit seinen Lichtstrahlen versilbernd. Auf der Rhede konnte man in einiger Entfernung vom Ufer eine

Anzahl Schiffe liegen sehen, die hier vor Anker gegangen waren, weil die vorgerückte Stunde ihnen nicht mehr erlaubte, vor dem nächsten Morgen in den Hafen einzulaufen. Etwa ein Dutzend kleinere Fahrzeuge sah man in der Ferne die Wogen durchschneiden; sie hatten Personen an Bord, die durch den Reiz dieser wundervollen Nacht, vielleicht der lezten schönen Nacht in diesem Jahre, auf das Meer hinausgelockt waren. Unsere Bekannten waren an den Eingang des Hafens, an die Stelle gekommen, wo der Strand beginnt. Malory, der überaus munter war, und bei dem Jedermann, der ihn länger kannte, die ungewöhnliche Erregung hätte bemerken müssen, erschöpfte sich in enthusiastischen Ausrufen über die Schönheit des Abends. „Fast könnte man Lust verspüren, eine Fahrt auf dem Meere zu machen,“ meinte er. Diesen Saz wiederholte er mehrmals absichtlich.

„Nun, wenn Ihnen Das so großes Vergnügen bereiten würde,“ ging endlich Rubentel auf seinen Vorschlag ein, „so ist das ein solches, das wir Ihnen leicht verschaffen können. Bucaille kann die Leitung übernehmen.“

„Das ist herrlich,“ gab Malory zurück, „aber nur unter der Bedingung, daß er uns nicht ein Bad bereitet! . . .“ Nachdem er diese Worte wie im Scherz gesprochen hatte, fügte er hinzu: „Ich kann nämlich nicht schwimmen.“

Es war eine Lüge.

„Da bin ich in derselben Lage, wie Sie“, erwiderte Bucaille.

„Was, Sie? Und trozdem sind Sie Seemann?“

„Die Seeleute können meistens nicht schwimmen.“

„Das scheint mir aber ein großer Fehler in ihrer Erziehung zu seyn,“ behauptete Rubentel; „indessen braucht uns Das wenig zu kümmern, wenn Bucaille nur gut zu steuern versteht!“

„O, ich bin sicher, daß ich Sie wohlbehalten an's Land zurückbringen werde,“ sagte dieser lachend.

Fünf Minuten nachher hatten sie in einem Boot Plaz genommen und fuhren am Strande vorüber, von dem sie sich mit Hilfe der Ruder bald entfernten. Bucaille saß am Steuer, während Rubentel und Malory die Ruder führten. So fuhren sie wohl eine halbe Stunde lang in der Richtung auf Trouville. Ungefähr auf dem halben Wege zwischen dieser Stadt und Havre befanden sie sich fast auf offenem Meere, an einem Orte, von dem aus sie

der Dunkelheit wegen die Küste nur noch wie einen Nebelstreifen erkennen konnten.

„Hier lassen Sie uns einen Augenblick anhalten,“ sagte jezt Malory.

Sie hielten mit Rudern inne und betrachteten schweigend das herrliche Schauspiel, das sich vor ihren Augen entfaltete. Der Mond stand wie eine Feuerkugel am Himmel, gerade über ihren Köpfen, und erleuchtete die friedlichen Gewässer mit tausend strahlenden Reflexen. Von Zeit zu Zeit begegnete ihnen ein nach dem Hafen zurückkehrendes Boot, und in kurzer Entfernung sah man die großen Schiffe sich sanft auf den Wellen schaukeln; ihre Masten und Schornsteine hoben sich deutlich erkennbar gegen den Horizont ab.

„Wie wunderschön ist Das!“ brach Malory auf einmal los. Dann fuhr er schamlos fort: „Es war eine ähnliche Nacht, als ich dem Kommandanten v. Maldrée die Augen zudrückte. Aber es war eine Unglücksnacht, die zugleich diesen vortrefflichen Mann und die Frau, die er so zärtlich liebte, sterben sah.“

Rubentel warf Bucaille einen Blick zu, der ausdrücken sollte: „Aufgepaßt! Vielleicht läßt er sich jezt zum Sprechen verleiten.“

Malory erhob sich, als sei ihm sein Plaz auf der Ruderbank neben Rubentel nicht bequem genug. Er ging auf die andere Seite des Bootes und näherte sich dadurch Bucaille. Zu gleicher Zeit hatte er die rechte Hand in die Seitentasche seines Rockes gesteckt, um sich zu vergewissern, daß ein kleiner Dolch, den er stets bei sich führte, sich auch jezt darin befände. Er faßte den Griff des Dolches und verharrte so einige Augenblicke. Keiner von seinen beiden arglosen Begleitern hatte irgend etwas von diesen Vorbereitungen bemerkt, denn sie waren zu weit entfernt davon, Das vorhersehen zu können, was sich jezt ereignen sollte! . . . Und doch würden sie bei einer Beobachtung von Malory's Gesicht bestimmt geahnt haben, daß er entweder berauscht sei oder aber unter dem Einfluß einer fixen Idee stehe, die sein ganzes Wesen durchdringe. Sich beherrschend und äußerlich vollkommene Ruhe zeigend, blickte Malory die Beiden abwechselnd nacheinander an. Bucaille war nachlässig auf das Steuerruder gelehnt und hatte sein Auge nachdenklich auf irgend einen fernen Punkt des nebligen Horizonts gerichtet, während Rubentel gesenkten Hauptes das Spiel der Mondstrahlen auf dem Wasser verfolgte.

„Dieß ist der richtige Augenblick," dachte Malory. „Vorwärts also, es muß seyn." In demselben Augenblick stürzte er sich mit der Sicherheit eines Menschen, der Das, was er thun will, lange durchdacht hat, auf Bucaille und versezte dem Unglücklichen einen so heftigen Stich in die Brust, daß der Dolch bis an die Parir-stange in derselben verschwand. Bucaille konnte nicht einmal mehr einen Schrei ausstoßen, nur ein halb erstickter Seufzer drang noch aus seinem Munde. Er fiel nach hinten über, und da er auf dem Rande des Bootes saß, so zog derjenige Theil seines Körpers, der sich auf das Wasser niedersenkte, den andern Theil mit fort und färbte im Sinken um sich herum das Wasser mit seinem Blute. Malory sah die Füße seines Opfers noch einen Moment über der Oberfläche, dann aber war der ganze Körper verschwunden. Nun-mehr wendete sich dieser Unmensch gegen Rubentel. Alles, was wir soeben berichtet haben, war so schnell vor sich gegangen, daß der Notar, von Schrecken gelähmt, nicht einmal die Zeit gefunden hatte, um aufzustehen. Er saß noch immer an derselben Stelle; die Arme gen Himmel erhoben, war er nicht im Stande, einen Ton hervorzubringen, denn er begriff vollkommen, was vorging, wenn er auch fast gar nichts davon hatte sehen können. Malory ließ ihm übrigens auch nicht Zeit, zu Worte zu kommen, er warf sich in's Wasser, ohne dabei unterzutauchen, und indem er sich am Rande des Bootes festhielt, gab er demselben einen so kräftigen Stoß, daß es umschlug. In einer Minute war es versunken, Rubentel stieß einen einzigen verzweifelten Schrei aus, der ungehört in der Tiefe des Abgrundes verhallte, der ihn selbst einen Augen-blick später verschlungen hatte.

Malory begann mit aller Kraft in der Richtung auf ein Fahrzeug zu schwimmen, das, durch sein Geschrei aufmerksam ge-macht, sich ihm näherte. Endlich erreichte er es ganz erschöpft, indem er fortwährend schrie: „Hilfe! Hilfe!"

Vier kräftige Arme ergreifen ihn, heben ihn aus dem Wasser und setzen ihn auf eine Bank. Er aber richtet sich in seiner ganzen Höhe auf und bricht wie in einem Anfall von Tollheit in Folge der ausgestandenen Todesangst in ein Klagegeschrei aus; indem er nach dem Orte hinzeigt, wo er soeben abermals zwiefach zum Mörder geworden ist, stößt er, häufig von heftigem Schluchzen

und klagenden Ausrufungen unterbrochen, die Worte aus: „Meine Begleiter! ... dort! ... dort! ... das Boot ... es schlug um!"

Darnach schien ihn eine plözliche Schwäche anzuwandeln. Als es ihm endlich gefiel, wieder zu sich zu kommen, legte man eben im Hafen von Havre an. Die Insassen des Fahrzeuges, das den Kapitän aufgenommen, waren junge Leute aus der Stadt, die nach einigen vergeblichen Nachforschungen schließlich darauf hatten verzichten müssen, die Leichname der Ertrunkenen aufzufinden. Da Malory sich stark genug zeigte, um zu gehen und zu sprechen, so führte man ihn nach dem Polizeibureau, wo er über das unglückliche Ereigniß Bericht erstatten mußte; er erzählte dasselbe derartig, daß die Schuld an dem ganzen Unfall einer Unvorsichtigkeit Bucaille's zugeschrieben werden mußte. Was er vorbrachte, klang sehr natürlich. Zudem wurde der Glaube daran vermehrt durch die Verzweiflung, die Malory meisterhaft zu spielen wußte, und Niemand sezte daher irgend welchen Zweifel in seine Angaben. Eine Stunde später kehrte er in seine Wohnung zurück in Begleitung von einer großen Menge von Verwandten und Freunden des Notars, denen man in der Eile bereits das schreckliche Ereigniß mitgetheilt hatte.

Am nächsten Morgen verließ der Kapitän Havre, aber nicht, ohne vorher in das Bureau Rubentel's, noch ehe dasselbe gerichtlich versiegelt worden, einzudringen und sich den Brief des Herrn v. Maldrée mitsammt dem erwähnten Verzeichniß der Dokumente anzueignen. Als er sich nun auf dem Bahnhof von Havre in einem Koupé allein befand in dem Zuge, der bereit stand, abzugehen, da empfand er das Gefühl, als sei eine große Last von ihm genommen; er athmete erleichtert auf. Wie sich aber der Zug in Bewegung sezte, überkam ihm ein Zittern. Das schauerliche Ereigniß des vergangenen Abends trat ihm vor die Seele, und seinem Geist drängte sich die Frage auf: Ist es denn hiermit beendet? Habe ich nun nichts mehr zu befürchten?

Zweiter Theil.

Der Preis des Blutes.

An der Küste der Normandie liegt nahe dem Meere zwischen Dives und Trouville ein kleiner Ort, Namens Houlgate, der vor nicht langer Zeit entstanden und erst seit einigen Jahren ein Vereinigungspunkt für Badende geworden ist. Gelegen in einem jener herrlichen Thäler des Calvados am Fuße von Hügeln, die nach dem Meere zu sandig, nach dem Festlande aber grün und fruchtbar sind, umfaßt Houlgate etwa sechszig schöne Häuser und eine beträchtliche Anzahl malerischer Hütten, die sich in einem sanften Bogen an dem Ufer ausbreiten. Ein komfortabel eingerichteter Gasthof und ein Kurhaus haben nicht wenig zu der erfreulichen Entwickelung des kleinen Ortes beigetragen, der, ganz geeignet, ein bekanntes Seebad zu werden, vor noch nicht fünfzehn Jahren noch wüst und öde gewesen war. Die Einwohner von Bougival oder von Dives hatten wohl in früheren Zeiten zuweilen ihre Spaziergänge nach dieser Gegend gerichtet, ohne daß je einem von ihnen der Gedanke in den Sinn gekommen wäre, daß daselbst einst eine Ansiedelung entstehen könnte, die Dieppe und Trouville den Rang streitig machen werde. Eines Tages begann denn ein unternehmender Geist, am Gestade auf halber Höhe des Hügels ein kleines Schloß zu bauen, ein wenig später schlug ein zweiter sein Zelt am Strande auf; sie fanden Nachahmer, dann kam ihnen die Spekulation zu Hilfe, man legte Straßen an, schuf schöne Spaziergänge — und Houlgate existirte. Diese Einzelheiten waren erforderlich, um zu erklären, warum lange Zeit hindurch ein Haus von unscheinbarem Aeußern als die „Einsiedelei" bezeichnet wurde; jezt ist es nicht mehr vorhanden, es lag auf dem oberen Theil einer bedeutenderen Küstenerhebung, die das Land weithin beherrscht, in der Nähe derjenigen Stelle, an der jezt ein Leuchtthurm steht. Das Haus war ein Stockwerk hoch und hatte im Ganzen nur vier Zimmer; es war aus Ziegelsteinen gebaut, dauerhaft genug,

um selbst den heftigsten Stürmen zu trotzen, denen es von der Seite des Meeres her ausgesezt seyn konnte.

In der Umgegend erzählte man sich, diese Behausung stamme aus der Schreckenszeit her; in jener Epoche habe sich ein normännischer Edelmann, anstatt auszuwandern, nach jenem Orte zurückgezogen, wo Niemand hätte seine Ruhe stören oder gar sein Leben bedrohen können. Das Gebäude wurde Eigenthum der Gemeinde von Bougival und stand nach der Revolution lange leer; im Jahre 1848 dachte man daran, daselbst eine Station für die Zollwächter zu errichten, aber die Idee wurde wieder aufgegeben, und die Einsiedelei blieb auch ferner ohne Bewohner. Jeden Monat brachte der Feldhüter von Bougival einen Tag daselbst zu, den er dazu verwendete, die Wände zu säubern, die Möbel abzustäuben und Luft und Licht in die Zimmer einzulassen. Wenn der Abend kam, machte er Thüren und Fenster wieder zu, und das Haus blieb geschlossen bis zum nächsten Monat. Im Jahre 1850 sah es ein Reisender, der die Gegend passirte, fand es nach seinem Geschmack und bot der Gemeinde einen Preis, der annehmbar schien, und so wechselte die Einsiedelei ihren Besitzer. Von jener Zeit an wurde sie jedes Jahr während des Monats August bewohnt; aber Diejenigen, welche sich dort niederließen, stiegen niemals nach Bougival hinab, mit Ausnahme eines Dieners, der jeden Morgen die nöthigen Lebensmittel einkaufte. Wenn man ihn erkannte, so hieß es: „Aha, die Leute von der Einsiedelei sind angekommen.“

Da aber auch dieser Diener zu Niemanden mehr sprach, als dringend erforderlich war, und da er überhaupt nicht aufgelegt schien, Fragen zu beantworten, die von der Neugier eingegeben worden, so war auch durch ihn nichts zu erfahren, was dieselbe etwa hätte befriedigen können. Wenngleich der Maire von Bougival, der den Verkauf des Hauses abgeschlossen hatte, den Namen des Besitzers kannte, so gereichte Dieß doch Niemanden zum Vortheil, denn er sprach den Namen nie aus, und so bestand also das Geheimniß, welches die Einsiedelei von alter Zeit her umgab, noch mehrere Jahre fort.

Im Frühling 1857 erhielt das Haus zwei Bewohner, die die Absicht zu haben schienen, sich dort für längere Zeit einzurichten, wenigstens hörte man Das von dem Zollwächter, den sein

Dienst häufig in die Nähe der Einsiedelei führte. Der eine war ein Mann von vielleicht 45 Jahren, klein, untersezt, lebendig, mit sonnenverbranntem, energischem Gesicht. Sein kurz geschnittenes schwarzes Haar, sein starker Schnurrbart, sowie seine Kleidung, deren Schnitt viel Aehnlichkeit mit dem der Uniform der Armee hatte, kündigten den alten Soldaten an. Der andere dagegen war ein Knabe von kaum 12 Jahren mit einer Haut so zart und weiß, wie die einer Frau, blonden Haaren, die in vollen Locken auf seinen Nacken herniederfielen, und großen, dunklen Augen, aus denen ein stolzes, edles Herz und ein heller Geist hervorleuchteten. Einige Tage nach ihrer Ankunft begab sich der Mann, der bei dem Kinde Vaterstelle zu vertreten schien, zu einem der Vikare des Kirchspiels des etwa 2 Kilometer entfernten Dives, um zu fragen, ob er sich wohl damit befassen wolle, die Studien des Knaben zu leiten, der seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht in einem Lyzeum erzogen werden könne.

Der Vikar war es zufrieden, und am nächsten Morgen wurde ihm sein Schüler vorgestellt.

„Hier ist ihr Zögling, Herr Abbé", sagte der alte Soldat, „machen Sie einen Gelehrten aus ihm, ich werde ihn zu einem kräftigen Burschen erziehen. Er soll, Dank unserer Sorgfalt, ein rechtschaffener, stattlicher Mann werden, und Du, mein lieber Daniel, lohne uns unsere Bemühungen dadurch, daß Du sie nach Kräften unterstützest," fuhr er, sich zu dem Knaben wendend, fort.

„Ja, mein guter Jabin", antwortete das Kind, indem es ihn umarmte; „Du sollst mit mir zufrieden seyn".

Von jenem Zeitpunkte an verlief das Leben der beiden Personen, mit denen wir die Leser eben bekannt gemacht haben, eintönig und ruhig. Jeden Morgen, gleichgiltig in welcher Jahreszeit, sah man sie um neun Uhr am Meeresufer entlang nach Dives wandern, woselbst Daniel von neun bis zwölf Uhr unter der Leitung des jungen Geistlichen, der mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung betraut war, arbeitete. Sein Lehrer kannte aus den Erzählungen Jabin's die Geschichte des Kindes, er wußte, für welche Zukunft er bestimmt sei, und hatte ein lebhaftes Interesse für seinen jugendlichen Zögling gefaßt, der von der Natur mit einem liebenswürdigen Charakter und reichen Gaben des Geistes ausgestattet war. Der Priester besaß selbst ein ausgedehntes Wissen.

Aus diesem Grunde hatte Jabin gerade ihn erwählt, und er bemühte sich redlich, seine Kenntnisse Daniel mitzutheilen, der, bei seinem Lehrer die freundschaftlichen Gesinnungen wohl erkennend, dessen Unterricht mit der höchsten Aufmerksamkeit folgte. Gegen Mittag kehrte man dann nach der Einsiedelei zurück, und nun begannen für Daniel herrliche Stunden, die mit Spaziergängen durch die Felder oder Fahrten auf dem Meer in Begleitung von Fischern, kurz, mit allen möglichen Beschäftigungen ausgefüllt wurden, die ihn stärken und abhärten sollten. Jabin verbarg unter einer etwas rauhen Außenseite einen vorzüglichen Kern; er besaß jene vortreffliche Eigenschaft, die weit seltener ist, als man gewöhnlich glaubt, und die wir den gesunden Menschenverstand nennen. Diese Eigenschaft gab ihm nicht nur die guten Rathschläge ein, die aus seinem Munde hervorgingen, sondern sie schrieb ihm auch alle seine Handlungen vor. In Folge seiner Bemühungen und Dank der Sorgfalt des Abbé's entwickelte sich Daniel körperlich und geistig gleichmäßig in höchst erfreulicher Art und Weise. Während er sein Wissen stetig erweiterte, wuchs auch sein Körper, bildete sich aus und wurde kräftig, so daß mit siebzehn Jahren an die Stelle des zarten Kindes, das vor fünf Jahren den Ort betreten, ein kräftiger junger Mann getreten war, der, ohne irgend etwas von der ihm angeborenen Eleganz einzubüßen, die geistige und körperliche Spannkraft besaß, ohne welche die Widerwärtigkeiten dieses Lebens ebenso endlos wie unerträglich erscheinen. Wenn er auch zum großen Theil in der Einsamkeit erzogen worden war, so besaß er dennoch die Formen und Gewohnheiten der Welt fast ebenso, als sei er in fortgesezter Berührung mit derselben aufgewachsen. Es rührte Dieß noch von der Erziehung her, die er bis zu seinem zwölften Jahre genossen hatte. Uebrigens war seine Ankunft an der Meeresküste ungefähr in die Zeit gefallen, in der das neugegründete Houlgate in Aufnahme zu kommen anfing. Den Sommer über verkehrte Daniel mit den aus Paris gekommenen Badegästen, deren Anzahl fortwährend im Steigen war; dieser Umstand genügte, um ihn keine der äußeren Eigenschaften verlieren zu lassen, welche die Welt so hoch anschlägt, und welche dem Manne nothwendig sind, um in ihr seinen Weg zu machen. Das Einzige, was ihm noch abging, war die Erfahrung; aber wer könnte sich rühmen, sie mit siebzehn Jahren zu besitzen? Bald genug sollte

er sie sich selbst erwerben; denn er stand am Vorabend des Tages, an dem er seine Kräfte in einem weniger engen Wirkungskreise erproben sollte, als der gewesen war, in welchem er sich auf seinen späteren Beruf vorbereitet hatte. In Caen, wohin ihn Jabin geführt hatte, absolvirte er seine Prüfungen für die Würde eines Baccalaureus der Wissenschaften und errang hierbei einen glänzenden Erfolg, der das Herz seines Adoptivvaters vor Freude überströmen ließ.

„Mein liebes Kind," sagte er, Daniel an sein Herz drückend, „ich sehe, Du hast die Absicht, Dich Dessen würdig zu zeigen, dessen Namen Du trägst."

„Ich will seiner und Deiner würdig werden," antwortete der Jüngling; „einen anderen Ehrgeiz besitze ich nicht."

Im nächsten Oktober trat Daniel, nach einigen Wochen vorbereitender Studien in einem Spezial-Institut, in Paris in die polytechnische Schule als Freischüler ein. Diese Gunst schuldete man wohl dem Sohne des Kommandanten v. Maldrée, der den Heldentod für sein Vaterland unter den Mauern von Sebastopol gestorben war.

Nicht ohne Herzeleid verließ Daniel v. Maldrée die Gegend, in der er seit fünf Jahren ungestört und glücklich gelebt hatte, um sich jezt in die Mauern einer Schule einschließen zu lassen. Er spürte noch lange Heimweh nach dem Meer. Nicht mehr die Sonne glänzend in den Ozean niedertauchen und den Mond still an dem noch mit Purpur übergossenen Himmel aufsteigen zu sehen; nicht mehr das feierliche Rauschen der Wellen zu hören, nicht mehr die sandigen Gestade betreten zu können und nicht mehr die Heerden wiederkäuender Rinder auf den grasreichen Wiesen beobachten zu dürfen — Das alles waren für ihn ebenso viele schwere Opfer, die er zu bringen hatte. Er brachte sie, indem er sich damit tröstete, daß er, sobald die Ferien kommen würden, wieder einige Wochen in dieser Umgebung leben dürfe, in der er vom Kinde zum Manne herangereift war. Diese Hoffnung stärkte und erhielt ihn. Auch gelang es ihm bei seinen anmuthigen Gaben sehr bald, sich unter seinen Kameraden Freunde zu erwerben, und so trugen denn die Sympathien, die man ihm entgegenbrachte, das Ansehen, das sein Name genoß, und die Anziehung, die seine Studien auf ihn ausübten, viel dazu bei, ihm Das erträglich

scheinen zu lassen, was er anfänglich wie eine Verbannung angesehen hatte. Uebrigens hatte ihn sein geliebter Jabin nicht verlassen. Dieser Mann, der die Hingebung selber war, ohne doch dabei schwach zu seyn, der für den Sohn seines verehrten Vorgesezten das Herz eines Vaters hatte, ließ sich in Paris nieder und suchte sich, um nicht von Daniel's bescheidenem Vermögen leben zu müssen, sofort eine Beschäftigung, die er auch seinen Fähigkeiten sowie seinem Geschmack entsprechend zu finden glücklich genug war: er wurde Buchhalter in einem Handelshause; aber als er sein Amt antrat, reservirte er sich gleich einen jährlichen Urlaub von zwei Monaten; denn er wollte nicht, daß sein geliebter Daniel in den Ferien allein nach der Normandie zurückkehren solle. Zu seinem Leben gebrauchte er sehr wenig. Er hatte eine kleine Wohnung in der Nähe der polytechnischen Schule genommen, so daß er den Sohn des Kommandanten täglich besuchen konnte. Die Tage, an denen Daniel ausgehen durfte, waren Festtage für Beide. Wenn das Wetter schön war, so machten sie zusammen eine Tour durch die Waldungen in der Umgegend von Paris und nahmen ihr Mittagsmahl in Ville d'Avray oder in Velizy, in Meudon oder in Sceaux ein. Im Winter gingen sie in's Theater, und Jabin glänzte vor Freude, wenn er Daniel's Interesse für Alles sah, oder wenn er bemerkte, wie ihn die Schönheiten der Natur oder der Kunst ergriffen. Für diesen Jüngling sorgen, ihn beschützen und ihn lieben, Das war ihm eine Pflicht, die zugleich sein ganzes Glück ausmachte. Er hatte auf den Sohn die Verehrung übertragen, die er stets für den Vater empfunden hatte, als er noch Quartiermeister in der Eskadron gewesen war, die der Kommandant v. Maldrée befehligte. Dieser hatte ihn nie anders genannt, als „seinen Sergenten."

An dem Tage, an welchem der lezte Sturm gegen Sebastopol unternommen werden sollte, hatte der Kommandant v. Maldrée Jabin rufen lassen und sprach zu ihm: „Mein Sergent, Du weißt, wie gern ich Dich habe, und was ich Alles gethan habe, um es Dir zu zeigen. Jezt ist der Augenblick gekommen, wo Du mir Deine Erkenntlichkeit beweisen kannst."

„Sprechen Sie, mein Kommandant," hatte Jabin erwidert; „ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele an, soll ich mich tödten lassen?"

„Nein, im Gegentheil, es handelt sich gerade darum, daß Du am Leben bleibst. Es wird heute ein heißer Tag werden, und Du weißt, daß die Kugeln in Bezug auf ihre Opfer nicht wählerisch sind. Ich hoffe zwar, daß sie mich vermeiden werden; aber sollte ich dennoch getroffen werden, dann rechne ich darauf, daß Du über meinen Sohn wachen wirst.“

„Diese Empfehlung war überflüssig, mein Kommandant, denn ich liebe Daniel, als wäre er von meinem eigenen Blute. Aber wenn ich nun auch —“ er vollendete seinen Gedankengang durch eine bezeichnende Geberde.

„Dann möge Gott ihn in seinen Schuz nehmen,“ rief Herr v. Maldrée in tiefer Traurigkeit aus. „Indessen kann ich nicht an eine derartige Grausamkeit des Schicksals glauben, und ich handle daher in der festen Hoffnung, daß Du verschont bleiben wirst. Wenn ich fallen sollte, so wirst Du zu Madame Sophie Sterowski gehen und wirst Dich ihr in Beziehung auf Alles, was meinen Sohn betrifft, zur Verfügung stellen. Sollte sie selbst nicht im Stande seyn, nach Frankreich zu reisen, so wirst Du Dir von ihr die Dokumente erbitten, die mein Vermögen ausmachen und die ich ihr anvertraut habe; Du wirst diese Papiere bei meinem Notar Rubentel in Havre abliefern, der bereits 50.000 Franken von mir in Händen hat, und der das Ganze bis zu Daniel's Mündigkeit aufbewahren wird, zu dessen Vormund ich ihn ernannt habe.“

„Ich werde gehorchen, mein Kommandant,“ sagte Jabin einfach.

„Das ist aber noch nicht Alles. Ich habe keine Verwandten weiter, und wenn ich todt bin, dann würde mein Sohn elternlos seyn. Rubentel wird wohl über sein Wohl wachen, aber er kann ihm nicht seine ganze Zeit widmen, und so habe ich denn darauf gerechnet, daß Du bei Daniel mein zweites Ich sein solltest: Du sollst ihn nie mehr verlassen, sollst Tag und Nacht über ihn wachen und einen Mann aus ihm machen.“

„Aber Sie werden nicht fallen, mein Kommandant.“ rief Jabin, bis in's Innerste erschüttert.

„Ich habe den herzlichen Wunsch, zu leben, aber man muß auf Alles vorbereitet seyn. Ich schrieb also diese Instruktionen hier für Dich nieder und habe denselben drei Briefe beigefügt — einen für meinen Sohn, einen zweiten für Rubentel und den dritten

für Madame Sophie. Ich hätte Niemand finden können, mein Sergent, der meines Vertrauens würdiger gewesen wäre, als Du, und der den Auftrag, den ich Dir eben gegeben habe, besser ausgeführt hätte, als Du es thun wirst."

„Das macht mich sehr stolz und glücklich, mein Kommandant," entgegnete Jabin.

Er konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten; Herr v. Maldrée versiegelte die erwähnten Schriftstücke, und bald eilten sie, als die Hornsignale ertönten, jeder auf seinen Posten, um dort heldenmüthig ihre Pflicht zu erfüllen. Was weiter geschah, ist dem Leser bekannt, ebenso, daß Herr v. Maldrée auf den Tod verwundet in den Armen des Kapitäns Malory seinen Geist aufgab. Was man indessen noch nicht weiß, ist, daß Jabin, nachdem er ebenfalls schwer verwundet worden war, mehrere Stunden bewußtlos liegen blieb. In der Verwirrung, die auf die Einnahme von Sebastopol folgte, wurde er mit den russischen Verwundeten zusammen fortgeschafft und blieb bei ihnen bis zu seiner Wiederherstellung, während man ihn in den amtlichen Listen als vermißt aufführte. Als er soweit genesen war, daß er aufstehen und ausgehen konnte, erfuhr er sowohl den Tod seines Kommandanten, als auch das schreckliche Unglück, bei welchem Madame Sophie verschwunden war. Von den Dokumenten, die bei dieser Letzteren niedergelegt gewesen waren, und die Daniel v. Maldrée gehörten, konnte er keine Spur auffinden; ohne Zweifel waren sie durch das Feuer vernichtet worden. Den Tod im Herzen kehrte er nach Frankreich zurück. Dort erwartete ihn die nicht minder trostlose Nachricht, daß vor etwa einem Monat der Notar Rubentel in Folge eines beklagenswerthen Unfalls ertrunken sei. Diese Kette von Unglücksfällen traf Jabin schwer, und mit wenig günstigen Aussichten blickte er in die Zukunft; denn nur traurige Zustände sah er vorher. Aber Das entmuthigte ihn durchaus nicht, sondern es vermehrte nur seine Zärtlichkeit für die arme, vom Geschick so hart verfolgte Waise. Er fühlte, daß er ein anderer Mensch geworden sei, und indem er fortan für dieses Kind allein zu sorgen hatte, spürte er Empfindungen in seiner Brust, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren. Die Zärtlichkeit erwachte in seinem Herzen, und er gelobte sich, treu den Willen seines Kommandanten zu erfüllen. Beim Ordnen der Angelegenheiten des Advokaten Rubentel hatte

man bei ihm jene fünfzigtausend Franken vorgefunden, die Herrn v. Maldrée gehörten, und ebenso ein Besitzzeugniß über ein kleines Haus in Calvados. Jabin ließ sich als Vertreter des Herrn v. Maldrée dieses Alles aushändigen, nachdem er sich durch Vorzeigung der ihm übergebenen Briefe legitimirt hatte. Für das Geld kaufte er Staatspapiere und sicherte so Daniel ein jährliches Einkommen von 2400 Franken. Das war freilich nicht viel, aber der brave Mensch sagte sich, daß er, wenn es nicht ausreichen sollte, mit seiner Pension aushelfen könne, zu der ihn die von ihm mitgemachten Feldzüge berechtigten, und deren Auszahlung ihm soeben bewilligt worden war; im äußersten Nothfall fühlte er sich stark genug, um arbeiten zu können. Nachdem er in dieser Art Daniel's Existenzmittel geordnet hatte, begab sich Jabin zu dem Letzteren, der in Paris in dem Institut, in dem er seine Studien machen sollte, bereits das schreckliche Unglück erfahren, das ihn zur Waise gemacht und gleichzeitig sein Vermögen vernichtet hatte.

Jabin fand ein zartes, schwächliches Kind, dessen Gesichtsfarbe selbst das Herz eines Vaters beunruhigt haben würde. Er zog sofort einen Arzt zu Rathe, und dieser äußerte zu dem Sergenten: „Sie müssen den Kleinen auf's Land bringen und ihn dort mehrere Jahre hindurch in der frischen Luft leben lassen; wenn er hier bleibt, so ist er verloren."

Wenige Tage später bezog er mit Daniel das kleine Haus am Strande von Houlgate, das Herr v. Maldrée stets besonders gern gehabt hatte, und er verließ es erst dann wieder, als es nöthig wurde, sein Adoptivkind nach Paris zu bringen und dasselbe dort seine Studien beenden zu lassen.

Der Aufenthalt Daniel v. Maldrée's auf der polytechnischen Schule verlief ohne Zwischenfälle, die der Erwähnung werth gewesen wären. Sein Leben glich demjenigen aller der jungen Leute, die zum Zweck ihrer Ausbildung sich in Paris aufhalten. Wenn er sich hin und wieder eine jener kleinen Ausschreitungen gegen die strengen Gesetze der Anstalt zu Schulden kommen ließ, die zu vermeiden so unendlich schwer ist, so äußerten dieselben doch nie eine ungünstige Nachwirkung auf sein Herz, sondern er bewahrte sich die unberührte Reinheit der Seele, die den Träger zur wahren und glücklichen Liebe befähigt. Jedes Jahr verlebte er die Ferien am Meeresstrande in Gesellschaft Jabin's, der ihm Freund und

Vater zugleich geworden war. Dort verlor sich seine junge Seele in die Erinnerungen an die Vergangenheit, in die Betrachtung einer ewig schönen und großartigen Natur, deren herrliche Schauspiele ihm Ideen des Heldenthums, des Enthusiasmus und der Ehre eingaben. Als er, kaum zwanzig Jahre alt, die Schule verließ, trat die Frage an ihn heran, welchen Beruf er für die Zukunft erwählen solle. Was Jabin und er selbst immer für Pläne haben mochten, soviel stand fest, daß Daniel keinerlei Vorliebe für die militärische Laufbahn verspürte.

Und doch lagen gerade in dieser Laufbahn die Verhältnisse für ihn am Günstigsten. Hier würde ihm Alles leicht gewesen seyn, und sowohl in der Artillerie, wie im Genie eröffnete sich eine glänzende Zukunft vor seinen Blicken. Indessen das Garnisonleben hatte keinen Reiz für ihn.

Kurz vor seinem Austritt aus der Schule erklärte er Jabin, daß er auf die Vortheile verzichte, die ihm eine Karriere biete, in der sich einst sein Vater einen ehrenvollen und geschätzten Namen gemacht habe.

„Dir steht die Wahl vollkommen frei, lieber Daniel," antwortete Jabin. „Auch eilt ja die Sache durchaus nicht, und Du thust besser, noch zu warten, als Dir einen Beruf auszusuchen, in dem Du Dich nachher vielleicht nicht glücklich fühlst."

Nach ernster Ueberlegung entschied sich der Jüngling dafür, vorläufig noch ein Jahr lang in der Normandie zu leben, und sich dort von der angestrengten geistigen Thätigkeit der lezten Zeit zu erholen, indem er sich vorbehielt, nach Ablauf dieser Frist die Stelle eines Ingenieurs in einem der Departements an der Meeresküste anzunehmen. In Folge dieses Entschlusses befand sich Daniel im Herbst 1864 in Houlgate, woselbst er ein Jahr lang bleiben wollte, natürlich war Jabin bei ihm. Sie machten gemeinschaftlich, wie in alten Zeiten, weite Spaziergänge; nach der Rückkehr von denselben arbeitete dann Daniel, aber ohne seinen Geist zu sehr zu ermüden, wie ein Mensch, der sich eine solche Mußezeit nicht aus Trägheit geschaffen hat, wohl aber, um die Ruhe zu genießen, die ihn auf die täglichen Kämpfe des Lebens vorbereitet und dieselben, wenn auch nicht leicht, so doch wenigstens erträglich macht. Wenn dann der Abend gekommen war und der Mond mit seinem milden Licht das Meer und die Felder versilberte, dann ging

Daniel aus, stieg den Abhang hinab nach dem sandigen Strande und erging sich daselbst am Rande des Wassers, dem Rauschen der Wogen lauschend und sein Auge in die unabsehbare Ferne tauchend, die sich vor ihm ausdehnte. Zu seiner Rechten glänzte der Leuchtthurm von Heve, Havre weit überragend, in die Nacht hinein wie ein gigantischer Stern; zu seiner Linken sah oder vielmehr ahnte er aus einigen Lichtern das Vorhandenseyn von Cabonry, Longrune, Ouistreham und aller dieser kleinen Dörfer, die an der normännischen Küste gelegen sind, wie ebensoviel Orte, die den Bewohner der Städte zur Ruhe einladen, wenn er durch die erkünstelten Vergnügungen ermüdet ist, welche die Zivilisation hervorgebracht hat. Hier inmitten dieser Einöde, fern von jedem Geräusch, gleichsam am Ende der Welt, hier fühlte er sich glücklich und frei, und ohne ein unbestimmtes Sehnen, das sein Herz erfüllte, würde er nichts zu wünschen gehabt haben. Aber er befand sich in dem Alter, in welchen sich das Bedürfniß einstellt, zu lieben, und dieses Bedürfniß empfand unser Held umsomehr, als er sich bis dahin stets von jedem Verkehr mit weiblichen Wesen fern gehalten und sich mit eifersüchtiger Sorgfalt die Illusionen bewahrt hatte, die zu zerstören leider viele Menschen sich so sehr beeilen. Er träumte von köstlichen, etwas romantischen Erscheinungen. Bald landete in seiner Phantasie eine Barke an der Küste, die von fremdartig aussehenden Männern auf's Land gezogen wurde, und der eine schöne, liebeglühende Frau entstieg, mit einem verwandten Herzen, das dem seinen verlangend entgegenschlug; bald sah er ein liebliches Mädchen, das sich in der Gegend verirrt hatte, und in Ohnmacht gefallen war: wie wollte er sie sanft in's Leben zurückrufen und sich dabei bemühen, ihr zu gefallen. Mit einem Worte, er wünschte sich ein Abenteuer, dessen Folgen sein Leben ausfüllen sollten; aber er wollte es nicht suchen oder gar hervorrufen aus Besorgniß, daß er dann in die glatte Realität verfallen möchte, die empfindsamen Naturen so sehr widerstrebt.

In jener Epoche nahm Houlgate einen gewaltigen Aufschwung. Neue Verbindungen dorthin waren eröffnet worden und neue Villen erbaut, und seit mehreren Jahren vereinigte jeder Sommer daselbst eine recht ansehnliche Schaar von Badegästen. Wenn freilich die Badesaison vorüber war, so wurde der Ort doppelt einsam und still. Einige wenige Familien, in denen Daniel verkehrte, blieben aller-

dings zurück; aber sie konnten ihm Dasjenige nicht gewähren, was er suchte. Man wird sich hiernach einen Begriff davon machen können, wie sehr ihn ein Vorfall beschäftigen, überraschen und entzücken mußte, der sich an einem Abend in jener Zeit an der Küste von Houlgate ereignen sollte.

Es war wenige Tage nach seiner Rückkehr im Anfang des Novembers gegen 8 Uhr Abends; es war bereits finster, aber nicht so sehr, daß man nicht hätte die nächste Umgebung unterscheiden können. Warm in eine wollene Decke eingehüllt, saß er gegen den Felsen gelehnt in tiefe Gedanken versunken, als plötzlich ihn das eigenthümliche Geräusch aufmerksam machte, das die Füße von Vorübergehenden auf dem Sande verursachen; er wandte sich nach der Seite, von der das Geräusch kam, und sah zwei Frauen sich nähern. Wie waren sie gekleidet? waren sie jung? alt? schön? Dieses alles konnte er nicht erkennen; aber als sie näher kamen, konnte er an ihrem Schritt, an den Formen ihrer Kleidung und an ihrer ganzen Figur, die sich gegen den Horizont markirte, sehen, daß sie den besseren Ständen angehören müßten. Sie gingen Arm in Arm dicht aneinandergedrängt, wie zwei Personen, die sich gegenseitig Muth einflößen wollen. Von Zeit zu Zeit hörte man die eine mit ärgerlicher Stimme einige Worte vorbringen, die einen Ausbruch von schlechter Laune verriethen, der durch Furcht und Ermüdung verursacht war; die andere antwortete darauf mit einem silberhellen Lachen, das ebenso sehr ihren natürlichen Frohsinn, wie ihre Jugend kennzeichnete. Mehr brauchte es nicht, um die Neugier Daniel's zu erregen.

In dem Augenblick, als die beiden Damen vor ihm angelangt waren, ohne ihn gesehen zu haben, da erhob er sich, aber so ungestüm und so unvermuthet, daß sie einen Schrei ausstießen und erschrocken zurückwichen. „O haben Sie Mitleid, mein Herr, thun Sie uns nichts Böses“, sagte die Eine, und zwar Diejenige, die zuvor so unverholen ihre schlechte Laune gezeigt hatte.

„Ich habe durchaus keine bösen Absichten, sondern ich mache mir im Gegentheil Vorwürfe über meine Ungeschicklichkeit und Thorheit, daß ich Ihnen einen so großen Schrecken verursacht habe.“ Nachdem Daniel sich so entschuldigt hatte, grüßte er und wollte sich entfernen, als jezt diejenige der beiden Damen, die bisher geschwiegen hatte, das Wort ergriff und mit einer jnugen, frischen

Stimme, der reizenden Schwester jenes silbernen Lachens, das unser Held zuvor gehört hatte, zu ihrer Begleiterin gewendet sagte: „Du bist unnöthig erschrocken, liebe Lisbeth, siehst Du denn nicht, daß der Herr durchaus nichts von einem Räuber an sich hat?“

„Was kann man denn bei dieser Finsterniß sehen?“ versezte Lisbeth, die noch immer zitterte. „Mein Herr,“ wendete sie sich dann an Daniel, „unser Wagen erwartet uns in Houlgate am Eingang des Weges von Trouville, ist es noch weit bis dahin?“

„Nein, es ist hier ganz nahe. Wenn Sie mir erlauben wollen, so würde es mich sehr glücklich machen, Sie dorthin führen zu dürfen, sei es auch nur,“ fügte Daniel lächelnd hinzu, „um Ihnen zu beweisen, daß ein Räuber meiner Gattung zuweilen sogar von Nutzen seyn kann.“

Wieder ließ sich das frische, klangvolle Lachen vernehmen, während Lisbeth einige Worte der Entschuldigung und des Dankes stammelte; dann nahmen die Damen das Anerbieten Daniel's an und sezten, von ihm begleitet und geführt, ihren Weg am Strande entlang fort. Es war etwa halb neun Uhr, die Wolken, die bis dahin den Himmel bedeckt, hatten sich zertheilt, und schnell näherte sich das Meer, die weiten Sandflächen wieder in Besiz zu nehmen, die es zur Zeit der Ebbe trocken legt. Die vom Winde gepeitschten Wogen brausten hohl und thürmten sich zu schaumgekrönten Hügeln; bald finster, bald im Dunkeln leuchtend gewährten sie einen imposanten Anblick. Aber heute beachtete es Daniel nicht sonderlich. Was sein Herz vor Entzücken beben machte, war der Umstand, sich dieser Art, völlig unvorhergesehen, in der Gesellschaft zweier Unbekannter zu finden, von denen die Eine, Das empfand er, schön und jung seyn mußte, und die er Beide nicht mehr anzureden sich getraute. Wer mochten sie seyn? Von wo kamen sie? Wie und warum endlich waren sie zu dieser späten Abendstunde am Strande? Er brannte vor Begierde, diese Fragen beantwortet zu sehen, und doch zögerte er, dieselben an seine Begleiterinnen zu richten, aus Furcht, dadurch die gute Meinung, die man doch von ihm haben konnte, zu zerstören und für neugierig gehalten zu werden. Da auf einmal nahm die jüngere Dame das Wort. „Mein Herr,“ sagte sie munter, „Sie sehen hier die Opfer einer freiwilligen Thorheit vor sich.“

„Die Opfer?“ rief Daniel beunruhigt.

„Seit lange schon hatte ich den Plan, einmal von Villers nach Houlgate über die zur Ebbezeit freigelegten Sandflächen zu wandern. Gestern erst bin ich in diese Gegend zurückgekehrt, in der ich jedes Jahr einige Wochen zubringe, und da hatte ich denn nichts Eiligeres zu thun, als meinen Vorsaz endlich einmal durchzuführen.“

„Das war ein sehr gefährliches Unternehmen.“

„Das habe ich zu spät leider erst eingesehen; an den schwarzen Felsen holte uns das Meer ein, und wir mußten uns die Füße baden, um überhaupt noch einen Ausweg aus dieser Lage finden zu können.

„Und Das war sehr unklug nach Tische,“ meinte Lisbeth grollend.

„Meine liebe Erzieherin,“ versezte darauf das junge Mädchen mit schmeichelndem Tone, „füge, bitte, durch Deine Vorwürfe nicht noch neuen Kummer zu dem, den ich schon darüber empfinde, daß ich Dich mit in meinen tollen Streich verwickelt habe.“

„Wenn Dein Vater wüßte . . .“

„Mein Vater ist weit fort von hier, und er wird es nicht erfahren, wenn Du Stillschweigen beobachtest; Du wirst verschwiegen seyn, nicht wahr, liebe Freundin? Bald werden wir, Dank diesem Herrn, der unser Führer seyn will, den Wagen erreichen, den ich für alle Fälle nach Houlgate bestellt hatte, in zehn Minuten werden wir im Schlosse seyn, dann wirst Du Dich gleich zu Bett legen und gehörig ausschlafen, wenn Du es wünschest, will ich Dich sogar in den Schlaf singen und morgen wirst Du alles Leid vergessen haben, Das sollst Du einmal sehen.“

„Wohlan, es ist unmöglich, Dir lange zu zürnen,“ antwortete Lisbeth, schnell besänftigt, ebenso sehr durch die Worte der jungen Dame, als durch die beruhigende Gegenwart Daniel's.

Jezt langten unsere Wanderer in der Höhe der Bäder von Houlgate vor dem neuerbauten Kurhause an, bald erreichten sie die Chaussee und dann den Weg nach Dives, auf welchen derjenige stößt, der über Villers nach Trouville führt. Dort erwartete ein leichter, aber fest gebauter, offener Wagen mit einem stattlichen Pferde davor, das ein Kutscher in Livree lenkte, die beiden Damen. Daniel seufzte, als er an die Trennung von seiner geheimnißvollen Unbekannten dachte, er verwünschte innerlich Lisbeth's Gegenwart,

welche während ihres ganzen Zusammenseyns seine Zunge gebannt hatte, und er fand seinen einzigen Trost in der Erinnerung daran, daß aus den Worten der jungen Dame hervorgegangen war, daß sie in der Nähe wohne. Er schmeichelte sich bereits mit der Hoffnung, daß er sie wiedersehen werde.

„Dort ist unser Wagen," sagte sie jezt, „und es bleibt uns somit nur noch übrig, mein Herr, Ihnen unsern aufrichtigen Dank für Ihre Freundlichkeit zu sagen."

„Leider habe ich nur sehr wenig für Sie thun können," murmelte Daniel.

Während er diese Worte erwiderte, war man in den Lichtbereich der Wagenlaterne gekommen, und die junge Dame hob, von einem Gefühl getrieben, das dem sehr ähnlich war, das Daniel in diesem Moment leitete, ihre Augen, um die Züge Dessen zu sehen, der sie und ihre Begleiterin aus ihrer immerhin unangenehmen Lage befreit hatte. Ihre Blicke begegneten sich, und Daniel erzitterte vor Wonne, denn er hatte ein entzückend liebliches, jugendliches und schönes Gesicht entdeckt.

Das junge Mädchen schien nicht weniger angenehm überrascht, als sie bemerkte, daß ihr Führer, den sie bis dahin ja hatte für einen Landmann halten können, der vielleicht etwas weniger rauh war, als seine Genossen, die Haltung und die Physiognomie eines Mannes aus ihrem Stande und von ihrer Stellung habe. „Auf Wiedersehen, mein Herr," sagte sie sanft, „und noch einmal vielen Dank!"

Dann stieg sie leicht in den Wagen, wohin ihr Lisbeth folgte, Beide hüllten sich in die Decken ein, die sie dort vorfanden, und fort ging es in schnellem Tempo. Unser Freund blieb unbeweglich auf derselben Stelle stehen, nicht nur bis die Laternen verschwunden waren, sondern sogar so lange er noch einen Ton des fortrollenden Wagens über die stillen Felder zu erlauschen vermochte.

„Sie nimmt mein Herz mit sich," sprach er bei sich.

Mit heißem Kopf und glänzendem Auge, die Seele mit nie geahntem Entzücken erfüllt, kehrte er langsam nach seinem Hause zurück und suchte sein Lager auf, ohne Jabin vorher gesehen zu haben, der bereits zur Ruhe gegangen war. Als er sich am nächsten Morgen erhob, sah er so bleich aus, daß Jabin, dessen Fürsorge für ihn stets rege war, vermuthen mußte, sein Pflege-

sohn habe einen großen Kummer. „Was fehlt Dir denn, mein lieber Junge?“ fragte er ihn voller Unruhe.

„Ach, mein Sergent,“ erwiderte Daniel, „ich liebe!“

„Du liebst? und wen?“

„Eine Erscheinung.“

„Eine Erscheinung?“ wiederholte Jabin, der ihn falsch verstanden zu haben glaubte.

Daniel erzählte ihm nun das Ereigniß vom vergangenen Abend.

„Dadurch, daß Dich der Zufall mit einer Unbekannten zusammengeführt hat, die Du vielleicht niemals in Deinem ganzen Leben wiedersehen wirst, ist Dein Herz vollständig aus der Fassung gebracht?“

„Oh, mein Sergent, sie ist so allerliebst!“

„Allerliebst? Allerliebst? Woher weißt Du denn Das? Es war ja Nacht.“

„Nein, nein, ich habe sie wohl gesehen, ich täusche mich nicht.“

„Gut, sei's d'rum, ich muß allerdings gestehen, daß Du keinen schlechten Geschmack hast, und daß Du auch in dem Alter bist, in welchem der Anblick eines hübschen Gesichtchens genügt, um uns den Kopf zu verdrehen. Aber man muß doch wenigstens wissen, woher sie stammt, wer sie ist, — vielleicht ist sie gar verheirathet.“

„Nein, Jabin, Das ist sie nicht. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich gestern zum ersten Mal Diejenige gesehen habe, welche meine Frau wird.“

Jabin's Gesicht drückte die höchste Bestürzung aus, und mehrere Minuten lang dachte der Sergent schweigend nach. Er kannte Daniel zu gut, um Das, was er eben gehört hatte, nicht einer ernstlichen Ueberlegung für werth zu halten.

„Ja, wenn die Sache so steht“, antwortete er, „dann müssen wir sehen und müssen Erkundigungen einziehen. Du bist freilich noch sehr jung, um zu heirathen; indessen wenn sich eine Gelegenheit bietet, wenn gegen die Familie nichts einzuwenden ist, wenn das junge Mädchen sich als Deiner würdig erweist...“

Daniel unterbrach ihn.

„Wie gut Du bist, mein Sergent!“ rief er voll Freude aus. „Du willst Dich mit mir vereint bemühen, um Nachrichten über die junge Dame zu erhalten. Ich habe erfahren, daß sie ein Schloß in der Umgegend von Villers bewohnt; es wird nicht

schwer seyn, sie aufzufinden.“ Im Sturm seines Enthusiasmus' fiel er Jabin um den Hals und küßte ihn herzlich auf beide Wangen.

„Es ist einerlei. Wenn man sich mit zweiundzwanzig Jahren verheirathen will, so ist Das ein sicheres Zeichen dafür, daß man Beruf für die Ehe in sich verspürt“, warf Jabin ein, der entzückt war, seinen Daniel so froh zu sehen.

„Zum Theil ist es Deine eigene Schuld“, hielt ihm jezt der leztere vor. „Warum hast Du mich so erzogen, daß ich die leichten Vergnügungen mißachtete? Warum hast Du mich gelehrt, daß es eine ernste Sache um das Leben sei, und daß die Freuden der Familie die einzigen wahren und schätzenswerthen seien?“

„Ich sehe ein, daß ich allein der schuldige Theil bin.“

„Aber ich verzeihe Dir gern, denn ich bin glücklich, sehr glücklich. Ich liebe sie — oh! wie liebe ich sie!“ wiederholte Daniel feurig.

„Das heißt so viel, als daß es von nun an in Deinem Herzen keinen Raum mehr für Deinen Sergenten geben wird,“ äußerte Jabin vorwurfsvoll.

Daniel zuckte die Achseln.

„Es ist nicht schön von Dir, so etwas zu sagen,“ gab er zurück. „Glaubst Du etwa, daß wenn mein Vater noch lebte, er aufhören würde, mir theuer zu seyn, sobald eine so reine, innige Liebe, wie ich sie fühle, in mein Herz eingezogen wäre?“

„Nein, Das glaube ich nicht“.

„Nun also? — bist Du mir nicht wie ein Vater? — Ich verehre und liebe Dich ebenso, als wenn ich Dein Sohn wäre.“

„Armes, geliebtes Kind!“ murmelte Jabin zärtlich. — — —

Auf halbem Wege zwischen Villers und Houlgate auf einem Plateau, von dem aus man das Meer erblickt, führt mitten durch eine fruchtbare Landschaft, nahe an dem großen See vorüber, an dessen Ufern, wenn man einer alten Volkssage Glauben schenken darf, einst Rollo I., Herzog der Normandie, Recht gesprochen hat, der Weg nach Lisieux. Wenn man diesem Wege folgt, der durch saftige Wiesen und schöne Apfelbaumplantagen führt, so sieht man bald zu seiner Rechten auf der halben Höhe eines Hügels, ganz von Grün eingerahmt und ein malerisches Thal überragend, ein Schloß, dessen Gesammteindruck wohl geeignet ist, das Auge zu entzücken. Es ist ein altes, geräumiges Gebäude

mit nur einem Stockwerk, über dem sich ein Altan erhebt; Epheu, wilder Wein und Geisblatt ranken sich an den Mauern hin und zwar so glücklich, daß sie nicht allein deren Alter verdecken, sondern auch noch für jedes Fenster eine reizende Einfassung bilden. Um das Schloß breitet sich ein Park aus, der sich auf der einen Seite bis auf die benachbarten Höhen hinaufzieht, während er auf der anderen Seite den Weg berührt, von dem er durch ein weißangestrichenes hölzernes Gatter geschieden wird. Der Park ist dicht mit Bäumen bestanden, in ihrem Schatten stehen Tamarisken an den Rändern der Laubgänge und Wege und herrliche Blumen, in Beeten schön zusammengestellt, in der Mitte von Rasenflächen, die durch die zahlreichen Quellen bewässert werden, welche von den Hügeln wie ein Nez herabfließen, in dem sich die Sonne spiegelt, als sei der Boden mit silbernen Bändern durchfurcht. In das Schloß selbst gelangt man über eine Freitreppe, die sich in drei Absätzen vor der ganzen Front des Hauses ausdehnt, und die mit alten Fayence-Vasen geschmückt ist, in denen wundervolle Alpenrosen blühen. Das Innere dieser Behausung ist ihres Aeußeren würdig, die Zimmer sind geräumig, luftig und mit hohen Kaminen ausgestattet, die sie selbst während der strengsten Kälte behaglich und wohnlich machen. Das Meublement ist alt und so zusammengestellt, daß man die Schwelle des Schlosses nicht überschreiten kann, ohne den Eindruck zu empfinden, der durch den Anblick einer Umgebung verursacht wird, in der zehn Generationen gelebt haben, ohne daß sie verändert worden wäre. Da finden sich noch alte normännische Truhen, mit reichem Schnizwerk geschmückt, Tapeten, welche Szenen darstellen mit Personen in natürlicher Größe, Himmelbetten und gigantische Tischplatten, mit vielfarbigen Mustern bedeckt. Man könnte das Ganze als einen lebenden Protest bezeichnen gegen die moderne Industrie, deren Erzeugnisse man, wie es scheint, systematisch hat fernhalten wollen. So ist das Schloß von Brucourt beschaffen, vor dem wir eines Morgens Daniel v. Maldrée wiederfinden, wenige Tage nach dem Zusammentreffen, das wir in unserer Erzählung mitgetheilt haben. Nach den Erkundigungen, die er mit Jabin's Hilfe eingezogen hatte, wohnte dort die geheimnißvolle Unbekannte, die der Zufall ihm in den Weg geführt hatte, und für die er in Liebe erglüht war, nachdem er sie kaum gesehen. Was er sonst noch erfahren, war, daß sie Renée

v. Brucourt heiße, die einzige Tochter eines enorm reichen Mannes sei und, seit ihr Vater das Schloß gekauft, jedes Jahr daselbst die Monate November und Dezember in Gesellschaft einer Gouvernante zubringe, während Herr v. Brucourt selbst damit beschäftigt sei, ein Hüttenwerk in den Sevennen zu beaufsichtigen, dessen Hauptunternehmer er sei. Fräulein v. Brucourt kehre dann im Januar nach Paris zurück, wo sie den Winter über in Begleitung ihres Vaters in der großen Welt lebe. Der Vater, erzählte man, wünsche sehr, seine Tochter zu verheirathen, um sich dadurch einer Verantwortlichkeit zu entledigen, welche anfange, ihm unbequem zu werden. Darin lag weiter nichts Befremdendes; denn er war Wittwer und liebte, wenngleich schon sechzig Jahre alt, noch immer leidenschaftlich Zerstreuungen und Lustbarkeiten. Mit diesen Angaben ausgerüstet, hatte Daniel nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich nach dem Schlosse Brucourt zu begeben, nicht etwa, um es zu betreten — unter welchem Vorwande hätte er sich wohl daselbst einführen sollen? — nein, er wollte nur den Weg dorthin kennen lernen und das Haus sehen, welches das Glück hatte, seine Heißgeliebte einschließen zu dürfen.

Jabin hatte ihm einige Rathschläge ertheilt, als er ihn eines Morgens ganz früh zu diesem Ausflug hatte aufbrechen sehen. „Dieses Mädchen ist sicherlich schlecht erzogen," hatte er gesagt; „sie ist viel zu reich, um nicht stolz zu seyn. Sieh Dich vor, mein Junge, daß Du nicht zu viel Illusionen hegst; Du würdest grausam unter jeder Enttäuschung zu leiden haben, die Dein Herz erleben müßte." Indem er so sprach, zitterte die Stimme des Sergenten, als fürchte er für Daniel böse Folgen von dem Abenteuer, in welches er ihn verwickelt sah. Daniel versuchte ihn zu beruhigen und machte sich auf, Enthusiasmus im Kopf und Leidenschaft im Herzen. Er hielt erst an, als er sich vor dem Schlosse befand, und verbarg sich hinter einem starken Baum, so daß er Alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Wenn der Monat September in der Normandie nicht regnerisch ist, so pflegt er ebenso mild und schön zu seyn, wie es die lezten Herbsttage im Süden sind. Die Sonne schien hell und vertheilte langsam den leichten Nebel, der über der Erde ruhte. Wie ein Schleier zerreißt, so verschwand die Hülle, und das Schloß zeigte sich Daniel in seiner ganzen Anmuth und Schönheit.

„Dort also wohnt meine theure Renée," begann er sein Selbstgespräch. „Werde ich sie sehen? Wird sie sich herablassen, vor meinen Blicken zu erscheinen? Und wenn zufällig die ihrigen mich träfen, würde sie mich wiedererkennen?"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sah er von den Ställen her einen Reitknecht herankommen, der ein kleines schwarzes Pferd mit lebhaftem Auge und übermüthigen Bewegungen am Zügel führte, das gesattelt und völlig bereit war, bestiegen zu werden. Der Mann blieb vor der Freitreppe halten und warf einen lezten Blick auf das feurige Thier, das sich geberdete, als wolle es ein unsichtbares Joch abschütteln. Fast gleichzeitig erschien auf der Treppe unter dem Portal des Schlosses eine Dame im Reitanzug, die Schleppe ihres langen Kleides über dem rechten Arm tragend und in der linken Hand eine Reitpeitsche haltend.

„Sie ist es!" rief Daniel aus. Zugleich beugte er sich vor, um sie besser sehen zu können. Es war allerdings Renée v. Brucourt. Sie erschien bei Tageslicht im vollen Glanz ihrer Schönheit vor den geblendeten Augen Dessen, der sie anbetete, und sie hatte keine Ahnung weder von seiner Anwesenheit, noch von seiner Liebe. Für ihn war keine der Einzelnheiten ihres Anzuges vorhanden, er sah weder ihr köstliches Tuchkleid, noch die hirschledernen Handschuhe, die ihre reizenden kleinen Hände umschlossen, noch auch ihren Hut, auf dem eine lange Feder prangte, deren unteres Ende sich in dem Reichthum der schönen schwarzen Haare verlor, die auf ihrem schlanken Nacken ruhten. Daniel war gänzlich in die Betrachtung dieses lieblichen Gesichts versunken, das in seinem Gedächtniß wie die Erinnerung an einen schönen, aber leider zu schnell entschwundenen Traum geblieben war. Er erkannte jeden einzelnen Zug wieder. Er fand von Neuem den Glanz der schwarzen, unergründlichen Augen, deren Strahlen bis in das Innerste seiner Seele gedrungen waren. Er bewunderte die zarte, mattweiße Haut, welche die lebhafte Farbe der Lippen, um die ein gütiges, sanftes Lächeln spielte, ganz besonders hervortreten ließ. Renée's strahlende Jugend hatte Aehnlichkeit mit der aufgehenden Sonne, welche die vom Regen niedergedrückten Pflanzen wieder neubelebt und selbst die stärksten unter ihnen mit neuer Kraft ausstattet. Es war die unverfälschte Anmuth der Unschuld, vereint mit der allmächtigen Gewalt der Schönheit, die sich entwickelt und ausbreitet in der Morgenröthe

des achtzehnten Lebensjahres. Was Daniel aber ganz besonders entzückte, war die bei ihm festgewurzelte Ueberzeugung, daß es unter diesem bewundernswerthen Aeußern auch eine Seele gebe, und Renée schön wie eine Göttin und gut wie eine Heilige sei. Ihn berührte weniger die materielle Schönheit, als vielmehr die inneren Vorzüge, die in der ersteren sich ankündigten.

Während er sie so bewunderte, war Renée die Stufen der Treppe hinabgestiegen und näherte sich dem Pferde, das sie leicht mit der Hand streichelte, während der Stallknecht das Knie beugte, um seiner jungen Herrin das Aufsteigen zu erleichtern. Leicht wie ein Vogel schwang sie sich in den Sattel und beugte sich vornüber, um die Zügel zu ergreifen. Aber in diesem Augenblick, ehe sie sich noch gehörig festgesezt hatte, machte das Pferd unvermuthet einen Sprung. Sie hatte nur gerade noch so viel Zeit, um sich an der Mähne des tückischen Thieres festhalten zu können; ohne diese Hilfe würde sie abgeworfen worden seyn. Nach diesem Saz stürmte das Pferd vorwärts, während der erschrockene Diener es einzuholen versuchte. Daniel konnte einen Schrei nicht unterdrücken, der Schrecken bannte ihn auf seinen Plaz, unbeweglich und wie erstarrt. Das durchgehende Pferd nahm die Richtung nach seiner Seite hin, es wurde immer heftiger, troz der Anstrengungen, welche Renée machte, es zu halten. Auf das Geschrei des Stallknechtes eilten die Leute des Schlosses von allen Seiten zur Hilfe herbei. Das Schauspiel war schwindelerregend; wie ein Pfeil flog das Pferd gerade aus vorwärts, Renée bemühte sich nicht mehr, es zu bändigen, die Kraft ihrer Arme war besiegt. Etwas bleicher als gewöhnlich überließ sie sich dieser schrecklichen Bewegung, indem sie sich am Sattel festhielt und sich nur gegen das Heruntergleiten sicherte. Plözlich löste sich ihr Hut vom Kopfe, und ihre Haare wallten in ihrer ganzen Pracht auf die Schultern hernieder. Daniel, außer sich vor Schrecken, sah nur noch, daß das Pferd direkt auf die Barrière zueilte, welche den Park an jener Stelle schloß, und daß es unfehlbar an den Pfosten zerschmettern werde, das Pferd selbst sowohl wie die kostbare Bürde, die es trug, denn es war nicht anzunehmen, daß es im Stande seyn würde, darüber hinwegzusetzen. Instinktmäßig stürzte er vorwärts, nicht einen Augenblick an die Gefahr denkend, der er sich selbst aussezte. Er wußte nur Das, daß Renée gerettet werden konnte. Laufend erreichte er die

Barrière und sah auf der andern Seite das Pferd schäumend und wüthend daherrasen. Er nahm einen Anlauf und überwand in einem mächtigen Sprunge, auf die Gefahr hin, sich selbst an den Pfosten zu zerschellen, das Hinderniß, indem er sich mit den Händen dabei half. Auf der andern Seite angelangt, sank er von der Wucht des Stoßes in die Kniee; aber sogleich sprang er wieder auf und eilte dem Pferde entgegen. Das Thier, durch die unerwartete Erscheinung aufmerksam gemacht, mäßigte zwar ein wenig seine Geschwindigkeit, sezte aber doch seinen Lauf fort und traf Daniel, der es halten wollte, mit seinen dampfenden Nüstern gerade mitten auf die Brust, so daß er umgeworfen wurde und das Bewußtseyn verlor. Das Pferd selbst aber war von diesem Zusammenstoß so erschreckt, daß es stehen blieb und von dem jezt mit noch zwei andern Dienern herbeieilenden Stallknecht festgehalten werden konnte. Renée sprang zur Erde, blaß, die Haare wirr durcheinander, aber ohne ein weiteres Uebel davongetragen zu haben, als den großen Schrecken. Sie eilte sogleich zu Daniel, der ohnmächtig auf dem Rasen lag.

„Ich bin gesund und wohlbehalten," rief sie, um ihre entsezten Leute zu beruhigen. „Aber dieser junge Mann hier, der, um mich zu retten" . . . Sie machte eine Pause, Thränen erstickten ihre Worte, sie hielt ihn für todt. „Schnell, schnell zur Hilfe", murmelte sie.

Sie kniete nieder und nahm das bleiche Haupt Daniel's in ihre zitternden Hände, um demselben eine bequemere Lage zu geben. Ach, wenn er sie so hätte sehen können, über ihn gebeugt, von Sorge und Angst um ihn erfüllt, wie würde er diesen Unfall gesegnet haben, der ihm zugestoßen war!

„Mein Gott, welches Unglück!" sagte plözlich eine Stimme. Es war Lisbeth, die Gouvernante, die Renée besonders zu ihrem persönlichen Schuz beigegeben war, und die von dieser fast wie eine Freundin behandelt wurde. Diese Dame, leicht erregbar, wie man es mit sechsunddreißig Jahren ist, wenn man sich dem Zölibat gewidmet hat und doch mit einem fühlenden Herzen begabt ist, näherte sich der Unglücksstelle ganz außer sich, heftig gestikulirend und mit ihrer Brille in der Hand.

„Er lebt!" rief jezt Renée, in deren Armen eben Daniel eine Bewegung gemacht hatte. „Lisbeth, es ist derselbe junge

Herr, der uns neulich am Strande von Houlgate so freundlich geführt hat."

„Ich erkenne ihn wohl; aber wie ist er nur hierhergekommen?"

„Vielleicht, um mich zu retten. Ich weiß es nicht; aber, Lisbeth, ich bitte Dich, wir wollen ihn in's Haus tragen lassen."

„Warte einmal, ich habe mein englisches Riechsalz bei mir."

Das gute Mädchen hielt, indem sie ebenfalls niederkniete, Daniel mit unsicherer Hand ein Fläschchen unter die Nase, während die Leute aus dem Schlosse um die beiden Damen herumstanden und mit ängstlichen Blicken deren Bewegungen folgten.

„Soll ich einen Arzt holen?" fragte der Reitknecht schüchtern.

„Ja, ja, einen Arzt, den aus Villers," rief Renée.

„Einen Augenblick noch," warf Lisbeth ein, die ihre Ruhe wiedergewonnen hatte. „Es erfordert eine ganze Stunde, ehe der Arzt hier seyn kann. Wir wollen selbst für unsern Verwundeten sorgen."

„Er kommt wieder zu sich!" rief Renée freudig.

„Ja, es wird mehr die Aufregung gewesen seyn, als der Schaden, was seine Ohnmacht verursacht hatte."

Lisbeth hatte Recht gehabt, Daniel öffnete die Augen.

„Leiden Sie sehr, mein Herr?" fragte Lisbeth.

„Durchaus nicht," flüsterte Daniel; „ich glaube, das Pferd hat mich gegen die Brust gestoßen, aber ich empfinde keinen Schmerz." Er erblickte über sich Renée's liebes Gesicht, und ein Ausdruck von Glück verklärte seine Züge.

„Mein Herr," sagte diese, Sie haben mir das Leben gerettet, mein Vater wird Sie dafür segnen, und ich werde mein ganzes Leben lang nicht vergessen, was Sie heute für mich gethan haben."

„Dann bin ich belohnt," dachte Daniel. In wenigen Minuten stand er auf seinen Füßen, und ein Diener überreichte ihm seinen Hut, der wohl zehn Schritte weit fortgeschleudert worden war.

„Werden Sie bis zum Schlosse gehen können?"

Diese Frage, von Lisbeth gestellt, machte ihn lächeln. Er fühlte sich sehr schwach und angegriffen, aber sonst völlig wohl. „Ich werde gehen, wohin Sie wünschen," versezte er lächelnd.

„Das ist schön, nehmen Sie meinen Arm."

Er gehorchte und stüzte sich auf Lisbeth's Arm, während ihm mit einer reizenden Geberde Renée den ihrigen auf der andern Seite bot.

„Mein gnädiges Fräulein, ich werde es niemals wagen ...“

„Ich bitte Sie darum.“

Wer hätte da wohl widerstehen können? Er befand sich also zwischen diesen beiden Damen, von denen die eine bereits sein ganzes Herz eingenommen hatte; alle drei gingen langsam nach dem Schlosse zu. Im Salon angelangt, wurde Daniel in einen großen Lehnstuhl an das offene Fenster gesezt, dann entfernte sich Lisbeth, um ein Getränk eigener Erfindung zu brauen, das, wie sie behauptete, bei derartigen Unfällen die überraschendste Wirkung äußere, und das die beiden jungen Leute nothwendigerweise einnehmen müßten. So waren sie denn allein, er sizend, sie stehend und einigermaßen verwirrt über dieses unerwartete tête-à-tête. Wie unendlich lieblich erschien sie doch ihrem stillen Verehrer! Da sie die Augen niedergeschlagen hatte, so konnte er sie nach Gefallen betrachten, und man mag sich denken, ob er von dieser Gelegenheit Gebrauch machte, die ihm der Zufall in einem Augenblick darbot, wo sich ihm eben die Thüren dieses Hauses geöffnet hatten, die ihm bisher verschlossen gewesen waren.

„Mein Herr,“ ergriff endlich Renée mit zum Herzen dringender Stimme das Wort, „neulich haben Sie mir einen kleinen Dienst erwiesen, heute haben Sie demselben einen sehr großen hinzugefügt. Zweimal haben Sie meinen Lebensweg gekreuzt, und ...“

Daniel unterbrach sie mit den Worten: „Glauben Sie an Vorahnungen, gnädiges Fräulein?“

„Warum?“ fragte sie erröthend zurück.

„Ich fragte nur, weil ich fest daran glaube, und weil ich die unumstößliche Ueberzeugung habe, daß Beziehungen, die unter den Ihnen bekannten Umständen angeknüpft sind, von ewiger Dauer seyn müssen.“

„Darüber würde ich mich nicht beklagen,“ rief sie lebhaft.

„Was macht Das aus? Seit jenem Abend, an dem ich Sie am Strande von Houlgate traf, habe ich unablässig an Sie gedacht, und es ist mir, als hätte ich Sie von jeher gekannt.“

Plözlich hielt er inne, lächelte und sagte: „Da fällt mir ein, ich mache Ihnen hier eine Erklärung und habe Ihnen noch nicht einmal meinen Namen genannt.

„Kennen Sie denn den meinigen?“

„Ja, ich wollte wissen, wer die liebenswürdige Unbekannte sei, die sich mir wie eine romanhafte Erscheinung gezeigt hatte.“

„Aber Sie mein Herr?“ fragte Renée, mehr und mehr beunruhigt durch diese eigenthümliche Unterredung.

„Ich heiße Daniel v. Maldrée.“

Mit kurzen Worten erzählte er seine Geschichte, sprach von seinem Vater und zeigte sich so beredt und überzeugend, daß beim Zuhören das Herz des jungen Mädchens mehr und mehr von sympathischen Gefühlen durchdrungen wurde. Sie war achtzehn Jahre alt, und ihr reines keusches Herz empfand schon jene Wünsche, die zwar ohne Gegenstand und ohne bestimmtes Ziel, aber dennoch schon Liebe sind, oder ihr wenigstens vorangehen. Daniel war jung, stark und muthig, besaß männliche Schönheit und war von jenem Feuer erfüllt, das den Frauen so wohl gefällt, und das die Liebenden wie die Helden gleich unerschrocken erscheinen läßt. Wer könnte da noch erstaunt seyn über die neuen Empfindungen, die in der Seele von Renée Plaz griffen, und die sie in dem bis dahin unbekannten Jüngling Den erkennen ließen, dessen Lebensgefährtin sie zu werden wünschte? Die Liebe hat in ihrem Entstehen häufig Aehnlichkeit mit dem unvermutheten Blizstrahl; sie zündet in Herzen, die nicht darauf vorbereitet waren, sie zu empfangen, die aber darum nicht weniger geeignet dazu sind. Dieß ist eben ihr Vorrecht. Liebe kann man nicht empfinden, ohne glücklich zu seyn, und alle üblen Folgen, die sich zuweilen in ihrer Begleitung befinden mögen, sind nicht im Stande, die Seligkeit vergessen zu machen, mit der sie uns erfüllt hat. Sie waren beide entzückt, geblendet, überrascht, als jezt Lisbeth zurückkehrte, auf einem Präsentirbret zwei Tassen mit ihrem allmächtigen Heilmittel tragend. Sie zwang ihre beiden Patienten, zu trinken, Daniel mußte bis zum Abend bleiben und versprechen, bald wiederzukehren. Als er am Abend von seinem Sturze völlig wiederhergestellt und denselben segnend aufbrach, da liebte er nicht nur für immer, sondern er wußte auch, daß er ebenso wiedergeliebt werde. Daniel v. Maldrée kehrte nach der Einsiedelei in einem Zustande von Glück heim, der schwer zu beschreiben ist, und der ganz besonders schwer Denen begreiflich zu machen ist, die nie in ihrem Leben die Wonnen der ersten Liebe kennen gelernt haben. Er legte seinen Weg erhobenen Hauptes zurück und stimmte

unwillkürlich einen frohen Sang an; die Natur rings umher erschien ihm so herrlich, in den Sternen, die über ihm funkelten, glaubte er seine Zukunft lesen zu können, die sich im Glück der Liebe herrlich und freudevoll vor ihm entrollte. Jabin erwartete ihn schon mit Ungeduld; als er ihn kommen sah ganz voll Entzücken, da ahnte er, daß sich Daniel am Ziele seiner Wünsche befinde, und fand seine Ahnung bald durch den Jüngling bestätigt.

„Ja, mein Sergent,“ sagte dieser, „zu meinem Glücke fehlt mir jezt Nichts mehr, ich habe sie gesehen, habe mit ihr gesprochen, sie ist ein Engel.“

„Weißt Du Das ganz sicher?“ fragte Jabin etwas ironisch. „Die Frau, die man liebt, ist stets ein Engel, hast Du aber auch die Ueberzeugung, daß sie Deiner werth ist?“

„Höre mich an, Du Ungläubiger!“ rief Daniel. „Wenn Du Alles erfahren hast, dann wirst Du ebenso überzeugt davon seyn, als ich es selbst bin.“

Und nun erzählte er die Vorfälle des überglücklichen Tages.

Der Sergent zitterte bei der Beschreibung des Unfalles, der seinem Daniel so leicht hätte Schaden bringen können. Er untersuchte ihn, befühlte und behorchte seine Brust und beruhigte sich erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß wirklich keine Spur von dem Sturze zurückgeblieben sei. Dann sagte er: „Du bist ein Mann, mein lieber Junge, und besitzest Klugheit und Takt genug, um richtig handeln zu können; ich habe somit weder das Recht, Dich zurückzuhalten, noch Dich vorwärts zu treiben, handle also nach Deinem eigenen Ermessen. Und erinnere Dich stets daran, daß der Name, den Du trägst, niemals entweiht worden ist, und daß Du ihn nur einer Frau geben darfst, die fähig ist, ihn von Neuem zu Ehren zu bringen.“

„Sei unbesorgt, mein Sergent,“ entgegnete Daniel; „Du sollst mit mir zufrieden seyn.“ Hiernach trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu begeben. Durch die Anstrengungen und Erregungen des verlebten Tages ermüdet, schlief Daniel fest und ruhig. Es hieße die Erzählung in die Länge ziehen, wollte man die Fortschritte schildern, die die Liebe machte, welche der Zufall in diesen beiden Herzen erweckt hatte, die so gut geschaffen waren, um einander verstehen und würdigen zu können. Nach jener ersten Zusammen-

kunft sahen sich Renée v. Brucourt und Daniel v. Maldrée häufig und genossen die ganze Seligkeit, welche jungen, völlig in einander aufgehenden Liebenden beschieden ist. Da Herr v. Brucourt nicht anwesend war, so genoß Renée völlige Freiheit und konnte sich Daniel widmen, so viel er es nur immer wünschen mochte. Das gegenseitige Vertrauen bildete einen Hauptreiz dieses jungen Verhältnisses, Beide behandelten einander mit so viel Offenherzigkeit, als hätten sie sich von jeher schon gekannt, und wurden nicht müde, Betheuerungen ihrer ewigen Liebe auszutauschen.

„Wenn mein Vater hierher zurückkehrt", sagte Renée, „dann werde ich ihm Alles gestehen, und er wird gewiß die Einwilligung zu unserer Verbindung geben."

„Nur Das beunruhigt mich, daß Du so reich bist, und daß ich Nichts besitze."

„Du hast Deinen Namen und meine Liebe, hältst Du Das für so wenig?"

Lisbeth allein war bei ihren Zusammenkünften zugegen; voll Fürsorge, Schwäche und Liebe für Renée war sie unfähig, dieser die Erfüllung ihrer Wünsche zu verweigern. Aber sie kannte deren Reinheit und würde ohne Besorgniß diese unschuldige Liebe unter ihren Augen haben entstehen und wachsen sehen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, Herr v. Brucourt werde ihr bei ihrer Rückkehr Vorwürfe darüber machen, sie begünstigt zu haben.

„Da ich Dieses alles doch meinem Vater mittheilen will", beruhigte sie Renée, „was kannst Du da noch zu fürchten haben? Er wird Dich sicher deßhalb nicht tadeln, daß Du etwas begünstigt hast, das mich so unendlich glücklich macht, und Du sollst sehen, daß er meinen Plänen beistimmen wird, wenn ich ihn darum bitte."

„Kann er selbst nicht andere im Sinne haben?"

„Nein, nein, er liebt mich viel zu sehr, um über mich zu verfügen, ohne mich zuvor gefragt zu haben."

Renée kannte Herrn v. Brucourt, er war ein viel zu zärtlicher Vater, um seiner Tochter einen Gatten aufdrängen zu wollen, der ihr nicht zugesagt hätte. Er wünschte allerdings, daß sie sich bald verheirathen möchte, denn er war der Verantwortlichkeit müde, die auf ihm ruhte, und die ihn häufig bei seinen Vergnügungen und seiner Freiheit genirte, aber er wollte sie nur Jemanden zur Frau geben, den sie selbst auswählen würde, denn er war Dessen

sicher, daß sie nur eine ehrenvolle Wahl treffen könne. Vierzehn Tage verstrichen. Ein Spaziergang am Meeresufer oder nach den bewaldeten Hügeln, eine Rast auf den Wiesen, ein gemeinschaftlich eingenommenes Mahl, die Unterhaltung, deren ganze Kosten die Liebe zu tragen hatte, Das waren die höchsten Genüsse für Daniel und Renée. In ihrer Nähe weilen, sie sehen, wurde ihm bald eine liebe, theure Gewohnheit, und so lebte er in den Tag hinein, indem er Alles von der Zukunft erwartete, aber in der Gegenwart sich nur an Dem erfreute, was sie ihm bot. Er war glücklich, und Renée war es nicht minder.

Eines Morgens langte er zu ziemlich früher Stunde auf dem Schlosse an, um daselbst den ganzen Tag zuzubringen. In einem Saale dieser weitläufigen Wohnung war nämlich eine Bibliothek von mehreren Bänden, die noch unberührt geblieben war, seit Herr v. Brucourt die Besitzung gekauft hatte. An diesem Tage sollte nun ein Verzeichniß der vorhandenen Bücher aufgenommen und dieselben nach einer gewissen Ordnung auf den Regalen untergebracht werden. Das geschah nicht etwa aus dem Grunde, weil Eines von ihnen den besonderen Wunsch nach Lektüre verspürt hätte, nein, es würde ihnen genügt haben, in den langen Laubgängen des Parkes, Eines an das Andere gelehnt, zu wandeln, um nichts weiter zu wünschen; aber Lisbeth behauptete, daß solche Spaziergänge, zu lang ausgedehnt, eine Unvorsichtigkeit seyn würden, indem dadurch der Dienerschaft des Schlosses Anlaß zu Bemerkungen gegeben würde; ohnehin gäben die häufigen Besuche Daniel's diesen Leuten bereits zu denken.

„Gut! so wollen wir einen Vorwand suchen, um sie zu rechtfertigen,“ hatte darauf Renée erwidert.

Auf diese Art war das Ordnen der Bibliothek beschlossen worden.

„Das wird wenigstens acht Tage erfordern,“ sagte die junge Dame.

„Und wenn wir mit dieser Klassifizirung fertig sind?“ fragte Daniel.

„Dann werden wir zum Ordnen des Archives übergehen, auf dem Boden stehen ganze Kisten mit Manuskripten und Papieren aller Art.“

„Es liegt freilich kein Grund vor, auf einem so löblichen Wege inne zu halten,“ äußerte Lisbeth ironisch; „nachdem das Archiv

geordnet ist, könntet Ihr Euch vielleicht damit beschäftigen, das Meublement abzuschätzen.“

„Lisbeth! Lisbeth!“ drohte Renée, „mache Dich nicht lustig über uns, wenn Du nicht etwa wünschest, daß wir Dich nach unserer Verheirathung nicht mehr in unserem Hause dulden sollen.“

„Mich! Die Beschützerin Eurer Liebe!“

Um das Aufräumen der Bibliothek zu beginnen, war Daniel also an diesem Tage gekommen. Als er den Park betrat, traf er Renée, die ihn schon erwartet hatte; sie sah bleicher aus, als gewöhnlich und schien ein wenig beunruhigt.

„Wir wollen heute nicht mit der Arbeit beginnen“, sagte sie.

„Warum denn nicht?“

„Weil es nuzlos wäre, gerade jezt mit einer Beschäftigung anzufangen, die wir doch nicht zu Ende führen können. Mein Vater kommt heute Abend an!“

„Schon!“ sagte traurig Daniel.

„Betrübt Dich Das denn so?“

„Kann ich wohl froh darüber seyn, dieses himmlische Leben unterbrochen zu sehen, wie wir es jezt seit vierzehn Tagen führen?“

„Nun, die Ankunft meines Vaters nähert uns der Erfüllung aller unserer Wünsche.“

„Möchte er nur in unsere Vereinigung willigen!“

„Der Vater will mein Glück, und wenn ich ihm sage, daß ich nur mit dem Manne glücklich seyn kann, den mein Herz erwählt hat, dann wird er mir meine Bitte nicht abschlagen.“

„Ja, liebe Renée, ich weiß wohl, daß Du Das hoffst, aber ich, der ich Deinen Vater nicht kenne, und der ich wohl fühle, wie sehr erzürnt er auf uns seyn kann, auf mich, weil ich mir gewissermaßen den Eingang in Dein Herz erzwungen habe, und auf Dich, weil Du meinen Bitten Gehör gegeben hast —“

„Er wird nicht vergessen, daß Du mich dem Tode entrissen hast. Sollte es mir etwa nicht freistehen, meinen Lebensretter zu lieben?“

Renée betonte diese Worte fieberhaft und wurde gleichzeitig so bleich, daß Daniel unwillkürlich einen Schritt näher trat, um sie zu unterstützen, indem er sagte: „Siehst Du wohl, liebes Kind, Du theilst meine Befürchtungen!“

„Du verstehst meine Unruhe falsch", versezte Renée; „meine Furcht hat nicht denselben Grund, wie die Deine, nein, ich zweifele nicht an der Liebe meines Vaters, denn sie würde nur ein leerer Schall seyn, wenn er sich dem innigsten Wunsche meines Herzens widersezte. Was mich traurig macht, Daniel, ist der Gedanke, daß von nun an Das, was unser köstliches Geheimniß war, kein Geheimniß mehr bleiben wird, und daß bis zu dem Tage, von dem an wir uns für immer angehören dürfen, wir nicht mehr die schöne Freiheit haben werden, der wir uns bisher erfreut haben, und die uns gestattete, uns schätzen und lieben zu lernen."

„Mache Dir darüber keine Sorge!" tröstete Daniel. „Mögen wir vereint seyn oder durch Entfernung oder Ereignisse getrennt, unsere Herzen gehören einander, sie können sich nicht ändern, wir besitzen die Liebe und wir werden auch Geduld haben." So sprechend, waren sie auf dem Wege fortgeschritten und waren, fast ohne es zu bemerken, in eine Laube von Haselnußsträuchen getreten, in der sie an den vorhergehenden Abenden zuweilen von einander Abschied genommen hatten. Hochstämmige Bäume spendeten diesem Orte während des Sommers kühlen Schatten, aber in dieser Jahreszeit — es war bereits in den ersten Dezembertagen — gab es keine Blätter mehr an den Aesten, die sich kahl und feucht nach allen Seiten hin ausstreckten, gleichsam um ihren Frühlingsschmuck trauernd, der durch die ersten Winterstürme vernichtet und zerstreut war. Gelbe Blätter bedeckten den Boden und gaben diesem Theile des Parkes, in dem ohnehin schon geheimnißvolles Schweigen herrschte, ein geradezu trauriges Aussehen. Hier fanden sich Daniel und Renée plözlich wieder, ohne zu wissen, wie ihre Schritte sich nach diesem Orte gelenkt hatten. Sie sezte sich auf eine dort stehende Bank. Daniel stand vor ihr, und einige Minuten lang beobachteten Beide Stillschweigen.

„Ich habe Dir Etwas zu sagen," begann jezt Renée. „Bisher haben wir uns frei lieben dürfen, ohne daß irgend ein Hinderniß zwischen uns getreten wäre, ich habe auch die Gewißheit, daß die Ankunft meines Vaters kein solches seyn, sondern daß durch dieselbe unser Glück nur um so schneller sichergestellt werden wird. Man muß indessen sich auf jede Möglichkeit vorbereiten. Wenn durch irgend welche, von unserem Willen unabhängige Umstände jemals unsere Liebe bedroht werden sollte, so müssen wir Einer des Anderen

so gewiß seyn, daß unser gegenseitiges Vertrauen durch Nichts gestört werden kann . . ."

„Zweifle niemals an mir, was auch immer kommen mag!" rief Daniel.

„Ich zweifle eben so wenig an Dir, wie Du an mir, lieber Freund, aber wir können uns Das nicht oft genug wiederholen; denn die Erinnerung, die uns daran bleibt, soll uns ein sicheres Schuzmittel seyn gegen alle böse Gedanken, die jemals in uns aufsteigen könnten, und die uns, wenn wir ihnen Raum gäben, zur Muthlosigkeit führen würden."

„Ach! daraus sehe ich," sagte Daniel traurig, „wie gering das Vertrauen ist, das Du zu Deines Vaters Güte hast; seine Rückkehr beunruhigt Dich, Du fürchtest, daß er Deine Wahl nicht billigen, daß er uns seine Zustimmung versagen und daß dadurch unsere Verbindung unmöglich werden wird."

Renée erwiderte mit einer abwehrenden Bewegung: „Unmöglich!... Daniel, erinnere Dich stets dieser Worte: Nein, mein Vater wird sich nicht unserem Glücke widersetzen, er wird nicht unsere Herzen brechen und Das trennen wollen, was Gott selbst vereint hat, er wird mir nicht die unaussprechliche Freude rauben wollen, den Muth Dessen, der mir das Leben gerettet hat, dadurch zu belohnen, daß ich ihm meine Hand zum ewigen Bunde reiche. Aber sollte dennoch mein Vater, allen meinen Hoffnungen und Erwartungen entgegen, unsere Pläne nicht billigen, so würden sie dadurch aufgeschoben, aber niemals aufgegeben werden. Unsere Seelen sind einander treu genug, um warten zu können, und wir würden warten. Ich bin jezt achtzehn Jahre alt, in drei Jahren bin ich majorenn, und was der Ungehorsam gegen den väterlichen Willen auch für Folgen nach sich ziehen kann, dann bin ich die Deine, weil ich es versprochen habe, weil ich Dich liebe und weil ich Dich ewig lieben werde." Während sie so sprach, hatte Renée sich, fortgerissen von ihrer Erregung, langsam erhoben, und als sie jezt innehielt, stand sie in ihrer vollen Größe vor ihm mit sprühendem Auge und zuckender Lippe, anbetungswürdig schön und wie durchglüht von der Flamme, die in ihrem Herzen brannte. Daniel, der neben ihr auf der Bank Plaz genommen hatte, erhob sich ebenfalls tief gerührt.

„Habe Dank, Du Einziggeliebte!"

Mehr konnte er nicht sagen, aber er kniete nieder vor seiner Verlobten, nahm ihre Hände in die seinigen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Oh! Dieß ist eine göttliche, unvergeßliche Stunde!“ flüsterte das junge Mädchen.

Ihr schöner Kopf bog sich zurück, und ihre Augen schlossen sich, als wollte sie die Erinnerung an diese Augenblicke ganz in sich aufnehmen und sie für alle Zeiten festhalten. Es war eine berauschende Minute. Als sie die Süße dieser Empfindung genügend ausgekostet hatte, sagte sie: „Daniel, Du hast meine Versprechungen gehört, ich schwöre Dir, daß ich sie erfüllen werde.“

„Und ich,“ war Daniel's Antwort, „ich schwöre, daß ich Deiner würdig seyn will.“

Das war Alles. Dann erhob er sich, und vereint kehrten sie nach der Gitterthür zurück, um daselbst Abschied von einander zu nehmen.

„Kehre erst dann zurück, wenn ich Dich rufen lasse,“ sagte Renée, indem sie dem Scheidenden zum lezten Male die Hand reichte.

Schweigend nickte er und entfernte sich dann schnellen Schrittes, mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen. Renée blickte ihm nach, bis er hinter den Bäumen verschwunden war, die an dem Wege standen.

Wie ermuthigend auch die Worte seiner Verlobten gewesen waren, Daniel fiel dennoch einer tödtlichen Traurigkeit zur Beute.

Von der Stunde an, wo er dieses junge Mädchen am Strande von Houlgate kennen gelernt hatte, bis zu diesem Tage war ihm die Zeit vergangen, als lebe er in einem wundervollen Traume, ohne sich über die Zukunft zu beunruhigen und einzig darauf bedacht, die Glückseligkeit dieser reinen, idealen Liebe zu genießen. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß Renée noch nicht Herrin ihrer Handlungen sei, daß sie von ihrem Vater abhänge, und daß dieser allein es sei, der die Verwirklichung aller ihrer Hoffnungen zulassen oder verhindern könne. Auf diese Zeit der süßen Freude, die leider so schnell verflossen war, folgte nun die öde Wirklichkeit. Daniel kalkulirte folgendermaßen: „Herr v. Brucourt kennt mich nicht. Wird es ihm nun, um mich in seine Familie aufzunehmen, genügen, daß ihm Renée versichert, daß sie mich liebt und daß sie von mir wiedergeliebt wird? Wenn

er erfährt, daß ich weder Stellung noch Vermögen habe, und daß mein einziges Gut der ehrenvolle und geehrte Name ist, den ich trage, wird er mich da nicht für einen Intriganten halten, oder für einen Ehrgeizigen, der nur darum sich um Renée's Hand bewirbt, weil er deren großen Reichthum im Auge hat?"

Diese Ueberlegungeu waren keineswegs geeignet, um Daniel zu beruhigen, und er erreichte die Einsiedelei in einem derartigen Zustande der Unruhe und Muthlosigkeit, daß es Jabin keine besondere Mühe kostete, von ihm den Grund dieser Verstimmung zu erfahren. Unser Held erzählte Alles, was sich am Morgen zwischen ihm und Renée zugetragen hatte, und erklärte auch, warum sein Herz so sorgenvoll sei.

„Ich verstehe zwar nicht viel von solchen Angelegenheiten", entgegnete ihm Jabin, „aber ich sehe immerhin, daß Dir Fräulein v. Brucourt ein förmliches Versprechen gegeben hat. Nun gut also; wird sie ihr Versprechen halten? um etwas Anderes handelt es sich nicht, darauf beruht Alles. Wenn Du sie für ebenso willensstark, als liebevoll und hingebend hältst, dann kannst Du ohne Unruhe darauf warten, daß Euch die Zukunft vereinigen wird. Ist sie dagegen schwach und solchen Einflüsterungen leicht zugänglich, die für Dich nachtheilig seyn würden, dann, mein lieber Junge, versuche es, sie zu vergessen, dann wollen wir diese Gegend verlassen und wollen reisen, bis Dein Herz geheilt ist."

„Wie stark doch Deine Logik ist!" antwortete lächelnd Daniel. „Deine Worte haben mir neuen Muth gemacht, ich habe mich unnöthigerweise beunruhigt. Renée ist ebenso willensstark, als liebevoll und hingebend, und ich habe die Gewißheit, daß sie allen Anfechtungen, die den Zweck haben, das Andenken an mich und an ihre Versprechungen zu verwischen, siegreich widerstehen wird."

„Dann warte es ruhig ab, daß sie Dich zurückruft." Das war Jabin's leztes Wort, und Daniel beschloß in der That, geduldig zu seyn. Er war jung und konnte es der Zeit überlassen, die Lage zu klären und vorhandene oder sich etwa noch findende Schwierigkeiten zu beseitigen.

„Und müßte ich drei Jahre, fünf Jahre, ja selbst zehn Jahre warten, sie sollte mich stets treu finden und allein durchdrungen von dem Gedanken an ihre Schönheit und den Adel ihrer Seele."

„Wirst Du aber auch nicht mehr traurig seyn?" fragte Jabin.

„Nein, ganz gewiß nicht, mein Sergent, ich versichere es.“

„Wenn Du nur wüßtest, wie sehr ich Deine Leiden mitempfinde, und wie großes Vergnügen mir Deine Freuden bereiten!“ So sprechend, blickte Jabin Daniel mit zärtlichem Auge an. Er fuhr fort: „Es würde mich sehr glücklich machen, wenn sich Dir das Leben von der guten Seite zeigen wollte! Eigentlich ist Dir die Vorsehung sogar eine solche Entschädigung schuldig. Dein Vater, auf dem Schlachtfelde getödtet, Dich als Waise zurücklassend; Madame Sophie, die ihn bei Dir ersetzen sollte, das Opfer eines schrecklichen Unglücks, ihr Haus verbrannt, das Vermögen, welches Dir bestimmt war, vernichtet; Dein Notar wenige Wochen später ertrunken und die Dokumente über die Erbschaft des Herrn v. Maldrée mit ihm verloren! Ist Das nicht eine unerhörte Anhäufung ungünstiger Umstände? Noch jezt lasten dieselben auf Deinem Geschicke, und es würde nur eine Gerechtigkeit des Himmels seyn, wenn er Dir endlich eine freudevolle Zeit beschiede, um Dich die überstandenen Uebel vergessen zu machen.“

„Deren Gewicht, Dank Deiner Treue, leicht genug gewesen ist.“

„Von mir wollen wir nicht reden! Ich habe nur meine Pflicht gethan und strebe nach keiner anderen Belohnung, als Deiner Freundschaft und dem Genuß, Dich glücklich zu sehen.“

„Edles Herz!“ rief dankbar Daniel, indem er die Hände des Sergenten in die seinigen nahm; „Du besitzest meine ganze Zuneigung, und ich will mich redlich bemühen, mir mein eigenes Glück zu sichern, weil ich weiß, daß ich damit auch zugleich zu dem Deinigen beitrage.“

Es war während des nämlichen Abends, der Wind raste mit Heftigkeit über das Plateau, auf dem Schloß Brucourt liegt; mit seinem Toben vermischte sich das stürmische, wüthende Brausen des Meeres, das ohne Aufhören ein eigenthümlich unheimliches Grollen und Heulen hören ließ. Regenschauer prasselten hernieder und wurden von dem Winde gegen die Bäume gepeitscht, die sich ächzend und krächend bogen. Der Tumult war schauerlich, und die Nacht trug noch zur Vermehrung seiner Schrecken bei. Eben schlug die achte Stunde auf allen Uhren im Schlosse. Renée und Lisbeth saßen in dem großen Salon im Erdgeschoß beisammen, in dem hohen, geräumigen Kamin flammte ein munteres Holzfeuer, dessen züngelnde Flammen ihren röthlichen Widerschein auf die Möbel

warfen. Im ganzen Hause konnte man übrigens eine ungewöhnliche Bewegung wahrnehmen, Diener in voller Livrée richteten im Speisesaal eine Tafel mit drei Gedecken her, die mit ihrem köstlichen Krystallgeschirr und herrlichen Silberzeug von einer darüber aufgehängten Lampe gedämpft beleuchtet wurde. In den Tiefen der im Souterrain gelegenen Küche prasselten die Herde, und der Oberkoch ertheilte wie ein General beim Beginn der Schlacht seine Befehle an zwei Küchenjungen, die ihm schweigend, aber thätig gehorchten.

„Findest Du nicht", fragte Renée jezt die vor dem Kamin sitzende Gouvernante, „daß der Vater sich verspätet hat?"

„Nein, meine Liebe", gab ihr Lisbeth zur Antwort, „Dein Vater schrieb, er werde gegen halb neun Uhr ankommen. Es hat eben erst acht Uhr geschlagen, also beruhige Dich, Du bist ängstlich und voller Sorgen, Das macht Dich ungeduldig."

„Ist es nicht ganz natürlich, daß mir die Zeit lang wird? Drei Monate sind vergangen, seit ich meinen Vater nicht mehr gesehen habe."

„Gewiß, und obendrein hast Du ihm auch so wichtige Dinge in Bezug auf Herrn Daniel mitzutheilen. Du kannst nicht ohne Herzklopfen daran denken, daß er Dich vielleicht dafür tadeln wird, daß Du ohne sein Wissen gehandelt hast; mir geht es übrigens nicht besser als Dir, denn er kann es wohl unrecht von mir finden, daß ich ihm Nichts von Dem berichtet habe, was hier vorging. Ich habe indessen alle meine Kräfte gesammelt, um dem Sturme zu begegnen, wenn es einen solchen geben sollte."

In diesem Augenblicke schnitt ein ungewöhnlich heftiger Windstoß Lisbeth das Wort ab, sie drückte sich unwillkürlich tiefer in ihren Sessel und näherte ihre Füße dem Feuer, in welches Renée während der Unterhaltung von Zeit zu Zeit neue Scheite Holz warf.

„Liebe Lisbeth," meinte das junge Mädchen, sich dicht neben die Gouvernante setzend, „wir haben gegenwärtig nur in der Natur einen Sturm, und anderwärts ist durchaus keiner zu fürchten. Mein Vater ist gar nicht so streng, wie Du es zu denken scheinst, und wenn Du dennoch seinen Zorn fürchtest, so wird es mir ein Leichtes seyn, ihm zu erklären, daß ich Dich in Unkenntniß über meine Beziehungen zu Herrn v. Maldrée erhalten habe."

„Nein, nein, mein liebes Kind, ich werde selbst die Verantwortlichkeit für meine Handlungen tragen!“ rief Lisbeth ablehnend.

Renée ergriff dann wieder das Wort: „Mein Vater ist oft traurig und tief in Gedanken versunken, ohne daß es mir jemals gelungen wäre, die Ursache seiner trüben Melancholie zu errathen, aber er ist weder böse noch streng; gesezt den Fall, er fände wirklich, daß ich unklug gehandelt hätte, und es gelänge mir nicht, ihn vom Gegentheile zu überzeugen, so würde er dennoch milde in seinen Vorwürfen seyn, denn er liebt mich von ganzem Herzen.“ Als Renée eben ihren Saz beendet hatte, hörte man das Geräusch eines in den Park einfahrenden Wagens.

„Das ist er!“ rief sie aus, eilte aus dem Zimmer und langte mit dem Wagen zugleich an der Thüre des Schlosses an. Ein Diener öffnete den Wagenschlag, und ein Mann stieg aus, nicht ohne einige Mühe; denn er war groß, ziemlich beleibt und nicht mehr jung.

„Mein Vater! Mein lieber Vater! Wie bin ich glücklich, Dich endlich wieder zu haben!“ Mit diesen Worten fiel Renée Herrn v. Brucourt um den Hals, ohne ihm Zeit zu lassen, die Schwelle erst zu überschreiten. Er drückte sie zärtlich an die Brust, und nachdem sie einige Augenblicke an seinem Herzen geruht hatte, betraten sie Arm in Arm das Haus, ihre Schritte nach dem Salon lenkend. In dem Rahmen der Hauptthür dieses Raumes stand Lisbeth, sie begrüßte Herrn v. Brucourt mit tiefer Verbeugung und trat darauf zur Seite, um ihn vorbeigehen zu lassen.

„Guten Abend, Fräulein Lisbeth“, sagte der Leztere, ihr die Hand reichend; „wollen Sie die Güte haben, gleich anrichten zu lassen, ich sterbe fast vor Hunger und Durst, es ist abscheuliches Wetter draußen.“

Zugleich ging er auf den Kamin zu, nahm in dem Sessel Plaz, den bis dahin Lisbeth innegehabt hatte, und suchte seine erstarrten Glieder zu erwärmen. Renée sezte sich zu seinen Füßen nieder, nahm seine Hand und wollte ihn eben lächelnd von Neuem umarmen, als sie erst jezt bemerkte, daß ihr Vater entsezlich bleich aussah.

„Du bist doch nicht krank, lieber Vater?“ fragte sie beunruhigt.

„Nein, mein liebes Kind, ich habe nur gefroren und fühle

das dringende Bedürfniß, meinem Magen etwas Warmes, Stärkendes zu bieten."

Schnell erhob sich Renée, um das Anrichten zu beschleunigen, als sie aber eben das Zimmer verlassen wollte, wandte Herr v. Brucourt den Kopf nach ihr um, hierbei sah er, daß ein Theil des Raumes im Schatten liege, ein Zittern ging durch seinen Körper, und hastig sagte er: „Mein Liebling, bitte, lasse mich nicht allein, willst Du?"

Als seine Tochter sofort zurückkehrte, fuhr er fort: „Warum sind denn hier nicht mehr Lichter angezündet? Ich liebe die Dunkelheit nicht. Eben erst habe ich mehrere Stunden in der Finsterniß zubringen müssen, ich schlief troz des Geräusches des Sturmes ein und hatte einen entsezlichen Traum, dessen Eindruck ich noch jezt nicht loswerden kann."

„Es ist servirt!" meldete in diesem Augenblicke der Haushofmeister.

Herr v. Brucourt schien hiermit zufrieden und begab sich, von seiner Tochter gefolgt, nach dem Speisesaal. Er sezte sich an den Tisch, Renée ihm gegenüber, und Lisbeth, die aus Rücksicht auf das freundschaftliche Verhältniß, das sich zwischen ihrer jungen Schuzbefohlenen und ihr gebildet hatte, mit den Herrschaften zusammen speiste, nahm zwischen den Beiden ihren Plaz ein. Herr v. Brucourt war, wie wir schon erwähnten, groß und stark, er hatte die Schultern eines Riesen, enorme Arme und eine Hand, die, wenn auch verhältnimäßig klein, doch im Stande gewesen wäre, einen Ochsen zu Boden zu schlagen. Beim Gehen hielt er sich ein wenig gebückt, wie es Leute von großer Figur häufig thun; seine Haare, kurz geschnitten wie die eines Soldaten, waren bereits grau, aber von jener besonderen Färbung, die den Blondins eigenthümlich ist, wenn sie altern; sein Gesicht war, troz energischer Züge, deren martialisches Aussehen noch durch einen starken Schnurrbart gehoben wurde, ausdruckslos; es war mit Falten bedeckt, und unter den trüben blauen Augen lagerte sich ein Rand, der so dunkel war, als wäre er mit einer Bleifeder gezogen. Trozdem Herr v. Brucourt etwa 56 Jahre zählte und ungeachtet der Abspannung, die auf seinem Gesichte sich ausprägte, machte er dennoch nicht den Eindruck eines ältern Mannes — die Folge seines, troz der Beleibtheit noch munteren, lebhaften Ganges. Für ge-

wöhnlich hatte er die Augen niedergeschlagen, und wenn er sie erhob, so geschah es, um sie auf Den, mit dem er sprach, mit einem krankhaften, unsicheren Ausdruck zu heften, der in Widerspruch mit Dem stand, was es sonst Männliches in seiner Physiognomie gab. Bei Tisch aß er viel und redete wenig. Nach beendigter Mahlzeit erhob er sich, um in den Salon zurückzukehren, in welchem auf Renée's Anordnung sämmtliche Lichter angezündet worden waren. Beim Betreten dieses warmen, hellen Raumes, dessen Boden mit einem weichen Teppich belegt war, und dessen Wände dicke Tapeten verdeckten, der überhaupt Alles vereinte, was es von Behaglichkeit und Luxus gab, rieb er sich die Hände und äußerte: „Sicherlich ist es hier angenehmer, als draußen.“ Als aber in diesem Momente der Wind eine Thür zuschlug und den Regen mit besonders starkem Geräusch gegen die Fensterscheiben peitschte, erbebte er und, einen Augenblick belebt, fiel er in seine gewöhnliche Theilnahmlosigkeit zurück.

Renée näherte sich Lisbeth und flüsterte ihr zu: „Mein armer Vater ist wieder von seiner düsteren Traurigkeit befallen.“

„Was gibt es denn?“ fragte Herr v. Brucourt, der die Worte seiner Tochter gehört, aber nicht verstanden hatte.

„Nichts, lieber Vater, ich bat Lisbeth, sie möge einen Auftrag geben.“

„Was für einen Auftrag?“

Renée blieb die Antwort schuldig.

„Du täuschest mich, Kleine.“

„Ja denn,“ sagte Renée entschlossen; „ich sagte zu Lisbeth, ich fände, Du seiest so traurig, als habest Du irgend einen schweren Kummer.“

„Ich! Dummes Zeug! Ich war nie heiterer als jezt; komm' her, liebes Kind, und gib mir einen Kuß; und Sie, Lisbeth, seien Sie so gut, eine Pfeife für mich zu besorgen.“

Beide gehorchten, und als Renée sich der väterlichen Umarmung entzogen hatte, überreichte ein Diener Herrn v. Brucourt eine gestopfte Pfeife von weißem Porzellan, die dieser sofort anzündete.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, mein Kind,“ sagte er darauf.

Renée warf Lisbeth einen Blick zu, voller Ueberraschung, gemischt mit Besorgniß. Sie fühlte, daß diese Unterredung für

ihre Zukunft entscheidend werden müsse und Daniel's Name in derselben eine bedeutende Rolle spielen werde.

„Dann werde ich mich zurückziehen," sagte Lisbeth bescheiden und ging nach der Thür.

Herr v. Brucourt hielt sie nicht zurück, und Renée merkte daran, daß ihr Vater von sehr ernsten Dingen mit ihr zu sprechen beabsichtige. Herr v. Brucourt rauchte in langsamen Zügen, die Augen auf ein vor ihm hängendes Bild gerichtet, das eine wunderbar schöne Frau darstellte; es war das der seinigen, Renée's Mutter, die vor etwa zehn Jahren gestorben war. Anfänglich hatte er das Portrait wie zufällig angesehen, dann aber wurde seine Betrachtung nach und nach immer tiefer, seine Pfeife ging aus, ohne daß er es bemerkt hätte, und außer dem Bild an der Wand und ihm selbst gab es nichts Anderes mehr für ihn auf der Welt, als habe ein geheimnißvoller Gedankenaustausch ihn völlig in Anspruch genommen. Renée bemerkte sein unabläßiges Sinnen, ohne dessen Gegenstand zu kennen, und um ihn seinen Träumereien zu entreißen, unter deren Herrschaft sein Gesicht noch trauriger und bleicher geworden war, sagte sie sanft: „Lieber Vater, Du hattest etwas mit mir zu besprechen."

„Richtig! Ich vergaß," fuhr Herr v. Brucourt aus seinem Denken auf. Durch eine sichtliche Anstrengung gelang es ihm, sich dem krankhaften Sinnen, das seinen Geist plagte, zu entziehen. „Ich wollte Dir sagen," versezte er, „daß Du Deine Vorkehrungen für die Abreise treffen möchtest, wir werden in drei Tagen nach Paris gehen."

„In drei Tagen!" wiederholte Renée überrascht und betrübt, sie dachte an die Trennung von Daniel.

„Ueberrascht Dich Das?"

„Ja, lieber Vater, allerdings. Gewöhnlich sind wir bis zu den lezten Tagen des Dezembers hier geblieben, und ich glaubte, wir würden es in diesem Jahre ebenso machen, wie sonst."

„Nein, wir gehen nach Paris, mein Kind, weil es hier auf dem Lande regnerisch und feucht ist, weil auch die Seeluft meiner Gesundheit nicht zusagt, dann aber auch, weil Deine Gegenwart in Paris nothwendig ist."

„Meine Gegenwart . . . nothwendig?" . . .

Herr v. Brucourt legte seine ausgegangene Pfeife auf den

Kamin, zog Renée zu sich heran, ließ sie sich auf seine Knie niedersetzen und begann: „Nun höre mir einmal zu, mein liebes Töchterchen. Du bist jezt achtzehn Jahre alt, und die Zeit ist gekommen, wo ich an Deine Zukunft denken mußte. Würdest Du wohl geneigt seyn, Dich zu verheirathen?"

„Mich verheirathen!" wiederholte Renée erschrocken.

„Was ist denn dabei so schrecklich," meinte Herr v. Brucourt lächelnd; „ich habe die Absicht, Dein Glück zu sichern, und will durchaus nichts thun, wodurch dasselbe etwa beeinträchtigt werden könnte."

Renée athmete auf. Ihr Vater aber fuhr fort: „Der Mann, den ich Dir zum Gatten vorzuschlagen gedachte, und den Du schließlich nur anzunehmen brauchst, wenn er Dir zusagt, ist ruhig, liebenswürdig, gut, er liebt Dich . . ."

„Ohne mich zu kennen?"

„Er hat Dein Bild gesehen, und ich habe ihm viel von Dir erzählt. Er ist ein russischer Fürst, der sein Land verlassen, sein Vermögen zu Geld gemacht und sich in Frankreich niedergelassen hat. Um die Hand meiner Tochter erhalten zu können, ist er zum Katholizismns übergetreten, überdieß ist er völlig in unseren Staatsverband aufgenommen, und von dem Russen ist ihm nichts geblieben, als sein Titel und sein Name. Es ist der Fürst Bedleben; hast Du Lust, Fürstin zu werden?"

Wenn etwa Herr v. Brucourt erwartet hatte, seine Tochter sogleich für den vornehmen Gatten, den er ihr vorschlug, eingenommen zu sehen und geblendet von dem Gedanken, sich mit einem Schlage zu der Stellung einer großen Dame erhoben zu sehen, dann mußte er sich sehr getäuscht sehen, denn statt jeder Antwort schüttelte Renée einfach mit dem Kopfe.

„Du weigerst Dich?" rief er.

„Liegt Dir sehr daran, mich sogleich zu verheirathen?" fragte sie in kaltem Ton zurück.

„Allerdings, sobald als möglich. Verstehe mich recht, liebe Renée; in Deinem Alter wird eine Tochter ein wenig beschwerlich für ihren Vater, besonders, wenn sich dieser Vater, wie ich, von einem Strudel von Vergnügungen und Geschäften fortgerissen sieht, wenn er gezwungen ist, zu reisen und sie häufig allein zu lassen, ohne eine Mutter bei ihr zu wissen, die über sie wacht, sie beschüzt

und ihr mit ihrem Rath zur Seite steht. Dazu kommt, daß ich nicht unsterblich bin; denke daran, wie schmerzlich mir der Gedanke seyn würde, wenn ich sterben und Dich allein in dieser Welt zurücklassen müßte!"

Während ihr Vater sprach, hatte sich Renée mehr und mehr von ihm entfernt, einem Gefühle nachgebend, über das sie sich keine bestimmte Rechenschaft geben konnte, das aber nichts Anderes war, als eine schmerzliche Traurigkeit, die die selbstsüchtige Auseinandersetzung ihres Vaters, mit der er sie hatte überzeugen wollen, in ihr hervorrief. Zerstreuten Blickes die im Kamine spielende Flamme betrachtend, hörte sie ihm bis zu Ende geduldig zu, dann nahm sie ihrerseits das Wort: „Ich habe nicht geglaubt, lieber Vater, daß ich Dir beschwerlich falle, denn ich gehöre nicht zu den Mädchen, die nicht ohne Vergnügungen leben können, und die man gezwungen ist, unausgesezt in die Geselligkeiten der großen Welt zu führen und sie gegen die Gefahren zu bewahren, die ihnen dort drohen könnten. Ich würde vollkommen damit zufrieden gewesen seyn, hier mit Lisbeth allein zu leben, glücklich, Dich zu umarmen, wenn immer Deine Zeit es Dir erlaubt hätte, Dich daran zu erinnern, daß es hier in diesem Schlosse ein Herz gibt, das Dich liebt. Ohne Entsagung oder Kummer würde ich mich gern mit einer einsamen und bescheidenen Existenz begnügt haben; da Du es aber anders beschlossen hast, so weigere ich mich nicht, Dir zu gehorchen."

„Du willigst also ein!" erwiderte Herr v. Brucourt, den der erste Theil dieser kleinen Rede betrübt hatte, den aber deren lezter Saz erfreute.

„Ich willige ein, mich zu verheirathen, aber nicht mit dem Mann, den Du mir vorgeschlagen, sondern mit demjenigen, den mein Herz erwählt hat."

„Du hast bereits eine Wahl getroffen?"

„War Das nicht mein Recht?"

„Allerdings, aber ich muß doch wissen ....."

„Du sollst Alles erfahren, lieber Vater; ich hatte nicht die Absicht, Dir die Wahrheit zu verbergen, und würde diese Unterredung herbeigeführt haben, wenn Du es nicht selbst gethan hättest. So vernimm denn, daß ich liebe, daß ich wieder geliebt werde, und daß ich nie einen Anderen zum Manne nehme, als Den, dem

ich mich versprochen, und dessen Versprechungen ich wieder empfangen habe."

„Wer ist es denn nur?" fragte lebhaft Herr v. Brucourt.

Renée schob schnell eine Fußbank zu ihrem Vater hin, kniete darauf nieder und die Ellenbogen auf seine Knie gelehnt, die Augen treuherzig zu ihm aufgeschlagen, drückte sie sich so aus: „Du erinnerst Dich gewiß noch daran, daß ich vor ungefähr drei Wochen in großer Gefahr geschwebt habe?"

„Dein Pferd war durchgegangen, nicht wahr?"

„Ja. Ich war nahe daran, gegen die Pfeiler des Parkthores geschleudert zu werden, als plözlich ein junger Mann, der des Weges daher kam und meine verzweifelte Lage vielleicht noch besser übersehen konnte, als ich selbst, sich dem Pferde entgegenwarf, auf die Gefahr hin, selbst anstatt meiner zerschmettert zu werden. Mein Pferd wurde angehalten, ich konnte absteigen und war gerettet, glücklicher, als mein Retter, der von dem Pferde beim Zusammenprall mitten auf die Brust getroffen, lange Zeit besinnungslos blieb."

„Und diesen liebst Du nun?"

„Als er wieder zu sich kam, trafen sich unsere Blicke, und von dem Augenblick an verstanden sich unsere Herzen. Seitdem haben wir uns täglich gesehen und haben Versprechungen ausgetauscht, die wir unter allen Umständen auch halten werden."

Herr v. Brucourt machte keinen Versuch, sein Erstaunen über Das, was er hörte, zu verbergen; wenn er aber Zorn darüber empfand, so wußte er sich sehr gut zu beherrschen und ließ sich nichts davon merken. Mit vollkommen ruhiger Stimme erwiderte er: „Was Du mir da mittheilst, Das betrübt mich sehr; denn ich habe Dich einer solchen Unbedachtsamkeit nicht für fähig gehalten, noch habe ich geglaubt, daß Du meine Abwesenheit dazu benutzen werdest, ohne meine Erlaubniß einem Unbekannten die Thür meines Hauses zu öffnen, der vielleicht weder die Eigenschaften besizt, die Du ihm zuschreibst, noch sich in der Stellung befindet, die er einzunehmen vorgibt.

„Lieber Vater, ich kenne ihn ganz genau, er ist der Sohn eines der geehrtesten Männer der Armee, er hat einen guten Namen und ist eine Waise. Sein Vater starb den Heldentod auf dem Schlachtfelde, und ebenso sehr auf Grund seines Namens, wie

wegen der Vorzüge seines Charakters und des Edelsinnes seines Herzens gibt es keine Frau, die nicht stolz darauf seyn würde, ihm ihre Hand zu reichen. Nur eine Sache kann man ihm vorwerfen, seine Armuth, aber Das ist in meinen Augen nur ein Verdienst mehr; auch wird es uns ja, Dank Dir, nicht an Glücksgütern mangeln."

Herr v. Brucourt unterbrach seine Tochter und sagte in hartem Ton: „Das ist gerade der Grund, der ihn auf den Gedanken gebracht hat, Dich heirathen zu wollen."

Renée's Gesicht färbte sich purpurroth, und ihre Augen leuchteten vor Unwillen und heiligem Zorn. „Verdächtige ihn nicht, ohne ihn zu kennen," rief sie aus. „Stelle ihn auf die Probe, wenn Du willst; gib vor, Du seiest ruinirt, oder Du wollest mich enterben, und dann sieh', was er thun wird; danach erst wirst Du ihn beurtheilen können, ohne Dich Dem auszusetzen, daß Du eine Ungerechtigkeit begehst."

Die Energie dieser Sprache verfehlte ihre Wirkung auf Herrn v. Brucourt nicht, und weit entfernt davon, ihn zu erzürnen, stimmte sie ihn im Gegentheil nachgiebig. „Besänftige Deine Erregung, meine schöne Zornige," sagte er lächelnd; „hältst Du mich denn für fähig, etwas Anderes zu wollen, als die Erfüllung Deiner sehnlichsten Wünsche? Ich habe dem Fürsten Bedleben keinerlei Versprechen gegeben; er hielt um Deine Hand an, und ich habe ihm zur Antwort gegeben, ich würde mit Dir darüber sprechen und Euch mit einander bekannt machen, um Dir Gelegenheit zu geben, seinen Charakter beurtheilen zu können. Aber Das verpflichtet mich weiter zu Nichts, und wenn Derjenige, den Du liebst, wirklich Deiner würdig ist . . ."

„Oh! Wie gut Du bist!" rief Renée, indem sie ihrem Vater um den Hals fiel.

Er bemerkte, daß sie tief bewegt war in Folge der vertraulichen Mittheilung, die ste ihm gemacht hatte.

„Du hast mir noch nicht den Namen Deines Erwählten genannt," sagte er jezt mit einem Lächeln, das fast schon einer Einwilligung gleichkam.

„Er heißt Daniel v. Maldrée."

Kaum hatte Renée diese Worte ausgesprochen, als Herr v. Brucourt seine Tochter weit von sich stieß, sich leichenblaß erhob und

einen erstickten Schrei hören ließ. Sehend, daß ihr Vater von dem doppelten Gefühle der Ueberraschung und des Entsetzens bewegt war, wollte Renée ganz erschrocken sich ihm nähern, um ihm Hilfe zu bringen, aber er war schon wieder in seinen Sessel zurückgesunken, stützte seine Stirn in eine Hand und machte mit der anderen ein Zeichen, um seiner Tochter anzudeuten, sie möge sich entfernen und ihn allein lassen.

„Lieber, lieber Vater!“ rief sie ängstlich, „was habe ich gethan? Was ist Dir? O, sprich doch nur!“

Herr v. Brucourt schüttelte den Kopf, während seine Lippen jenen Namen murmelten, den er nicht ohne einen Schauder auszusprechen vermochte: „Daniel v. Maldrée!“

„Wodurch habe ich Dir nur diese Unruhe verursachen können?“ fragte Renée bittend.

„Mein Kind, Du hast, ohne es zu wollen, eine alte schmerzliche Wunde in mir berührt.“

„Durch Daniel's Namen?“

„Nein! Aber durch einen Namen, der diesem sehr ähnlich klingt“, beeilte sich Herr v. Brucourt zu sagen.

Als er darauf sah, daß seine Tochter im Begriff stand, ihn von Neuem zu fragen, fügte er hinzu: „Frage mich jezt nicht weiter. Das Geheimniß, dessen ich eben Erwähnung that, gehört mir nicht allein, und ich habe daher kein Recht, es zu enthüllen. Es berührt Dich selbst übrigens durchaus nicht, und wenn Du mich überrascht und traurig gestimmt hast, so kommt Das von Ursachen her, die mit Dir und Demjenigen, den Du liebst, nichts zu schaffen haben.“

Renée sah ihren Vater an, als bezweifelte sie die Aufrichtigkeit seiner Worte.

„Es ist so, wie ich es Dir sage,“ nahm er mit einer gewissen Lebhaftigkeit wieder das Wort; „wenn ich Dir Das versichere, so hoffe ich, daß Du mir Glauben schenken wirst.“ Er hatte sich erhoben; mit verstörtem Blick und bleichen, zusammengepreßten Lippen begann er mit großen Schritten in dem Salon auf und nieder zu schreiten.

„Ich glaube Dir, lieber Vater, ich glaube Dir,“ antwortete ihm Renée.

„Gut, mein liebes Kind, geh' jezt in Dein Zimmer und lege

Dich schlafen, ich wünsche allein zu seyn. Morgen, wenn Du aufgestanden bist, sollst Du meinen Entschluß erfahren."

„Deinen Entschluß? Hast Du ihn denn nicht schon gefaßt? Ach, lieber Vater, denke daran, daß ich Daniel liebe."

Bei Nennung dieses Namens erbebte Herr v. Brucourt aufs Neue. Er heftete seine Augen auf seine Tochter und sagte zu ihr, die in seinem Blick keinen anderen Ausdruck, als den des Schreckens zu entdecken vermochte: „Ich werde es nicht vergessen, liebe Tochter. Du sollst ihn heirathen, weil Du ihn liebst, aber ich bitte Dich, geh' jezt und laß mich allein."

Sie näherte sich ihm und bot ihm ihre Stirn dar. „Gibst Du mir heute keinen Kuß?"

Herr v. Brucourt beugte sich zu ihr nieder und berührte mit seinen eiskalten Lippen flüchtig Renée's glühende Stirn; das arme Kind schauerte zusammen.

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, dann solltest Du es mir doch sagen, damit ich bei Dir wachen könnte."

„Ich habe durchaus keine Hilfe nöthig und wünsche Niemanden um mich zu haben," rief Herr v. Brucourt heftig.

Nun entschloß sich Renée, ihm zu gehorchen; langsam ging sie bis an die Thür; bevor sie dieselbe öffnete, wendete sie sich noch einmal nach ihrem Vater um, machte einen Versuch, ihm zuzulächeln und verschwand dann.

Der Leztere blieb in der Mitte des Raumes stehend zurück. Kaum sah er sich allein, als er einen Blick um sich warf, der seinen ganzen Schrecken ausdrückte, und mit einer Stimme, die deutlich die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung verrieth, stieß er die Worte aus: „Schicksal! Das sind Deine Fügungen! Meine Tochter liebt das Kind, das ich beraubt habe, den Sohn des Mannes, dessen Vertrauen ich verrieth, und dessen Freunde ich ermordete! Jaques v. Maldrée, wird jezt Deine Rache beginnen?"

Als ob alle seine Kräfte ihn plözlich verlassen hätten, schleppte er sich mühsam nach dem Kamin und sezte sich auf einen Sessel dicht vor das Feuer; denn die Dunkelheit flößte ihm Furcht ein.

In der Persönlichkeit, die wir unter dem Namen des Herrn v. Brucourt eingeführt haben, hat der Leser gewiß ohne Mühe den Kapitän Malory wiedererkannt. Mehr als zehn Jahre waren seit jenen Verbrechen verflossen, mit denen er sein Gewissen beladen

hatte. Während dieser zehn Jahre hatte Malory unermüdlich an der Vergrößerung seines Vermögens gearbeitet, dessen Grundlage ihm Eisen, Wasser und Feuer, die Werkzeuge seiner Schandtthaten, geliefert hatten, und es war ihm gelungen. Alle Geschäfte, die er unternahm, alle Spekulationen, auf die er sich einließ, schlugen stets zu seinem Vortheil aus; der Preis des Blutes trug Früchte in seiner Hand, und er wurde so reich, daß sein Vermögen nach Millionen zählte. Damals hatte er auch das Gut Brucourt gekauft, das aber noch nicht diesen Namen trug. Sei es nun, daß es ihm unbequem geworden war, den von ihm entehrten und befleckten Namen seines Vaters noch weiter zu tragen, sei es, daß er, so unvermuthet reich geworden, das Verlangen fühlte, sich in einen Edelmann zu verwandeln, kurz, er erbat und erhielt die Autorisation, seinen eigenen Namen gegen den „v. Brucourt" zu vertauschen, der der Familie seiner Mutter gehörte, und nach dem er dann auch sein neues Schloß taufte. Das Leben schien ihm in diesem Moment zu lächeln; er nahm eine angesehene, geehrte Stellung in der Welt ein, seine Geschäftsangelegenheiten nahmen einen glücklichen Fortgang, seine einzige Tochter wuchs heran und wurde schön; er galt in Aller Augen für einen der glücklichsten Sterblichen. Der Armee gehörte er schon seit lange nicht mehr an, denn er hatte seinen Abschied genommen, um völlig dem Genusse seiner Güter leben zu können, aber aus seiner militärischen Laufbahn war ihm der Ruf der Tapferkeit und Redlichkeit gefolgt, der noch mehr zu dem Zauber beitrug, den sein Reichthum um ihn her verbreitete. Alles schien ihm somit nach Wunsch zu gehen. Niemals aber hat etwas ärger getäuscht, als dieser Schein des Glückes, um das ihn seine Freunde beneideten. Seine Seele, voll von der Erinnerung an seine verbrecherischen Thaten, wurde nicht nur von Gewissensbissen gepeinigt, nein, er hatte Aergeres zu erdulden, als Gewissensbisse. Die Erinnerung an seine Mordthaten verfolgte ihn unablässig, begleitet von einer ganzen Reihe grausiger Phantasiegebilde, schauerlicher Traum-Erscheinungen und erschreckender Sinnestäuschungen, die ihn aufrieben, ohne ihn doch die traurigen, aber heilbringenden Schmerzen der Reue empfinden zu lassen. Er bedauerte nichts von Dem, was er gethan hatte; denn er besaß weder Religion noch Glauben. Ihn plagte allein die ewige Furcht, seine Schändlichkeiten könnten entdeckt und zur all-

gemeinen Kenntniß gebracht, ihn mit Schande bedecken und schreckliche Strafen für ihn zur Folge haben. Ueberdieß klangen ihm unaufhörlich das Stöhnen und die Seufzer seiner Opfer in die Ohren, seine Augen sahen Alles roth, jeder Gegenstand schien ihm mit einem blutigen Schleier bedeckt. Sein Schlummer wurde von Geistererscheinungen beunruhigt, Madame Sophie, weiß gekleidet, blaß, mit flatternden Haaren und geknebelt, der Diener Alexis, der Notar Rubentel, der Matrose Bucaille zogen an ihm vorüber, indem sie ihn mit Verwünschungen überschütteten. So kam es, daß er weder Dunkelheit, noch Einsamkeit zu ertragen vermochte. Jeden Abend wurde eine Nachtlampe in seinem Zimmer angezündet und wenn er nicht einen von den Dienern in seiner Nähe schlafen ließ, so vermied er Das nur aus Furcht, daß er sich verrathen könne, wenn er aus seinen furchtbaren Träumen in Schweiß gebadet und voller Entsetzen aufwachte. Vergebens hatte er Ruhe zu finden gesucht in der Zärtlichkeit seiner Tochter sowohl, als in seiner angestrengten geschäftlichen Thätigkeit und in den Abwechselungen leichtfertiger Vergnügungen, denen er sich hingegeben. Die unabweisbare Erinnerung folgte ihm überall hin und ließ Bilder in seinem Geiste auftauchen, die sein Entsetzen erregten; bald glaubte er in dem Hause der Madame Sophie zu seyn und erblickte sich selbst, wie er dasselbe in Brand steckte; bald befand er sich wieder in einem Boot auf der Rhede von Havre, plözlich sieht er die blutigen Wellen sich theilen, sein Blick kann den Abgrund durchdringen, auf einem Felsenbett unter grünen Gewächsen, die auf dem Meeresgrund gedeihen, sieht er den Leichnam des Matrosen Bucaille, in dessen Brust noch der Dolch steckt, dessen er sich zur Ausführung seines Verbrechens bedient hat. Dann beugt er sich angstvoll nieder, und es ist ihm, als höre er den Leichnam sagen: Komm hernieder zu mir und genieße bei mir der Ruhe, ich will Dich umschlingen und Dich in meiner Umarmung ersticken.

Oft fühlte er sich versucht, seinem Leben ein Ende zu machen; aber der Tod jagte ihm Furcht ein, nicht darum, weil er die Bestrafung in einer andern Welt gescheut hätte, sondern nur weil ihn das Unbekannte, Geheimnißvolle erschreckte, das jenseits des Todes ist. Er wollte nicht an Gott glauben, und doch konnte er sich nicht zu dem Glauben an ein Nichts entschließen. Man kann

sich vorstellen, wie er seit zehn Jahren gelebt haben mochte. An der Oberfläche Alles, was sich der Mensch nur wünschen kann, die Freuden der Familie, die Annehmlichkeiten des Reichthums und die Erregungen leichtlebiger Vergnügungen, aber auf dem Grunde die beständige Betrachtung eines blutigen Gewässers, das jene Leichen vor sich her trieb, ein Anblick, der sein ganzes Wesen erstarren machte, der aber immer von Neuem wieder seine Augen anzog. Das waren die Gründe, warum er stets in Angst war, argwöhnisch und von einer unheilbaren Melancholie befallen, die Beute jener endlosen Träumereien, über die sich seine Tochter beunruhigte, die deren Ursache nicht kannte. Alle die edlen Vergnügungen, an denen reine, vorwurfsfreie Seelen einen Genuß finden, widerstanden ihm und bereiteten ihm Schmerz. Die Schönheiten der Natur und der Kunst waren in seinen Augen unangenehme Dinge; denn sie trugen nur dazu bei, ihm das Schauspiel seines Verbrechens um so voller in's Gedächtniß zu bringen. Es war, als müsse er das ungeheuere Gewicht eines Berges auf seinen Schultern tragen, der wieder und wieder ohne Aufhören auf ihn zurückfiel, ihn peinigend und quälend, aber nicht im Stande, ihn zu tödten. Diese Eindrücke, die wir hier zu schildern versucht haben, schwächten sich nicht ab mit der Zeit, sondern sie wurden vielmehr lebendiger; niemals vielleicht hat Malory, den wir fortan mit dem neuen, von ihm angenommenen Namen bezeichnen wollen, mehr unter ihnen zu leiden gehabt, als an dem Tage, an welchem er nach Brucourt zurückkehrte, nicht um dort mit seiner Tochter vereint zu leben, sondern um sie nach Paris zu bringen. Unter diesen Umständen enthüllte ihm Renée das zarte Geheimniß ihres unschuldigen Herzens. Jetzt wird man besser verstehen können, welche neuen Stürme diese Eröffnung in einer so elenden und schon so beunruhigten Seele erregen mußten. Um fünf Uhr Morgens fuhr Herr v. Brucourt, der in einen halbschlafenden Zustand versunken war, nicht weniger durch seine schrecklichen Träumereien ermattet, als durch die Anstrengungen der Reise, plözlich in die Höhe; als er gegen Mitternacht eingeschlafen war, hatte ein mächtiges Feuer im Kamin gebrannt und dazu noch ein helles Licht auf seinem Nachttisch geleuchtet; bei seinem Erwachen war Alles finster, die Kerzen im Leuchter hatten sich verzehrt, und im Kamin glimmten nur noch Kohlen. Zitternd erhob sich

Herr v. Brucourt, die Kälte des Morgens hatte seine Glieder erstarrt, er machte einige Schritte in der Richtung auf eines der Fenster, geleitet von dem Dämmerlicht, das hineinschien und den Tag ankündigte. Ein ganz unsagbar unheimliches Gefühl beherrschte ihn; die Finsterniß, das Schweigen, der Wind, der noch immer mit Heftigkeit wehte, Alles war geeignet, seine schrecklichen Gedanken wieder zu beleben, die der Schlaf auf kurze Zeit unterbrochen hatte. Ihn schauerte ebenso sehr vor Furcht als vor Kälte; nichtsdestoweniger besaß er die Kraft, das Fenster zu öffnen, um so dem Rauch, der das Zimmer erfüllte, einen Ausweg zu schaffen; mit Entzücken athmete er die ihm entgegendringende reine Luft. Plözlich aber trat er einen Schritt zurück, und ein heiserer Schrei drang aus seiner Kehle hervor. Gegen die Mauer gelehnt, hinter sich das geräumige Zimmer, dessen Bilder und Möbel sich mit bizarren Bewegungen im Kreise um ihn zu drehen schienen, blieb er unbeweglich und bestürzt stehen.

Als er das Fenster öffnete, hatte er seinen Blick über die sich davor ausbreitende Landschaft geworfen und zwischen den vom Winde arg zugerichteten Bäumen auf einmal eine Prozession von Schatten erblickt, die gerade auf ihn zukamen, mit weißen, wallenden Schleiern bedeckt, auf denen spielend und unsicher der Widerschein des Mondes ruhte. „Ich habe Furcht!“ murmelte er. Die Erscheinung verschwand. „Das heißt nicht leben,“ redete er sich jezt zu, „fortwährend zittern! Ich sollte nicht die Finsterniß ertragen können, ich, dessen Muth Wunder verrichtet hat.“ Mehr und mehr sich durch den Schall seiner eigenen Worte ermuthigt fühlend, fügte er hinzu: „Ich will diese vorübergehenden Beunruhigungen aus meinem Gehirn verbannen, ich werde sie überwinden.“

Und von Neuem näherte er sich mit über der Brust gekreuzten Armen dem offenen Fenster, den Blick fest auf die Bäume des Parkes richtend, die sich unter der Gewalt des Windes in merkwürdigen Verschlingungen hin und her bogen. Plözlich schrak er zusammen, wurde unsicher und begann wieder zu zittern. Von Neuem beherrschte ihn die Furcht. „Feigling, der ich bin!“ schrie er. Mit einer äußersten Anstrengung versuchte er sich vollends dem Fenster zu nähern, aber seine Beine waren stärker, als der Wille, sie verweigerten den Gehorsam und trugen ihn rückwärts. „Da! Da! Ich sehe ihn!“ Dabei zeigte sein Finger

auf irgend einen schrecklichen Gegenstand, der ihm allein sichtbar war. Der Unglückliche war bejammernswerth; wer ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, der würde ihn für geisteskrank gehalten haben. Seine Züge waren verzerrt, das Gesicht von einer gräulichen Blässe bedeckt, die Augen übermäßig weit geöffnet, die Haare gesträubt, und der ganze Körper wurde von einem Fieber durchrast, das ihn abwechselnd erglühen und dann wieder eiskalt werden ließ.

„Ich sehe sie .... Das ist der Kommandant .... Da ist Bucaille .... Da ist Rubentel .... Und Dieser Schatten, das ist sie, das ist Madame Sophie .... Habt Mitleid mit mir! .... Sie kommen durch das Fenster .... Sie betreten das Zimmer ... Jezt umringen sie mich .... Sie wollen mich erdrosseln .... Mitleid! .... Ich .... Hilfe! .... Hilfe ....“ Am Ende dieser Klagen, die die furchtbare Gewalt seiner Erinnerungen verriethen, begann er zu schreien, indem er auf die Kniee sank, als habe ihn eine gewaltige Hand zu Boden gedrückt. So blieb er, ohne Bewegung oder Empfindung, völlig abgestumpft. Plözlich hört er in einem der anstoßenden Zimmer Geräusch; sein Geschrei hatte einen Diener erweckt, und derselbe eilte zu seiner Hilfe herbei. Sogleich fühlte er sich wieder sicher, stand auf, öffnete selbst die Thür und empfand ein unaussprechliches Behagen, als er seinen Kammerdiener mit einer Kerze in der Hand kommen sah.

„Haben Sie gerufen, gnädiger Herr?“

„Dreifacher Esel, der Du bist, mich hier einschlafen zu lassen, ohne für Licht zu sorgen. Ich bin aufgewacht, als ich das Zimmer verlassen wollte, in der Dunkelheit gegen die Möbel gelaufen und habe mich unsanft gestoßen.“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, ich wußte nicht....“

„Leuchte mir voran nach meinem Zimmer. Der Diener ging voran und stieg in das erste Stockwerk nach dem Zimmer seines Herrn hinauf; auf dessen Befehl machte er dann Feuer im Kamin und zündete sämmtliche Lichte an.

„Jezt, sagte Herr v. Brucourt, giebt es nur ein Mittel, um mich Deine unglaubliche Nachlässigkeit vergessen zu machen: Daß Du Das, was soeben geschehen ist, verschweigst. Meine Tochter würde sich beunruhigen in dem Gedanken, daß ich mich hätte tödten

können; wenn ihr irgend etwas von einer Gefahr, der ich ausgesezt gewesen bin, zu Ohren kommt, dann entlasse ich Dich aus dem Dienst... Geh!"

Der Diener zog sich zurück, Herr v. Brucourt aber trat vor den Spiegel und betrachtete sich darin. Er erschrak vor seinem eigenen Bild und begann eine Promenade in dem Zimmer, um sich zu erwärmen, und weil er auch überzeugt war, daß er doch nicht mehr werde schlafen können. „Und dabei sagen zu müssen, daß alle meine Nächte in dieser Weise gestört werden!" dachte er; „warum kann ich nicht diese knabenhafte Furcht überwinden? Als ob es wirklich Gespenster gäbe, oder als ob Diejenigen, welche ich getödtet habe, nicht völlig todt wären!" Bei dieser Ueberlegung verweilte er, und sie regte noch eine andere in seinem Geiste an. „Vielleicht haben sie in ihrem Grabe eine übernatürliche Macht erhalten, die sie dazu verwenden, um mich zu erschrecken und sich dadurch zu rächen...."

Zum ersten Male legte er sich die Frage vor, wie er wohl die erzürnten Manen seiner Opfer versöhnen könne. Dabei fielen ihm die Bitten seiner Tochter wieder ein und das Geständniß ihrer Liebe zu Daniel. „Und warum", fragte er sich, „soll ich täglich diesen jungen Menschen vor Augen haben, den ich beraubt habe? Ich werde ihn Sohn nennen, werde ihn an meine Brust drücken... Warum nicht? Wenn ich ihn glücklich mache, indem ich ihm die Hand meiner Tochter bewillige, wenn sie ihn durch ihre Liebe beglückt; wenn ich Daniel durch die Hände seiner Gattin das Vermögen seines Vaters zurückgebe!"

„Das würde eine Sühne seyn, die dich nichts kostete", flüsterte ihm sein Gewissen zu, „und das von dir vergossene Blut würde darum nicht weniger vor deinen Augen fließen, wie ein Fluß, der dazu bestimmt ist, dich stets an deine Sünden zu erinnern."

„Ja, Daniel soll reich werden", reflektirte er, „meine Tochter soll sein guter Engel seyn und ihm, immer lächelnd, die Bitterkeit dieses Lebens versüßen."

Der Gedanke, daß er, mit Renée's Hilfe zu Daniel's Glück beitragend, die Schrecken vermindern könne, die das Andenken an die Vergangenheit für ihn mit sich brachte, beherrschte bald alle anderen so ausschließlich, daß er ihm sogar einen Genuß ver-

schaffte, den er lange Zeit nicht mehr gekostet hatte. Er konnte sich einige Stunden lang einem stärkenden Schlummer überlassen. Bei seinem Erwachen war es hoher Tag, und im Schlosse war schon Alles in gewohnter Geschäftigkeit thätig, die Stallknechte striegelten die Pferde, die Hunde bellten im Zwinger, in der Ferne hörte man die Rinder blöken und die Stuten auf der Weide wiehern. Der Sturm hatte nachgelassen, die Sonne schien hell am Himmel, und Brucourt empfand wohlthuend, daß das schreckliche Leiden von ihm gewichen sei, dem er während der Nacht machtlos zur Beute gefallen war.

Um zehn Uhr begab er sich nach dem Zimmer seiner Tochter und fand sie eben bereit, in den Park hinabzugehen, noch traurig gestimmt von dem schmerzlichen Schauspiel, welchem sie am Abend vorher hatte beiwohnen müssen. Sie eilte ihrem Vater entgegen. „Geht es Dir wieder besser?" fragte sie, ihn umarmend.

„Ich bin gar nicht krank gewesen, mein Herzchen, ich habe allerdings gestern einen schmerzlichen Eindruck empfunden, aber davon ist nichts mehr zurückgeblieben."

„Du hast mich recht sehr in Schrecken gesezt!"

„Wirklich?" meinte er mit ausgezeichnet geschickt gespielter Gleichgiltigkeit. „Nun, dann will ich jezt Deinen Schrecken in Glück verwandeln."

Sie verstand ihn und antwortete fröhlich: „Ich habe es wohl gewußt, daß Du mich nicht würdest unglücklich machen wollen."

„Du liebst ihn also sehr?"

„Ihn! O! Von ganzer Seele!"

„Aber ist es auch nicht nur die vorübergehende Laune eines jungen Mädchens? Die Ehe ist eine ernste Sache, mein Kind. Wirst Du auch immer für Deinen Daniel dieselbe Liebe empfinden?"

„Immer und ewig!"

„Er hat einen offenen und liebenswürdigen Charakter und verdient es, glücklich zu werden. Ebenso sehr seinet- als Deinetwegen wünsche ich zu ergründen, ob das Gefühl, das Euch verbindet, aufrichtig und dauerhaft ist. Du mußt Dich bemühen, ihn glücklich zu machen."

„Du kennst ihn also?" fragte Renée treuherzig.

„Das nicht! Aber ich ahne, wer er ist, und was er werth ist."

„Nun gut, lieber Vater; ich versichere, daß wir uns bis zum lezten Athemzuge lieben werden.“

„Dann, mein Kind, habe ich nichts weiter gegen Eure Heirath einzuwenden. Du kannst ihm schreiben, daß ich seine Bekanntschaft zu machen wünsche.“

Renée brach in lauten Jubel aus. Sie sprang ihrem Vater an den Hals. Brucourt erbebte, als er auf seinem Gesicht die Küsse und die Thränen dieses unschuldigen Wesens fühlte.

Daniel hatte an jenem Abend, als er sich von Renée trennte, beschlossen, geduldig den Erfolg der Bitte abzuwarten, die sie ihrem Vater vorzutragen beabsichtigte; denn er wollte sich nicht weniger muthig zeigen, als sie es war. Die Hoffnung, die sie ihm eingeflößt hatte, war immerhin so stark, daß es ihm gelang, mit Hilfe derselben alle Befürchtungen zu unterdrücken, die jeden Augenblick in seinem liebenden Herzen sich regten, indessen wagte er doch nicht, auf einen allzu schnellen glücklichen Ausgang zu zählen. Er glaubte nicht, daß Renée sogleich eine Gelegenheit finden werde, um mit ihrem Vater von ihren gemeinsamen Wünschen zu sprechen, und hatte sich auf den Gedanken gefaßt gemacht, daß mehrere Tage, wenn nicht sogar Wochen vergehen würden, ohne daß er sie sehen oder irgend etwas erfahren könne. Mit diesen Aussichten war Daniel nach seinem Heim zurückgekehrt; Jabin bemerkte wohl sein nachdenkliches Wesen, aber ohne den eigentlichen Grund seines Sinnens zu vermuthen; und da er ihn zum Schweigen aufgelegt sah, so wollte er ihn auch nicht mit Fragen belästigen. Diesen Abend war man in der Einsiedelei schon früh zur Ruhe gegangen; am folgenden Morgen, trozdem sich der Sturm gelegt, der die ganze Nacht über gewüthet hatte und es kalt geworden war, blieb Daniel doch lange im Bett liegen; er schlief nicht mehr, sondern dachte an Renée, und sein Geist entschwebte unbewußt in das schöne Traumreich, welches weder ganz Wirklichkeit, noch ganz Illusion ist, und in dessen Schuz uns alle Dinge, Hoffnungen wie Erinnerungen, so friedlich wie ruhig erscheinen. Ein helles Feuer, von Jabin angezündet, brannte im Kamin, und seine Flamme verschmolz mit den bleichen Sonnenstrahlen, die ins Zimmer drangen; Alles war Friede in Daniel und um ihn her. Das Bild des geliebten Mädchens schwebte vor seinen entzückten Blicken. Gegen zehn Uhr trat Jabin unvermuthet in's Zimmer mit einem Briefe in der Hand.

„Mein lieber Junge, da hat eben ein Mensch dieses Billet für Dich gebracht; er meint, es sei eilig.“

„Soll er auf Antwort warten?“

„Er glaubt so.“

Daniel hatte den Brief genommen und warf einen Blick auf die Adresse. „Er ist von Renée,“ dachte er, und begann zu zittern, während er es nicht wagte, das Kouvert zu zerreißen, in das, wie er nicht zweifelte, seine Zukunft eingeschlossen seyn mußte.

„Ist Dir nicht wohl?“ fragte Jabin schnell.

„Ich bin nur heftig bewegt,“ erwiderte Daniel.

„Warum denn?“

„Ahnst Du nicht?“

„Was?“

„Dieses hier kommt von ihr.“

„Ihr?“

„Ja, Renée.“

„Und darum zitterst Du?“

Anstatt zu antworten, zerriß Daniel mit schnellem Entschluß die Umhüllung, entfaltete das darin enthaltene Billet und las. Jabin, der ihn ängstlich beobachtete, sah ihn abwechselnd blaß und roth werden, dann aber sein Gesicht den Ausdruck unendlicher Glückseligkeit annehmen.

„Mein Sergent, ich verheirathe mich!“ brach Daniel los.

„Du verheirathest Dich?“

„Da lies selbst!“

Und er gab an Jabin den Brief, der folgendermaßen lautete:

„Komm' gleich. Mein Vater willigt in unser Glück — Renée.“

Während der Sergent langsam diese Zeile überlas, war Daniel aus dem Bett gesprungen, hatte sich in einem Augenblick nothdürftig angekleidet und eilte in das anstoßende Zimmer, wo ihn der von Renée gesendete Bote erwartete, und indem er demselben ein Geldstück in die Hand drückte, trug er ihm auf: „Bestellen Sie an Fräulein v. Brucourt, ich würde eine Stunde nach Ihnen im Schlosse seyn. Gehen Sie, mein Freund.“

Der Diener, ganz verduzt über Daniel's Freigebigkeit, entfernte sich unter Danksagungen; unser Held kehrte unterdessen zu Jabin zurück.

„Daß die Sache schon so weit gediehen sei, Das habe ich nicht gewußt," warf Jabin hin.

„Du hast es nicht gewußt?"

„Wer sollte es mir denn mitgetheilt haben?"

„Ich glaubte, Dir gesagt zu haben . . . ."

„Nichts, ausgenommen, daß Du liebtest und wieder geliebt werdest. Ich vermuthete nicht, daß es schon so bald zu einer Heirath kommen werde."

Bei diesen Worten wurde Jabin so bleich und sah so traurig aus, daß Daniel verwirrt und besorgt fragte: „Erzürnt Dich Das?"

„Dein Glück mich erzürnen! Das wirst Du doch wohl hoffentlich nicht glauben, Daniel? Nein, ich bin im Gegentheil glücklich, sehr glücklich . . . ."

„Dann mußt Du mir aber auch Deine Freude zeigen, anstatt zu weinen, denn ich glaube wirklich, Du weinst."

Er irrte sich nicht, zwei große Thränen rollten langsam über die gebräunten Wangen des Sergenten Jabin. Darauf folgte ein minutenlanges Schweigen, das der Sergent endlich also unterbrach: „Höre, mein Junge, ich würde außer mir seyn, wenn Du die Veranlassung zu meinen Thränen mißverständest. Ich liebe Dich viel zu sehr, um etwas Anderes, als eine herzliche Befriedigung bei dem Gedanken zu empfinden, daß Du durch eine glänzende Heirath auf einen Schlag Dich mit der Frau vereinst, die Du liebst, und die Dich liebt, und zugleich ein Vermögen erlangst, das dem Namen entspricht, den Du trägst, und der Stellung, zu der Du bestimmt gewesen, wenn Dein Vater am Leben geblieben wäre."

„Nun, aber . . ."

„Warte noch einen Moment," unterbrach ihn Jabin. „Ich liebe Dich aber auch gar zu sehr, um nicht betrübt zu seyn, wenn ich daran denke, daß diese unerwartete Heirath mich bald von Dir trennen wird."

„Mich von Dir trennen! Was redest Du da?"

„Ohne Zweifel! Was solltet Ihr wohl mit einem alten Soldaten in Eurem Hause anfangen, mit einem ungehobelten Gesellen, wie ich es bin?"

Er wollte noch weiter in diesem Tone fortfahren, aber Daniel ließ ihn nicht weiter sprechen. „Nun höre Du mir auch einmal

zu," sagte er. „Niemals, verstehst Du wohl, niemals darfst Du mich verlassen. Renée kennt Dich, ohne Dich gesehen zu haben, aus Allem, was ich ihr von Dir erzählt habe, und liebt Dich für alle die Sorgfalt und Zärtlichkeit, die Du mir fortwährend zugewendet hast. Sie kennt meine Absichten und billigt sie; es ist also hiermit abgemacht, daß Du immer bei uns leben wirst, in Paris, wenn wir in Paris, und auf dem Lande, wenn wir auf dem Lande sind. Du wirst Dich ausruhen, wenn es Dir gefällt, und Du wirst über unsere Interessen wachen, wenn Du willst, und endlich, wenn wir Kinder haben sollten, so wirst Du sie alles Das auch lehren, was Du mich gelehrt hast, Reiten, Fechten....

„Das gefällt mir!" rief Jabin vergnügt. „Es ist mir genügend, wenn ich Dir noch etwas nützen kann, damit Nichts zu meinem Glücke fehlt."

Und der brave Sergent lächelte unter Thränen; Daniel umarmte ihn und sagte dabei: „Ein für alle Mal wisse, daß ich Dich so liebe, wie nur ein Sohn seinen Vater lieben kann, und daß Du von mir stets wie ein solcher behandelt werden wirst, wo ich auch immer seyn mag."

Jabin hatte seine gewohnte Heiterkeit völlig wiedergewonnen.

„Jezt", fuhr Daniel fort, „mache Dich fertig, um mich nach Schloß Brucourt zu begleiten."

„Dich begleiten, ich?"

„Gewiß! Mußt Du nicht die Bekanntschaft Deiner neuen Familie machen, damit dieselbe sobald als möglich den Mann kennen lernt, der mich erzogen hat?"

„Da werde ich aber wohl einen steinernen Gast vorstellen, unter diesen vornehmen Leuten."

„Im Gegentheil, Du wirst Deinen Plaz ausgezeichnet ausfüllen. Uebrigens bestehen diese vornehmen Leute gegenwärtig nur aus dem Baron, seiner Tochter und Fräulein Lisbeth, einer Gouvernante, die Renée's volles Vertrauen besizt und ihr mehr eine Freundin, als eine Gesellschafterin oder Lehrerin ist."

„Gut, so werde ich gehorchen," gab Jabin zur Antwort.

Daniel schickte ihren gemeinsamen Diener nach Dives, von wo er einen Wagen besorgen sollte; denn der schlechte Zustand der Wege jezt im Winter erlaubte ihnen nicht, das Schloß zu Fuß zu erreichen, zumal es sich um einen so feierlichen Besuch handelte.

Eine Stunde darauf verließen Daniel v. Malbrée und der Sergent Jabin die Einsiedelei, um sich zu dem Baron v. Brucourt zu begeben; es mochte ein Uhr Nachmittags seyn.

Der Baron saß bleich und traurig, wie gewöhnlich, in dem Zimmer, in welchem wir in der vorhergegangenen Nacht seine, durch die Vorwürfe des Gewissens krankhaft erregte Einbildungskraft ihm schreckliche Erscheinungen vorspiegeln sahen, schauerliche Bilder, wie sie ihn ohne Unterlaß belagerten. In diesem großen Zimmer, das mit ausgesuchtem Luxus möblirt war, und dessen Gesammteindruck eigentlich nur dazu geschaffen schien, erfreuliche Gedanken zu erregen, erwartete er Daniel v. Malbrée's Ankunft mit ebenso viel Ungeduld als Unruhe. Nach den Vorfällen der überstandenen Nacht sah er wohl ein, daß es nur ein Mittel für ihn geben würde, um den Frieden seiner Seele zurückzuerlangen, nämlich das, den Wünschen seiner Tochter nachzugeben. Zu gleicher Zeit aber vermochte er auch nicht ohne Zittern daran zu denken, daß er im Begriffe stehe, mit dem Sohne des Mannes in Verbindung zu treten, dessen Tod er benutzt, dessen Vertrauen er getäuscht, und dessen Vermögen er geraubt hatte, eine Reihe von Verbrechen, die ihn dazu geführt hatten, immer größere zu begehen. Da er jedoch diese ihm so peinliche Zusammenkunft nicht mehr vermeiden konnte, so sehnte er sie brennend herbei, wie man am Vorabend einer unvermeidlichen Gefahr wünscht, daß sie sich endlich zeigen möge, damit man sich dem Zeitpunkt nähere, an dem, falls man ihr entgeht, man sich darüber freuen kann, sie überstanden zu haben. Renée befand sich bei ihm, strahlend von Jugend und Schönheit, mit einem Lächeln auf den Lippen und Freude in den Augen. Die Blicke, mit denen sie den Vater ansah, drückten ihre ganze Dankbarkeit aus, sie schienen ihm sagen zu wollen: „Ich danke Dir von Herzen, daß Du meiner Heirath beistimmst. Dir verdanke ich allein das Glück meines Lebens.“

Ihre Freude war so überschwänglich, daß sie die trübe Unruhe, die auf dem Gesicht des Herrn v. Brucourt ausgebreitet war, gar nicht bemerkte.

Plözlich trat ein Diener ein: „Der Herr Graf Daniel v. Malbrée bittet um die Erlaubniß, dem Herrn Baron seine Aufwartung machen zu dürfen“, meldete er.

„Laß ihn eintreten!“ rief Renée freudestrahlend. Sie erhob

sich, als habe sie die Absicht, ihm entgegen zu gehen, aber ihr Vater hielt sie zurück. „Einen Augenblick“, sagte er.

Und sich jezt selbst erhebend, ging er auf Renée zu, faßte ihren Arm und indem er sie sanft nach einer Thür führte, die derjenigen gerade gegenüber lag, durch die Daniel eintreten mußte, äußerte er: „Meine liebe Renée, laß mich mit dem jungen Manne allein, es gehört sich so, daß ich ihn zuerst unter vier Augen spreche.“

„Warum denn?“ fragte Renée erstaunt.

„Um einige Fragen an ihn zu richten, um ihn kennen zu lernen, und um zu sehen, ob seine Liebe wirklich aufrichtig ist, oder ob er nicht hinter dem Schein der Liebe das alleinige Verlangen nach dem Besiz Deines Vermögens verbirgt.“

„Du beleidigst ihn, mein Vater!“

„Nein, mein Liebling. Ich zweifle durchaus nicht an der Ehrlichkeit seines Gefühls, allein mein Gewissen befiehlt mir, mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Darin liegt nichts, was ihn verletzen könnte, sei ohne Sorge. Geh' jezt, ich werde Dich rufen, wenn es Zeit dazu ist.“

Renée gehorchte mit Bedauern; langsam verschwand sie und blickte dabei noch mehrmals rückwärts, als habe sie die Hoffnung, sie werde Daniel noch kommen sehen und ihm durch ein Zeichen bedeuten können, er möge ihre gemeinsame Sache gut vertreten. Als Herr v. Brucourt allein war, kehrte er nach seinem Plaz zurück; im Vorbeigehen warf er einen schnellen Blick in einen der Spiegel und fand, daß er sehr bleich aussah: „Bin ich denn kein Mann mehr?“ sagte er zu sich selbst. „Vorwärts! Vorwärts! Man soll nicht sagen können, daß der Kapitän Malory vor einem Kinde gezittert habe.“

Auf seinen Befehl führte der Diener nun Daniel herein, während Herr v. Brucourt, um sich eine gewisse Haltung zu geben, eine Zeitung ergriff und sich stellte, als lese er aufmerksam darin. Bei dem Geräusch von Daniel's Schritten drehte er sich nicht um, sondern erhob erst den Kopf, als er den jungen Mann dicht an seiner Seite vermuthete. Die Zeitung entsank seiner Hand, und nur, weil er sehr auf seiner Hut war, gelang es ihm, einen Schreckensruf zu unterdrücken; denn vor sich sah er das leibhaftige Abbild des Kommandanten Jacques v. Malbrée, der vor seinen Augen

bei Sebastopol gestorben war. Zwischen dem Kommandanten, wie ihn Brucourt damals gesehen hatte, und Daniel gab es keinen anderen Unterschied als den des Alters. Das waren dieselben Züge, derselbe tiefe, männliche und doch dabei sanfte Blick; die Aehnlichkeit war so überraschend, daß es dem Verbrecher fast so schien, als habe er sein erstes Opfer vor sich. Er blieb unbeweglich, stumm, wie in schmerzliche Betrachtungen vertieft. Daniel wartete, etwas in Verwirrung gesezt, darauf, daß jener die Unterhaltung eröffnen werde; als er aber sah, daß derselbe keinerlei Anstalten dazu mache, war er geneigt, an ein Mißverständniß zu glauben.

„Vielleicht hat man Ihnen meinen Namen nicht gemeldet, Herr Baron?"

„Im Gegentheil! Ganz im Gegentheil!" rief jezt Brucourt, den diese Anrede in die Gegenwart zurückversezte. „Sie sind der Graf v. Maldrée; wollen Sie die Güte haben, Plaz zu nehmen."

Daniel leistete der Aufforderung Folge, und Brucourt sezte sich ihm gegenüber in den Schatten, denn er hatte Furcht, jener könne aus dem Spiel seiner Physiognomie die Stürme errathen, die in ihm tobten. Daniel war der Erste, der das Schweigen brach. „Ich darf annehmen," begann er, „daß Ihnen der Zweck meines Besuches bekannt ist?"

„Renée hat mir Alles gesagt. Sie lieben also meine Tochter, mein Herr?"

„Mehr als mein Leben."

„Und liebt sie Sie?"

„Hat sie es Ihnen nicht gesagt?"

„Sie mußte es mir wohl mittheilen, und auf Grund dieses Geständnisses will ich mich, um Ihr beiderseitiges Glück zu sichern, dieser Verbindung nicht widersetzen."

„Dank! O haben Sie Dank!" rief Daniel im Erguß seiner Freude.

„Sie wissen ohne Zweifel," fuhr der Baron fort, „daß Renée meine einzige Erbin ist, ich habe weiter keine Kinder, ihre Mutter ist todt, und so wird einst mein ganzes Vermögen an sie übergehen. Vorläufig werde ich ihr eine Mitgift geben von . . ."

Daniel konnte sich nicht länger halten.

„Halten Sie ein, Herr Baron," bat er traurig, „und sprechen Sie nicht von dergleichen Dingen, bevor Sie nicht die Ueber=

zeugung gewonnen haben, daß die Liebe, die mein Herz für Ihre Tochter empfindet, rein und wahr und ohne jedes andere Interesse ist."

„Daran habe ich durchaus nicht gezweifelt."

„Indem Sie von dem Vermögen sprachen, das einst Fräulein v. Brucourt besitzen wird, rufen Sie mir in's Gedächtniß zurück, daß mein eigenes auf Nichts zusammengeschmolzen ist, und daß ich arm bin. Mein Vater war reich . . ."

„In der That," versezte Brucourt kühn, „wenngleich ich Ihren Vater nur wenig gekannt habe, so habe ich doch von ihm reden hören, denn ich war auch Soldat; ich glaubte gehört zu haben, daß er Ihnen einiges Vermögen hinterlassen habe."

„Das ist auch völlig richtig; allein ein geheimnißvolles, schreckliches Unglück, das sich bald nach seinem Tode ereignete, ist Schuld, daß ich die Erbschaft verlor. Ich war Waise, überdieß mittellos und würde wahrscheinlich im Elend verkommen seyn, wenn mich nicht ein edler Soldat davor bewahrt hätte, der, nachdem er meinem Vater mit aufopfernder Treue gedient, mich selbst erzogen und beschüzt hat bis zu dem Tage, wo ich Mann wurde."

„Was für ein Unglück meinen Sie?" fragte Brucourt. Er befand sich zum ersten Mal seit zehn Jahren direkt seinem Verbrechen gegenüber und wollte wissen, wie weit die Kenntniß des Sohnes eines seiner Opfer in Bezug auf dasselbe gehe, und was derselbe darüber denke.

„Das Vermögen meines Vaters befand sich in den Händen einer Frau, die er heirathen wollte, und die ihm nach der Krim gefolgt war. Sie sollte sich meiner annehmen; aber einen Tag nach dem Tode meines Vaters wurde das Haus, welches diese Frau bewohnte, durch eine Feuersbrunst zerstört, in welcher sie selbst umkam. Die Dokumente, welche mein väterliches Erbtheil ausmachten, gingen mit zu Grunde."

„Diese Dokumente hätten sich doch aber unbedingt ersetzen lassen müssen, wenn man ein Verzeichniß derselben gehabt hätte."

„Ein solches Verzeichniß war vorhanden, Herr Baron; es muß allem Anschein nach sich in den Händen eines Notars in Havre befunden haben; aber in Folge eines geradezu grausamen Mißgeschickes ertrank der Unglückliche, und man konnte troz aller

Nachforschungen unter seinen Papieren dasjenige nicht wiederfinden, das für mich so werthvoll gewesen wäre."

„Das sind freilich böse Unglücksfälle", warf Brucourt ein; „aber von heute ab haben dieselben für Sie ihre Bedeutung verloren, denn meine Tochter ist reich genug für Zwei."

„Ich hoffe, Herr Baron", warf Daniel ein, „daß Sie überzeugt seyn werden, daß ich Ihre Tochter nur um ihrer selbst willen liebe und nicht einen Augenblick an ihr Vermögen gedacht habe."

„Ihr Vater galt in der Armee, als ich die Ehre hatte, derselben anzugehören, für einen der edelsten, ritterlichsten Männer. Sein Sohn kann ihm nur gleichen."

David traten die Thränen in die Augen, als er so dem Andenken an seinen theuren Vater Gerechtigkeit widerfahren hörte. Inzwischen drängte sich eine neue Frage auf Brucourt's Lippen. „Auf welche Weise haben Sie von diesem Vermögen und von den Dokumenten, die dasselbe ausmachten, Kenntniß bekommen?" fragte er.

„Durch jenen Soldaten, von dem ich eben sprach..."

„Lebt er denn noch jezt?"

„Er hat mir meinen Vater ersezt. Auch hierher hat er mich auf meine Bitte begleitet und wartet darauf, daß ich ihn Ihnen zuführe, er heißt Sergent Jabin."

Brucourt's Gesicht wurde bei dieser Aeußerung noch um einige Schattirungen bleicher und spielte ins Gräuliche, aber zu seinem Glücke bemerkte es Daniel nicht; denn er war aufgestanden, um Jabin zu rufen, der sich die Zeit des Wartens durch einen Spaziergang im Park verkürzt hatte. Als er seinen Namen rufen hörte und Daniel an der Eingangsthür zum Schloß stehen sah, eilte Jabin hastig auf ihn zu und fragte: „Was wünschest Du?"

„Dich dem Baron v. Brucourt vorzustellen; er möchte Dich kennen lernen."

Der Sergent warf schnell einen musternden Blick auf seinen Anzug. Der von oben bis unten zugeknöpfte schwarze Rock und das Band der Krim-Medaille auf seiner Brust verkündeten deutlich den ehemaligen Unteroffizier.

„Er wird merken, daß ich nicht aus seinem Stande bin," warf er ein, „und wird mich darum geringschätzen."

„Dich? Warum nicht gar?“

Daniel zog Jabin mit sich fort in den Salon hinein. Herr v. Brucourt hatte seinen Plaz nicht gewechselt, aber seine Gesichtszüge hatten sich mehr und mehr verändert und entstellt.

„Der Mann muß sehr krank seyn!“ dachte Jabin beim ersten Anblick.

Daniel ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zu Brucourt und sagte: „Herr v. Brucourt, ich habe die Ehre, Ihnen den Mann vorzustellen, der bei mir Vaterstelle vertreten. Ueberall, wo er sich in meiner Gesellschaft befindet, wird er behandelt, wie meines Gleichen.“

Herr v. Brucourt überwand seine Unruhe; er verneigte sich, indem er dabei zu lächeln versuchte. Er reichte Jabin die Hand, welche dieser drückte und dabei ganz überrascht fühlte, daß die Hand des Barons eisig kalt sei.

„Sicherlich“, sagte er sich von Neuem, „hat dieser Mann nicht mehr lange zu leben.“

Inzwischen machte Brucourt fast übermenschliche Anstrengungen, um sich eine einigermaßen würdevolle Haltung zu bewahren, aber er empfand ein unbeschreibliches Mißbehagen. Seit er zum Verbrecher geworden, war kaum ein Tag, kaum eine Stunde vergangen, während welcher er nicht an seine Schandthat gedacht hätte, und doch hatte jeder Tag, den er zwischen sich und seine That gebracht, seine Befürchtungen verringert, so daß er nicht mehr glaubte, je entlarvt werden zu können. Da wirft ihn unerwartet das Schicksal mitten unter die Menschen, denen die Entdeckung der Wahrheit am Meisten am Herzen liegt. Der Sohn eines seiner Opfer klopft an die Thür seines Hauses und bewirbt sich um die Ehre, in seine Familie eintreten zu dürfen. Jener Sergent, der einzige Mensch, der mit ihm selbst das Vertrauen des Kommandanten v. Maldrée getheilt hat und den er für todt hielt, steht plözlich vor ihm, um in Folge von Daniel’s Bewerbung ebenfalls eine Rolle in seinem Leben zu spielen. Das war mehr, als nöthig, um die Illusionen zu zerstören, denen er sich so gern hingab in Beziehung auf das Geheimniß seiner Verbrechen. Zum ersten Mal empfand er ernstlich Furcht. Bis zu diesem Tage hatte er sich so beruhigt: „Wer sollte jemals die Wahrheit erfahren? Die von mir Getödteten, Madame Sophie,

Rubentel und Bucaille können mich nicht verrathen. Der Sohn des Kommandanten wird nie über die Ursache des Mißgeschickes, das ihn ruinirt hat, aufgeklärt werden. Der Sergent Jabin, der als Mitwisser des Geheimnisses des Herrn v. Malbrée allenfalls hätte an ein Verbrechen glauben können, ist todt."

Das war also eine Täuschung gewesen; Jabin lebte. Er lebte nicht nur, sondern er mußte durch die Heirath Daniel's sogar häufig mit dem Mörder zusammenkommen; er konnte ihn studiren, ihn kennen lernen, und wenn jemals eine unvorsichtige Aeußerung von des Lezteren Lippen fiel, dann war Jabin da, um sie aufzufangen, über sie nachzudenken und gefährliche Schlüsse daraus zu ziehen. Brucourt wußte, daß ihm Zufälle, ähnlich denen der lezten Nacht, nicht selten begegneten; auch vergaß er nicht, daß sein Kammerdiener ihm schon zwei Mal gesagt hatte, daß er zuweilen während seines Schlummers ganz unbegreifliche, unzusammenhängende Worte ausstoße. „Wenn Jabin davon zufällig hörte, würde er dann nicht Alles ahnen?" fragte er sich. Diese Gedanken bestürmten ihn, während er sich bemühte, die Unterhaltung mit seinen beiden Gästen zu führen, die sich über seine fortgesezte Zerstreutheit wunderten.

„Ich zermartere mich ganz thörichter Weise", dachte er auf einmal; „wer weiß denn, ob dieser verwünschte Soldat überhaupt jemals an die Möglichkeit eines Verbrechens gedacht hat?" Und sich an Jabin richtend, äußerte Herr v. Brucourt: „Sie haben den Kommandanten v. Malbrée sehr verehrt?"

„Ich habe fünfzehn Jahre lang unter ihm gedient, und diese ganzen fünfzehn Jahre hindurch hat er mich mit seinem Vertrauen geehrt. Am Tage seines Todes noch theilte er mir seinen lezten Willen mit und empfahl seinen Sohn meiner Obhut, indem er fürchtete, derselbe könne zur Waise werden. Aus der Art, wie er mich beurtheilte, können Sie schon sehen, Herr Baron, daß ich eine unauflösliche Anhänglichkeit für ihn empfand."

„Die Sie auf seinen Sohn übertragen haben."

„Ich that nur meine Pflicht und habe mich um so mehr beeifert, sie zu thun, als der Ruin Herrn Daniel's mir diesen noch lieber machte."

„Dieses Unglück hat sich unter ganz merkwürdigen Umständen ereignet," fuhr Brucourt fort, sein Ziel weiter verfolgend; er wollte

durchaus Jabin zum Sprechen bringen, um dessen Anschauung von der Sache zu erfahren.

„Das Schicksal wollte," versezte dieser, „daß ich gleichzeitig mit meinem lieben Kommandanten schwer verwundet wurde. Ich konnte also nicht den mir gewordenen Auftrag ausführen, Das heißt mich zu der Person begeben, die das ganze Vermögen des Grafen in Händen hatte und mir dasselbe übergeben oder es selbst nach Frankreich bringen sollte."

„Wer war diese Person?"

„Es war eine Dame, Namens Sophie Sterowski. Der Kommandant liebte sie, und sie hatte ihm ihre Hand zugesagt und versprochen, Daniel eine zweite Mutter zu werden. Sie ist elendiglich in einer Feuersbrunst umgekommen . . ."

„Weiß man denn bestimmt, daß sie dabei ihren Tod gefunden hat?"

„Unter den rauchenden Trümmern ihres Hauses entdeckte man drei verkohlte Leichname. Es war bekannt, daß sie in jenem Hause allein mit zwei Dienstboten gelebt hatte, und wenn man auch ihre Gesichtszüge nicht mehr erkennen konnte, so glaubte man doch die Ueberreste von Kleidungsstücken, die sich an der Leiche vorfanden, welche man für die ihrige hielt, früher bei ihr gesehen zu haben.

„Konnte die Entstehung des Brandes nicht ergründet werden?"

„Nein, sie ist nie aufgeklärt worden. Mir selbst konnte man sie unglücklicher Weise erst sechs Wochen später mittheilen; denn so lange schwebte ich zwischen Tod und Leben. Da war es zu spät, noch Nachforschungen anstellen zu wollen; überdieß hatte das Unglück keine Zeugen gehabt."

So aufregend die Unterhaltung war, sie befriedigte Brucourt. Er spielte mit der Gefahr und erfuhr zugleich, was Jabin wisse. Um es noch mehr zu ergründen, fuhr er zu fragen fort: „Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß diese Feuersbrunst möglicherweise das Werk irgend eines Menschen gewesen seyn kann, der vielleicht Verlangen darnach getragen hat, sich die Güter der Madame Sophie Sterowski anzueignen?"

„Ich habe diese Vermuthung oft gehabt, und sie wurde besonders verstärkt durch das Verschwinden der auf die Erbschaft bezüglichen Papiere, die bei einem Notar in Havre deponirt waren, sowie auch durch den unnatürlichen Tod dieses Mannes. Aber

sagen Sie selbst, was war zu thun? Man hätte vor allen Dingen wissen müssen, ob der Kommandant vor seinem Tode noch Zeit gefunden habe, sich Jemandem anzuvertrauen. Die ganze Angelegenheit ist von geheimnißvollem Dunkel umgeben, Herr Baron, und fortwährend hat das Verhängniß seine Hand dabei im Spiele gehabt. Lange Zeit nachher habe ich mich viel mit der Idee abgegeben, was ich wohl beginnen könne, um vielleicht die Wahrheit an den Tag zu bringen."

„Haben Sie es versucht?"

„Nein, es war zu viel Zeit darüber vergangen, und dann fehlten mir auch die nöthigen Mittel, um erfolgreich handeln zu können. Dazu kam, daß Daniel heranwuchs und sich glücklich fühlte, wozu also da noch das Geheimniß ergründen wollen?" Diese Antwort beruhigte Brucourt einigermaßen und doch regte sie folgende Ueberlegung in seinem Geiste an: „Wenn dieser Mann jemals erführe, daß ich dem Kommandanten die Augen zugedrückt, dann würde er sofort vermuthen, daß ich das Verbrechen begangen habe." Diese Möglichkeit machte ihn schaudern. „So lange dieser Mensch noch lebt," dachte er weiter, „schwebe ich in einer steten Gefahr." In seinem Gehirn dämmerte die Nothwendigkeit eines neuen Verbrechens. Ohne angemeldet zu seyn, trat Renée, des Wartens müde, in diesem Augenblicke ein, Herr v. Brucourt eilte ihr entgegen.

„Komm, mein geliebtes Kind," sagte er zu ihr. Und sie Daniel zuführend: „Ich erlaube Dir, ihn Deinen Verlobten zu nennen." Er übergab sie dem überglücklichen Jüngling, Renée stieß einen schwachen Schrei aus, Daniel's Arme öffneten sich, und ohne zu wissen wie, ruhete sie an dieser edlen Brust, die ganz von ihrem Bilde erfüllt war. Jabin betrachtete diese Szene mit Entzücken. Was Brucourt anbetrifft, so verbarg er seine schrecklichen Gedanken unter einem gezwungenen Lächeln. Er beschäftigte sich fortwährend mit der Frage, wie er sich dieser beiden Männer entledigen solle, denn in seinem Hause konnte er sie unmöglich dulden, aus Furcht, daß eine Unvorsichtigkeit seinerseits sie der Wahrheit auf die Spur bringen und zu seinen Anklägern machen werde.

Daniel und Jabin blieben zum Mittagessen im Schloß. Etwa um neun Uhr erinnerte der Sergent seinen jungen Herrn daran,

es sei Zeit, heimzukehren. Heimkehren! Abschied nehmen von Renée, in deren Gegenwart er sich so unaussprechlich glücklich fühlte! Sein Blick drückte seine Gedanken so deutlich aus, daß Herr v. Brucourt sie verstand.

„Haben Sie es denn so eilig, uns zu verlassen, Sergent?“ fragte er Jabin.

„Durchaus nicht, Herr Baron; aber bedenken Sie, daß wir eine Stunde gebrauchen, um die Einsiedelei zu erreichen. Die Nächte sind jezt dunkel und die Wege schlecht.“

„Dann schlafen Sie die Nacht hier.“

Das Anerbieten wurde ohne Umstände gemacht und ebenso angenommen. Daniel schien so vollkommen von seinem Glücke berauscht, daß Jabin keinen Einwurf machte. Ueber Brucourt's bleiches Gesicht glitt ein Lächeln, und er stand auf, um seine Aufregung zu verbergen.

„Ich werde Lisbeth beauftragen, Ihr Zimmer in Ordnung zu bringen,“ entschuldigte er sich. Er richtete seine Schritte nach der Thür.

„Bestelle doch, bitte, den Thee um zehn Uhr, lieber Vater,“ rief ihm Renée nach.

„Ja wohl, ich dachte auch schon daran,“ erwiderte er.

Dann ging er hinaus. In dem geräumigen Salon, den zwei Lampen nur unvollkommen erleuchteten, befand sich Jabin als Dritter bei Daniel und Renée. Die Liebenden unterhielten sich mit leiser Stimme, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken, sie waren gänzlich in ihr junges Glück vertieft. Zum ersten Mal, seit sie sich liebten, durften sie sich sehen und sprechen ohne Scheu vor eifersüchtigen Blicken oder indiskreten Ohren. Man kann sich denken, mit welchem Genuß sie von der ihnen bewilligten Erlaubniß Gebrauch machten.

„Ich bin hier völlig überflüssig,“ überlegte Jabin, der nicht recht wußte, was er beginnen solle. Er durchblätterte die Zeitungen, warf einen Blick in die auf einem kleinen Tisch ausgebreiteten Albums und kam schließlich zu der Ueberzeugung: „Gewiß störe ich sie.“

Dabei suchte sein Blick von Zeit zu Zeit die Liebenden, die, im Schatten dicht bei einander sitzend, in ihrem süßen Geplauder fortfuhren. Der Sergent erhob sich leise, ging auf den Fußspitzen

nach der Thür und entschlüpfte durch dieselbe, um im Park seine Pfeife zu rauchen, indem er sich vornahm, zu der Zeit zurückzukehren, wenn man den Thee servire. Er mochte wohl noch kaum die Zeit gehabt haben, um draußen zehn Schritte zu machen, als Daniel, der ihn in der Hoffnung beobachtet hatte, daß er ihn mit Renée allein lassen möge, seine Stellung änderte. Bis dahin hatte er neben seiner Verlobten gesessen, jezt kniete er vor ihr nieder.

„So ist also jezt unser Glück zur Wahrheit geworden!“ sagte er selig.

„Mir ist, als träumte ich,“ flüsterte Renée.

„Nein, Dieß ist kein leerer Traum; wir leben Beide, Du und ich, mein lieber Engel. Sage mir nur, wie Du es in wenigen Stunden hast möglich machen können, Deinen Vater zu bewegen, daß er unsere Wünsche erfülle.“

„Ich habe ihm gesagt, daß das Glück meines Lebens davon abhinge, und da er mich lieb hat, so hat er mir meine Bitte nicht abschlagen können.“

Renée enthüllte nur einen Theil der Wahrheit; sie sprach weder von der Erregung, noch von dem verstörten Wesen, die sich des Herrn v. Brucourt bemächtigt hatten, als sie ihm zuerst Daniel's Namen genannt. Aber aus welchem Grunde sollte sie wohl den Frohsinn ihres Geliebten durch die Erzählung der Befürchtungen stören, die sie selbst einen Augenblick bedrückt hatten? Diese Befürchtungen lagen ihr zudem selbst heute schon ziemlich fern; denn ihr Glück war zu groß, als daß es nicht hätte die vereinzelten Wolken vertreiben sollen, die von der Erinnerung an den verflossenen Abend etwa noch vorhanden waren. Sie begannen jezt, Pläne für die Zukunft zu machen. Aus einigen Andeutungen, die Herr v. Brucourt hatte fallen lassen, schien ihnen hervorzugehen, daß er beabsichtige, ihnen das Schloß zu überlassen, und sie faßten in Uebereinstimmung den Entschluß, daselbst immer den Winter zuzubringen.

„Wo könnten wir wohl glücklicher seyn,“ sagte Renée, „freier, um uns zu lieben? Wir wollen hier das Eine vom Anderen und das Eine für das Andere leben.“

Ihre Einbildungskraft zeigte ihnen wie in einem glänzenden Rahmen das himmlische Leben, das ihnen für die Zukunft beschieden

war, und das die Liebe mit ihren wärmsten, reinsten Strahlen schmücken sollte. Um zehn Uhr erschien ein Diener mit einem Theebrett voll Tassen, welches er auf einen kleinen Tisch niedersezte. Daniel hatte seinen ersten Plaz an der Seite seiner Braut bereits wieder eingenommen. Fast gleichzeitig kehrte auch Jabin wieder, in Begleitung von Fräulein Lisbeth, die er bei ihrer amtlichen Thätigkeit angetroffen hatte, und mit der er sich seit etwa einer halben Stunde auf das Anziehendste unterhielt. Auch Herr v. Brucourt kam jezt.

„Sind die Zimmer für unsere Herren Gäste bereit, Lisbeth?" fragte er.

„Ja, Herr Baron," erwiderte die Gouvernante; „Ihrer Anordnung gemäß werden die Herren im nördlichen Flügel logiren."

„Ich glaube, Ihr sollt in den Ruinen wohnen, wo schreckliche Gespenster umgehen," sagte Renée lachend zu Daniel.

„Dein geliebtes Bild, das mir stets vor Augen schwebt, wird mich verhindern, sie zu sehen," gab Daniel leise zurück.

Herr v. Brucourt hatte die Worte seiner Tochter gehört.

„Ich habe gedacht, daß die Herren dort besser aufgehoben seyn würden, als auf der nach unseren Wohnungen zu gelegenen Seite," bemerkte er. „Jener Theil des Schlosses ist allerdings seit langer Zeit unbewohnt, und man merkt es ihm auch ein wenig an; indessen sind die Zimmer geräumig, warm und gut eingerichtet."

„Mit einem Wort, wir werden uns dort ausgezeichnet wohl befinden," sagte Daniel, der glücklich war, daß es ihm erlaubt seyn sollte, die Nacht unter einem und demselben Dache mit seiner Geliebten zubringen zu dürfen.

„Bereite uns doch den Thee, liebes Kind," trug jezt der Baron seiner Tochter auf.

Sie stand auf, um zu gehorchen, und näherte sich dem kleinen Tisch mit dem Theegeschirr, Daniel verlassend, der sich mit Lisbeth und dem Sergenten in ein Gespräch einließ. Herr v. Brucourt war seiner Tochter gefolgt.

„Nun, fühlst Du Dich jezt glücklich?" fragte er sie.

Sie blieb einen Moment unbeweglich stehen, mit der Theekanne in einer und einer Tasse in der anderen Hand, und blickte ihren Vater an; ihre Augen antworteten für sie. Sie bestärkte diese stumme Sprache noch, indem sie sagte: „Ich werde Dich

mein ganzes Leben lang hiefür segnen." Gleichzeitig hatte sie Thee in die Tasse eingeschenkt.

„Diese soll der Sergent haben," meinte Brucourt darauf.

Und die heiße Tasse aus der Hand seiner Tochter nehmend, ging er auf Jabin zu, aber nicht, ohne einen Umweg zu machen, bei welchem er einen der im Schatten gelegenen Theile des Salons zu passiren hatte. Dort blieb er eine Sekunde stehen, so lange als er brauchte, um eine kleine gläserne Phiole, die er in der Hand verborgen gehalten hatte, zu öffnen und einige Tropfen von der darin enthaltenen Flüssigkeit in den für den Sergenten bestimmten Thee fallen zu lassen.

„Oh, Herr Baron, Sie setzen mich in Verlegenheit," murmelte dieser, als er Herrn v. Brucourt auf sich zukommen und die Tasse präsentiren sah.

Herr v. Brucourt lächelte, und nachdem er zu seiner Tochter zurückgekehrt war, machte er dasselbe Manöver mit einer zweiten Tasse, die er Daniel überreichte. Dann beobachtete er beide Männer und athmete erst auf, als sie ihre Tassen geleert hatten. „Auf diese Art," dachte er, „bin ich wenigstens sicher, daß sie nicht aufwachen und daß sie nichts sehen oder hören, falls ich wieder einen solchen entsezlichen Traum haben sollte, wie in der vergangenen Nacht."

Eine halbe Stunde später zogen sich die Gäste des Schlosses auf die Zimmer zurück, die man für sie hergerichtet hatte; Herr v. Brucourt, der sie mit aller gebührenden Auszeichnung behandeln wollte, gab ihnen das Geleit. Die Heiden schmückten einst mit Bändern und Blumen die Opfer, die sie als Sühne auf den Altären ihrer Götter darbrachten. Ebenso umgab Herr v. Brucourt diese beiden Männer mit Zuvorkommenheit und Rücksichten jeder Art, trozdem er sie in seinem Innern zum Tode verdammt hatte, weil ihre Anwesenheit in seinem Hause eine beständig drohende Gefahr war, die unter jeder Bedingung beseitigt werden mußte. Die Zimmer, welche Daniel v. Maldrée und der Sergent Jabin bewohnen sollten, lagen im zweiten Stock des Schlosses; von den Zimmern des Barons aus gelangte man über eine finstere, in schlechtem Zustande befindliche Wendeltreppe dorthin. Man konnte sie aber auch über die Haupttreppe erreichen, die auf einen weitläufigen Korridor mündete, dessen einer, wenig benuzter und darum

schlecht unterhaltener Theil nach jenen abgelegenen Räumlichkeiten führte. Seit der Baron v. Brucourt das Schloß gekauft, hatte er die Absicht, einige nöthige Ausbesserungen vornehmen zu lassen; aber er machte jedes Jahr neue Pläne in dieser Hinsicht, und sie kamen darum, wie Das so häufig geschieht, nicht zur Ausführung. Jenen Korridor entlang führte also der Baron Daniel und Jabin; an der einen Seite desselben lagen Zimmer, während auf der anderen nur Fenster waren. Am Ende des Ganges öffnete jezt Brucourt eine Thür, durch welche sie in ein dunkles Zimmer gelangten, von dem aus man in einen kleinen Salon trat, auf dessen rechter und linker Seite sich je eine Thür befand, durch die man noch weiter zwei kleine Zimmer erreichen konnte. Diese drei Räumlichkeiten bildeten eine völlig abgeschlossene Wohnung, die zwei Eingänge besaß, die Korridorthür und eine andere niedrige Thüre, die unter der Tapete verborgen war, und die sich nach der alten, verfallenen Treppe öffnete, von der wir vorher gesprochen haben.

„Hier sind Sie in Ihrem Reich, meine Herren", sagte der Baron.

Lampen waren angezündet, und in den Kaminen flackerten lustige Feuer. Die Zimmer waren dadurch so hell, daß Daniel und Jabin die Teppiche betrachten konnten, die Wände und Fußboden bedeckten, und auf denen lebensgroße Figuren eingewirkt waren. Die Betten standen in tiefen Mauernischen, die durch schwere, dicke Vorhänge geschlossen waren, so daß jedes Geräusch dahinter erstickt werden mußte. Die Sessel und die übrigen Möbel stammten aus dem 17. Jahrhundert; Alles bildete ein sonderbares Ganzes, geeignet, zu Träumereien anzuregen und selbst die klarsten und am Wenigsten träumerischen Geister weit in vergangene Zeiten zu entführen.

„Ihre Schuld ist es nicht, Herr Baron," scherzte Daniel, „wenn wir hier nicht herrliche Träume haben."

„Warum Das?" fragte jener in demselben Ton.

„Die verführerischsten Nymphen umringen uns hier". So sprechend zeigte Daniel auf die Figuren von natürlicher Größe, welche die Tapete darstellte; ihr Blick schien ihn zu verfolgen, und ab und zu von dem zwischen ihnen und der Mauer hindurchziehenden Luftzuge bewegt, machten sie den Eindruck, als seien sie bereit, von ihrem Platze herabzusteigen.

„In diesem Flügel des Schlosses liegen außer diesen keine bewohnbaren Zimmer", erzählte Brucourt. „Die Gegenstände ihrer Ausstattung sind von einigem Werth und Das mag wohl der Grund gewesen seyn, warum man sie besser gehalten hat, als die übrigen."

„Unsere Ruhe wird beschüzt werden von liebenden Göttinnen", meinte Daniel, indem er auf eine wunderschöne Danae über seinem Bette deutete, die auf einem Divan ruhte, während ein Regen von Goldstücken mit dem Bildnisse Ludwig XIV. auf sie herniederströmte, die sich überall an sie anzuhängen schienen.

„Das war aber keine Göttin, sondern nur eine einfache Sterbliche."

„Die aber durch Jupiters Liebe unsterblich wurde." Als Daniel diese Worte ausgesprochen hatte, begann er zu wanken und fuhr mit seiner Hand über die Augen.

„Was ist Ihnen?" fragte der Baron lebhaft.

„Ich weiß es selbst nicht, eine Art von Schwindel. Mir ist, als schliefe ich im Stehen ein. Zugleich suchte er Jabin. Der Sergent saß in einer Ecke des Zimmers auf einem Lehnstuhl und sein gegen die vergoldete Rückenlehne zurückgesunkener Kopf zeigte deutlich, daß er eben im Einschlafen sei. Brucourt eilte auf ihn zu.

„Holla, Sergent!" rief er, ihn schüttelnd; „Ihr Bett ruft sie."

Jabin machte eine Anstrengung, erhob sich mit Mühe und murmelte: „Ich kann gar nicht mehr so weit sehen!"

„Sie sind Beide mehr als gewöhnlich ermüdet," entgegnete der Baron. Er faßte Jabin's Arm und führte ihn durch den Salon nach dem Zimmer, das für ihn bestimmt war; Daniel war weder im Stande, ihnen zu folgen, noch überhaupt ein Wort zu sagen. Der Sergent entkleidete sich maschinenmäßig mit jener automatenhaften Ungelenkigkeit, wie sie Trunkenen eigen zu seyn pflegt, und kletterte dann mit großer Anstrengung in sein Bett, dessen Leinenzeug einen herrlichen Veilchenduft im ganzen Zimmer verbreitete. Kaum liegend, schlief er auch schon. Brucourt konnte ein Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken. Seine Züge, die völlig zusammengezogen waren in Folge der Anstrengungen, die er hatte machen müssen, um sein stetes Grübeln über diesen einen Punkt zu verheimlichen, ließen in ihrer Spannung nach, und sein Gesicht zeigte jezt den Ausdruck der Sorge, aber auch des bitteren Hasses.

„Dieser Mensch kennt mein Geheimniß zwar nicht," murmelte er, „aber er kann es entdecken, und darum muß er sterben."

Hastig ergriff er die Lampe, die das Zimmer erleuchtete, und kehrte zu Daniel zurück. Dieser Leztere hatte sich halb angekleidet auf sein Bett geworfen und lag in tiefem Schlafe.

„Für diese Nacht ist nichts zu befürchten," dachte Brucourt; das Opium hat Wunder gethan, und ich habe jezt Muße, zu überlegen."

Fünf Minuten später erschien er wieder im Salon, wo seine Tochter und Lisberh ihn erwarteten.

„Unsere Reisenden liegen schon in den Federn," sagte er scherzend.

Renée ging auf ihn zu, warf sich in seine Arme und dankte ihm mit den Worten: „O, mein lieber Vater, wie unendlich glücklich bin ich!"

„Du hast ihn also lieb?"

„So sehr, daß ich daran sterben würde, wenn ich ihn je verlieren sollte!"

Eine Wolke lagerte sich auf Brucourt's Stirn; sanft entfernte er seine Tochter, lächelte ihr noch einmal zu und ging hinaus, um sein Zimmer aufzusuchen. In diesem Augenblick schlug es elf Uhr. Lisbeth, die bisher in eine Zeitung vertieft gewesen war, legte dieselbe auf den Tisch und ihre Brille ab, und sich erhebend fragte sie:

„Soll ich Dein Kammermädchen rufen?"

„Sei so gut", antwortete Renée mit zerstreuter Miene.

Auf Lisbeth's Ruf erschien das Kammermädchen mit einem Licht in der Hand.

„Das Fräulein wünscht auf ihr Zimmer zu gehen", bedeutete sie Lisbeth.

Die drei Frauen stiegen in die erste Etage hinauf, und Lisbeth trennte sich hier von Renée, nachdem sie ihr noch einen herzlichen Kuß gegeben. Renée's Zimmer war ein kleiner mit ebensoviel Geschmack als Luxus ausgestatteter Raum; ein weißer Teppich, besäet mit aufgeblühten Rosen, bedeckte den Fußboden, die Wände waren mit blauer Seide ausgeschlagen, Gardinen und Vorhänge von demselben Stoff. Das Zimmer wurde durch eine von der Decke herabhängende Ampel mit weißem, mildem Licht erhellt.

Renée war unter der Herrschaft eines süßen Gedankens, dessen

Gegenstand wir unschwer errathen, nachdenklich in der Mitte ihres kleinen Salons stehen geblieben. Das Kammermädchen achtete ihr Schweigen und entledigte ihre junge Herrin ihrer Schmucksachen und ihrer Kleider, fast ohne daß diese es bemerkte; denn das junge Mädchen hörte nur Eins, die Stimme Daniel's; sah nur Eins, das Bild Daniel's; ihre Ohren und ihr Herz waren ganz von dieser Stimme und diesem Bilde erfüllt. Sie kam erst wieder zu sich, als die Zofe ihr bemerklich machte, daß ihre Nachttoilette beendet sei.

„Gib mir einen Schlafrock, Victoire," sagte sie dann; „ich will mich noch nicht zu Bette legen. Du kannst indessen gehen. Gute Nacht."

Nachdem Victoire das Gewünschte gebracht, entfernte sie sich leise, und Renée war allein, vor dem Feuer sitzend, in das ihre Augen hineinblickten, ohne doch eigentlich die spielenden Flammen zu sehen; sie träumte. Die Zeit verstrich, sie bemerkte es erst, als das Feuer erlosch und die Kälte der Nacht sie frösteln machte. Jetzt erhob sie sich, um ihr Bett aufzusuchen; die Uhr zeigte bereits auf die zweite Stunde; da hört sie plötzlich auf dem Korridor, der an ihrem Zimmer vorüberführt, Schritte; sie bleibt überrascht stehen und ein wenig erschreckt über dieses Geräusch zu einer Zeit, wo sie Jedermann im Schlosse in tiefem Schlafe wähnt. Wenn es ein Uebelthäter wäre! Dieser Gedanke gab ihr den Muth, nach einem Moment des Lauschens ihr Zimmer geräuschlos zu verlassen, um weder gehört noch gesehen zu werden. Sie sah einen Mann mit einer Laterne in der Hand den Korridor entlang schreiten; dieser Mann war ihr Vater; wohin mochte er gehen?

Wenn es richtig ist, daß es schon bei gewöhnlichen Vorfällen im Leben und für Jemand, der sich in ruhiger Verfassung befindet, nicht leicht sei, genug kaltes Blut zu bewahren und genügend vor der Erregtheit zu hüten, die uns Menschen so natürlich ist, um die Situation mit der nöthigen Klarheit beurtheilen zu können, so ist Das noch in ungleich höherem Grade der Fall, wenn Derjenige, welcher sich einer solchen Schwierigkeit gegenüber befindet und sie überwinden muß, in seinem Geist schuldvolle Erinnerungen, in seinem Gewissen nagende Sorgen mit sich herumträgt. Dieß war der Fall, in dem sich Malory befand, oder vielmehr Brucourt, so müssen wir ihn ja jetzt nennen. Daniel's und Jabin's Anwesenheit

in seinem Hause, die unerwartete Liebe seiner Tochter für den Erben des Kommandanten v. Maldrée, die Unterhaltung, die er mit dem Sergenten gehabt. Das waren die Umstände, die seine ganze Furcht rege gemacht hatten. Die Verbrechen, gegen deren Andenken er seit zehn Jahren unablässig kämpfte und die er für immer der Vergessenheit überliefert glaubte, standen plözlich wieder vor ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit, umgeben von all' den Umständen, die sie ihm so schrecklich machten. Und damit zugleich bot sich seinem kranken, zermarterten Gehirn die Möglichkeit dar, sie entdeckt zu sehen.

Um kurz die entsezliche Krisis, die er durchzumachen hatte, zu erklären, möge es genügen, zu sagen, daß er von grimmiger Angst gepeinigt wurde, Angst vor dem Ruin, vor der Schande und vor dem Schaffot. Ein erschreckter Mensch kann toll werden; Brucourt war nahe an der Tollheit. Unter der Einwirkung dieser Idee dachte er daran, sich Jabin's zu entledigen, und nachdem er es diesem sowohl, wie auch Daniel durch das ihnen beigebrachte Opium unmöglich gemacht hatte, zu hören oder sich zu vertheidigen, erwog er jezt ernstlich die Frage, ob er ihn wirklich tödten müsse und wie er ihn tödten könne. Es war Mitternacht, der Elende ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er ein riesiges Feuer anzünden lassen, auch brannten wohl zehn Kerzen in dem Raum, dessen Fensterläden sorglich geschlossen waren, damit Niemand sein nächtliches Wachen bemerken könne. „Ihn morgen zu einer Jagdpartie auffordern," dachte er, „ihm einen Flintenschuß beibringen und seinen Tod einem Unfall zuschreiben, das ginge. Aber wenn es mir an Sicherheit fehlte, wenn ich ihn schlecht träfe, oder wenn er etwa zufällig die Bewegung sähe, die ich machen müßte, um auf ihn zu zielen, dann wäre Alles entdeckt!" Er gab diese Idee sogleich wieder auf. Soll ich ihn vergiften? Gift tödtet langsam, denn wenn man zu schnell wirkendes anwendet, läßt es Spuren zurück. Uebrigens könnte das Plözliche des Todes an und für sich schon Verdacht erwecken; dazu kommt, daß ich mir das Gift erst verschaffen müßte; Der, welcher es verkauft, kann davon sprechen . . . .

Er verwarf auch diesen Gedanken, wie den vorhergegangenen. Es blieb also nur noch der gewaltsame, augenblickliche Tod übrig,

wie ihn Pistole oder Dolch geben. Die Pistole! ... er verzichtete sofort auf ihre Verwendung; denn sie ist eine zu geräuschvolle Waffe für einen Mord, den man in einem bewohnten Hause begehen will. Der Dolch! ... Die Waffe der Verräther, der Feiglinge, sie sagte ihm zu. „Laß sehen!" sagte er bei sich. „Gesezt den Fall, man fände morgen früh bei Tagesanbruch den Sergenten Jabin erdolcht in seinem Bette, was würde daraus folgen? Zwei Annahmen werden möglich seyn: Die erste, die eines Selbstmordes, die zweite, die eines Mordes. In Beziehung auf diese würde man sich fragen, wer wohl eine Veranlassung hätte haben können, den Mann zu tödten; man wird suchen und im ganzen Schlosse Niemanden finden, auf den ein derartiger Verdacht fallen könnte. Am Allerwenigsten kann ein solcher Verdacht auf mich fallen; denn ich kannte den Sergenten erst seit wenigen Stunden; ich habe nicht nöthig, ihn zu bestehlen, und Niemand könnte auf die Idee kommen, daß ich mich etwa an ihm hätte rächen wollen! Es gibt nur einen einzigen Menschen, der für diese That angeklagt werden könnte: Daniel v. Maldrée, der ganz in der Nähe geschlafen hat. Der junge Mann wird natürlich leugnen. Glaubt man seinen Versicherungen nicht, so wird er zu einer Strafe verurtheilt, die mich von seiner Person befreit; schenkt man demselben dagegen Glauben, so ist es undenkbar, daß nicht trozdem Verdacht gegen ihn bestehen bliebe, ein Verdacht, der einen Schatten auf seine Ehre wirft, und der für mich ein vortrefflicher Vorwand seyn wird, um diese Heirath abzubrechen, die ich nun einmal nicht dulden will. Was die Annahme eines Selbstmordes anlangt, so geht Alles ausgezeichnet, wenn sie zulässig ist." An dieser Stelle seiner Uberlegungen angelangt, die sich in seinem Kopfe mit einer erschreckenden Logik entwickelten, hielt Brucourt inne. Ein Zittern durchlief seine Glieder und sein Blut erstarrte; — er bildete sich ein, er habe Dieß alles laut gesprochen, so daß es hätte gehört werden können. „Ich bin kindisch," murmelte er dann, „ich denke ja nur und spreche nicht, meine Gedanken kann Niemand belauschen."

Nach dieser Unterbrechung nahm er den Faden seiner Ueberlegungen wieder auf. „Noch einmal tödten?" rief eine Stimme in ihm. Sind es denn noch nicht genug der Opfer? Willst Du das blutige Gewässer noch vergrößern, das Dich seit zehn Jahren

umfließt?“ „Es muß seyn,“ antwortete eine andere Stimme darauf, „denn dieß ist das einzige Mittel, das zu Deiner Verfügung steht, um die Befürchtungen zu beschwichtigen, die Dir die Gegenwart dieses Menschen verursacht. Noch weiß er Nichts, aber er kann Alles herausbringen, ein Wort von Dir, das er auffinge, eine Bewegung, ein Vorfall, wie der in der lezten Nacht, zu dessen Zeugen ihn der Zufall machte, würden ausreichen, um Dich zu verrathen! er muß sterben!“

Indem er sich mehr und mehr diesem Gedankengang hingab, den wir wiederzugeben versuchten, war Brucourt an einen kleinesn Schrank getreten, der nur mit Hilfe eines ihm allein bekannten Geheimnisses geöffnet werden konnte. Er verwahrte darin sein baares Geld, seine Papiere, Familien-Dokumente und einige andere, ihm werthvolle Gegenstände. Er öffnete es. In einer der Schubladen lagen die verschiedensten Waffen und darunter jener Dolch, den er ehemals bereits in der Krim bei sich geführt hatte und dessen Gegenstück auf dem Grunde der Rhede von Havre ruhte, bis an den Griff in die Brust des Matrosen Bucaille versenkt. „Seit dem Verbrechen, sagte er sich, hat Niemand diese Klinge in meinem Besiz gesehen.“ Er nahm sie heraus. Plözlich kam ihm eine neue Erinnerung in den Sinn. Seine Tochter hatte ihm gesagt: „Wenn ich Daniel verlieren sollte, so würde ich sterben“.

„O! Warum muß sie gerade diesen jungen Mann lieben, den ich hasse, weil sein Anblick mir stets jene gräßlichen Szenen ins Gedächtniß zurückruft?“ Er dachte eine Weile nach, mit verstörtem Blick und traurigem Gesicht, um einen Ausgang aus diesem Labyrinth von Schandthaten zu suchen, in das er immer tiefer eindrang, und in dem er sich immer unrettbarer verirrte. „Meinetwegen! So mag sie ihn heirathen, ich habe nichts dagegen“, tröstete er sich. „Ich werde den Sergenten tödten, indem ich mich dabei so einrichte, daß man an einen Selbstmord glaubt. Er wird nie mehr erwachen, und Daniel wird nichts hören; denn ich habe jedem von ihnen eine Dosis Opium gegeben, die ihn bis zum Morgen regungslos machen muß.“

Es schlug 2 Uhr. Er zog seine Schuhe aus, zündete eine kleine silberne Laterne an, ein Meisterstück der Goldarbeiterkunst, die für gewöhnlich dem Kamin zum Schmuck diente, öffnete die Thür leise und befand sich auf dem Korridor, der die sämmtlichen

Zimmer verband. Hier blieb er stehen, um zu horchen — kein Geräusch war zu hören. Zur größeren Sicherheit ging er noch nach dem andern Ende des Flurs, erst zu dem Zimmer seiner Tochter, dann zu dem von Lisbeth, aber nirgends ließ sich irgend welches Geräusch vernehmen. Die Dienerschaft wohnte im Erdgeschoß. Hierüber beruhigt, erstieg er die alte Wendeltreppe, die nach der Wohnung seiner Gäste führte; auf jeder Stufe machte er eine Pause und hielt den Athem an, um zu lauschen. Als er sich vor der kleinen Thür befand, die in Jabin's Zimmer führte, da hämmerte ihm das Herz in der Brust mit solcher Gewalt, daß es ihm den Eindruck machte, als müsse dasselbe einen großen Lärm verursachen; kalter Schweiß badete seine Glieder und sein Blick war wie der eines Verrückten. Leise, aber mit fester Hand öffnete er und befand sich, ohne daß er sich über seine weiteren Bewegungen hätte Rechenschaft geben können, vor dem Bett des Sergenten. Jabin schlief den tiefen, schweren, fieberhaften Schlaf, wie er auf die Trunkenheit folgt; ein in seiner Nähe abgefeuerter Kanonenschuß würde ihn nicht erweckt haben. Brucourt hielt ihm die Laterne dicht vor die Augen, um sich von seiner Unbeweglichkeit zu überzeugen. Dann den Dolch in die linke Hand nehmend, in welcher er auch die Laterne hielt, schlug er die Decke des Sergenten zurück und schob dessen Hand derartig zur Seite, daß ein Theil der Brust nun freilag. „Auf diese Weise“, dachte er, „wird man sehen, daß er sich selbst getödtet hat und, daß es ihm darauf angekommen ist, sich nicht zu fehlen.“

Nachdem Dieß geschehen, faßte er den Dolch wieder mit der rechten Hand und mit einer Art von Wuth, die ihn völlig blind machte, hob er den Arm. Dieser Arm aber senkte sich nicht herab; denn plözlich fühlte er sich am Handgelenk ergriffen. Zu gleicher Zeit wurde ihm seine Waffe aus der Hand gerungen. Ein dumpfer Schrei, ein Schrei des Schreckens zugleich und des Zornes, drang aus seiner Kehle hervor, und er drehte sich um, bereit zu tödten, oder sich tödten zu lassen. Da stand er wie versteinert, betäubt, fast närrisch vor Entsetzen; denn wen sah er vor sich? — seine Tochter! Keines Wortes fähig, blieb er wie festgewurzelt auf derselben Stelle, mit verstörtem Blick, ähnlich dem eines Stumpfsinnigen vor sich hinstarrend. Als er eben die Ausführung seiner neuen Unthat vorbereitet hatte, da hatte er Alles vorher gesehen,

über Alles nachgedacht, Alles überlegt, Alles, ausgenommen diese einzige Möglichkeit, daß er gehört werden könne, daß man ihm folgen könne, und daß die, welche ihn hörte, ihn entdeckte und verfolgte, seine Tochter seyn werde! Indessen war es trozdem eine unbestreitbare Wirklichkeit. Seit etwa fünf Minuten beobachtete sie sein Thun, nachdem sie ihn in dem Augenblick überrascht, als er sein Ohr lauschend an die Thür desjenigen Zimmers gedrückt hatte, in welchem er sie selbst schlafend wähnte. Sie hatte ihn mit sicherem und doch zugleich vorsichtigem Schritt vorbeigehen sehen, mit einer Laterne in der einen und einem Dolch in der anderen Hand. Erstaunt und erschrocken, im Herzen von düsteren Vorahnungen gepeinigt, hatte sie beschlossen, ihm zu folgen und sich immer im Schatten gehalten bis zu dem Zimmer Jabin's, das sie noch rechtzeitig erreicht hatte, um den mordbereiten Arm aufzuhalten, der ein neues Opfer fällen wollte. Jezt stand sie vor ihm von Schrecken und Entsetzen gepackt, in ihrer krampfhaft geschlossenen Hand den Dolch haltend, den sie ihm zu entreißen die Kraft besessen hatte. Für Brucourt, der ebenso erzürnt, als erschreckt, sogleich die Wirklichkeit erkannte handelte es sich darum, wie er sich aus dieser ungeheueren Verlegenheit herausziehen, wie er seiner Tochter beweisen könne, daß er kein Mörder sei. Der ganze Vorfall hatte kaum eine Minute in Anspruch genommen. Er mußte ihn durchaus erklären, wenn er sich nicht ewiger Schmach in den Augen des unschuldigen, reinen Kindes aussetzen wollte, an dessen Achtung und Verehrung ihm so unendlich viel gelegen war. Sie selbst kam ihm dabei zu Hilfe. Inmitten ihrer Angst und ihres Schmerzes erinnerte sie sich plözlich der unnatürlichen Erregtheit, die sie am Tage vorher bei ihrem Vater bemerkt hatte.

„Der Unglückliche!“ sagte sie. „Er ist von Sinnen!“

Diese Worte wurden seine Rettung. Bisher war er Verbrecher gewesen, jezt wurde er Schauspieler; jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte bewies eine Kaltblütigkeiti, die es ihm möglich machte, so zu handeln, daß seine Tochter glauben müsse, er leide unter einer momentanen Geistesstörung. Er bedeckte die Augen mit der rechten Hand und murmelte: „Wo bin ich?“

Dann plözlich in Schluchzen ausbrechend und herzzereißende Seufzer ausstoßend, sagte er: „Unglück, Unglück über mich! Mein Kopf verwirrt sich. Ich war im Begriff, einen Menschen zu tödten.“

Im Grunde ihres Herzens dankte Renée dem Himmel. Dieses Wiederzusichkommen bewies ihr, daß, wenn ihr Vater wirklich auf eine Zeit lang den Verstand verloren habe, er dennoch nicht unheilbar sei. Sie näherte sich ihm leise, faßte seinen Arm und ihn aus dem Zimmer fortziehend, — sie fürchtete, Jabin möge erwachen — bat sie ihn mit liebevoller zärtlicher Stimme: „Komm, lieber Vater, komm!"

Sie gingen die Treppe wieder hinab, auf der sie gekommen waren, er auf den Arm des jungen Mädchens gestüzt und sie, ihn mit einer Sorglichkeit führend, als fürchte sie, sie möchten auf ihrem Wege irgend einen Gegenstand finden, der seine Wuth von Neuem anfachen könne. Er zeigte sich gelehrig wie ein Kind und ließ sich geduldig in sein Gemach zurückleiten, dessen Thür Renée hinter ihnen schloß. Dann sank er auf einen Fauteuil und brach in Thränen aus.

„Es ist entsezlich!" stöhnte er. „Ich hatte einen fürchterlichen Traum, und unter dem Drucke dieses Alps, der durch das Erwachen nicht von mir genommen wurde, wäre ich meiner krankhaften, verwirrten Einbildungskraft folgend, fast zum Mörder geworden."

„Beruhige Dich, lieber Vater," unterbrach ihn Renée, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang.

Sie mit einer ruhigen Bewegung entfernend, sagte er: „Gott möge Mitleid mit uns haben, mein Kind! Als Du mich eben überraschtest, da war meine Vernunft umnachtet; sie ist mir durch den Schrecken wiedergekehrt, aber ich flöße mir selbst Furcht ein. Schon in den vergangenen Nächten habe ich ähnliche Zufälle erduldet, aber sie trieben mich nicht so weit, meinen Arm zu bewaffnen, mein Zimmer zu verlassen und das Leben eines Mitmenschen zu bedrohen. Wenn sich diese Zufälle noch wiederholen sollten — —."

„Ich werde über Dich wachen, mein Vater! Auch solltest Du einen Arzt befragen."

„Nein, nein," wehrte Brucourt lebhaft diesen Vorschlag ab; „man würde sofort das Gerücht verbreiten, ich hätte den Verstand verloren. Wache Du in der Nacht über mich, schließe mich in meinem Zimmer ein, wenn es nöthig seyn sollte, und dieser fürchterliche Zustand wird allmälig nachlassen."

„Was für einem Gefühl gehorchtest Du denn, als Du im

Begriff standest, diesen Fremden zu tödten?" fragte Renée ihren Vater, als sie denselben völlig ruhig sah.

„Weiß ich es denn selbst? Ich kann mich auf Nichts mehr besinnen, weder was ich zu thun beschlossen hatte, noch was ich auszuführen im Begriff stand. Ich sah und hörte Nichts, vielleicht schlief ich noch und handelte nur als Nachtwandler; ich kam erst da wieder zur Besinnung, als Du mir die Waffe entrissen hattest."

„Und jezt?"

„Jezt habe ich meine Ruhe wieder erlangt und glaube, daß ich bis zur nächsten Nacht Nichts zu fürchten haben werde. Die Krisis ist vorüber, und Du kannst Dich ruhig schlafen legen."

Eine geheime Stimme rieth Renée, ihn nicht allein zu lassen. „Nein, lieber Vater, ich werde Dich nicht verlassen", sagte sie. „Geh' nur zu Bett, ich werde mich auf das Sopha in Deinem Ankleidekabinet legen, um Dir nahe zu seyn."

„Es ist überflüssig, liebes Kind, ich kenne mich; jezt ist Alles vorüber."

Renée bestand darauf, ihm nahe bleiben zu wollen, aber er bestand nicht weniger darauf, daß sie sich zurückziehe, und sie mußte gehorchen. Die Seele von Schmerz zerrissen über Das, was sie erlebt und was noch zu befürchten stand, kehrte sie in ihr Zimmer zurück, wo sie nicht daran dachte, sich der Ruhe hinzugeben, die ihr so nothwendig gewesen wäre. Gegen Morgen erst senkte sich der Schlaf auf ihre Augenlider, die sich dagegen so lange gesträubt hatten, nieder, und sie schlief vor Ermattung ein. Als seine Tochter sich entfernt und er ein Geräusch im Thürschlosse gehört hatte, das ihm bewies, daß sie ihn aus Vorsicht, um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern, eingeschlossen, da brach er in Schmähungen gegen sich selbst los. „Dreifacher Thor! Ungeschickter, der ich war! Es lohnte wohl der Mühe, einen vollständigen Plan zu machen, um mich dann wie einen gewöhnlichen Mörder ertappen zu lassen, mich in die Nothwendigkeit zu bringen, in den Augen meiner Tochter als verrückt zu gelten, um sie daran zu verhindern, daß sie die Wahrheit merke! Was soll ich jezt machen?"

Diese Frage fand ihn unruhig, furchtsam und unentschlossen. Den Mordplan, welchen er gegen Jabin geschmiedet hatte, konnte er nun nicht mehr ausführen, denn seine Tochter mußte sofort vermuthen, daß er allein der Urheber des Mordes gewesen sei.

Mehrere Stunden verbrachte er in peinvoller Ungewißheit. Endlich nach langem Ueberlegen und nachdem er die Sachlage von allen Seiten betrachtet hatte, hielt er den einzigen Entschluß fest, der sich ihm bot: Jabin am Leben lassen, aber so weit, als immer möglich von ihm entfernt bleiben! Die Heirath zwischen Daniel und Renée beeilen, derart, daß, wenn der Sergent wirklich dazu käme, Bedacht zu schöpfen, Daniel ein Interesse daran habe, vor dem Manne, der ihn erzogen, und vor sich selbst den Vater seiner Gattin zu vertheidigen. „Wenn mich je," so überlegte er, „ein Wort oder eine Bewegung verriethe, wenn dieser Mensch, dessen Scharfsinn ich fürchte, seinen Fuß jemals auf die Spur der Wahrheit setzen sollte, so wird mein Schwiegersohn meine Vertheidigung übernehmen, und wo könnte ich einen besseren Anwalt finden, als ihn?"

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, suchte er sein Lager auf, fast glücklich über diese Lösung der Verwickelung, die ihm ein neues Verbrechen erspart hatte, und verwundert darüber, daß er sie nicht schon früher gefunden habe. Indessen spät ist immer noch besser als gar nicht. Eine Sache beunruhigte ihn aber doch, nämlich, daß seine Tochter glauben müsse, er leide an Anfällen von Geistesstörung. „Pah!" tröstete er sich, „in Zukunft werde ich mich in ihrer Gegenwart immer sehr sanft und sehr ruhig zeigen, dann wird sie bald zu der Ueberzeugung kommen, daß meine vorgeschützte Tollheit nur ein vorübergehender Anfall gewesen ist."

Nach dieser Richtung hin beruhigt, — so glaubte er wenigstens, — versuchte er zu schlafen, aber der Schlaf weigerte sich, seine Augen zu schließen, wenn er sich auch sehr ermüdet fühlte. Gräßliche Erscheinungen umgaukelten fortwährend sein Lager, und erst der anbrechende Tag konnte diese Visionen, die Ausgeburten einer krankhaft erregten Phantasie, bannen. Gegen sieben Uhr hörte er, noch im Bett liegend, die Thür seines Zimmers sich leise öffnen. Es war Renée, die vorsichtig hereingeschlichen kam, um ihren Gefangenen zu befreien, damit der Kammerdiener, der jeden Morgen nach den Befehlen des Herrn Baron fragte, nicht merken sollte, daß sein Herr eingeschlossen gewesen sei.

„Du schläfst nicht, lieber Vater?" fragte sie, als sie sah, daß Brucourt sie mit traurigem Lächeln anblickte.

„Ich kann es mir nicht vergeben, daß ich Dir habe einen so

großen Kummer bereiten können. Mein armer Liebling! Dein Gesicht und Deine Augen tragen deutlich die Spuren davon!"

„Du warst ja nicht schuld daran!"

„Aber jezt ist Alles vorüber, glaube mir! Ich fühle mich besser, bedeutend besser! Aehnliche Vorfälle werden nicht wieder vorkommen!"

„Bist Du Dessen ganz sicher?"

„Vollständig sicher! Gerade die Heftigkeit der Krisis, die ich in dieser Nacht habe durchmachen müssen, hat mich geheilt."

„Möge der liebe Gott Dich hören, mein Vater!" antwortete Renée. Aber an der Art und Weise, wie sie diese Worte aussprach, war es leicht zu sehen, daß sie seine Ueberzeugung nicht theilte, sondern daß sie von jezt an ihren Vater für einen Kranken ansah, dessen zerrüttete Gesundheit die aufmersamste und hingebendste Pflege erforderte. Daher auch der heroische Entschluß, zu dem sie sich durchgerungen, und den der Leser bald erfahren wird.

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als Daniel erwachte. Er hatte sehr fest geschlafen, und der Kopf war ihm schwer. Indessen fiel es ihm nicht ein, weiter an dieses leichte Mißbehagen zu denken, das er der Länge seines Schlafes zuzuschreiben geneigt war. Auch hatte er gänzlich die Erinnerung verloren an die fast blizartige Schnelligkeit, mit der Jabin und ihm am Abend vorher die Augen zugefallen waren, unter der Herrschaft einer Schlaftrunkenheit, ähnlich derjenigen, welche der Rausch erzeugt. Im Kamine brannte schon ein gutes Feuer. Matt schien die Sonne durch die noch feuchten Fensterscheiben und erhellte das Innere des Zimmers mit dem trüben Licht eines nebligen Tages; es war ein Wetter, wie es die Vorzüge einer behaglichen, warmen Behausung doppelt schätzen lehrt. Daniel fühlte sich namenlos glücklich. Die gemalten Nymphen auf den Tapeten lächelten ihm zu und schienen ihn necken zu wollen; er fand sie reizend, aber natürlich mit Renée nicht zu vergleichen. Behaglich trank er die Chokolade, die ein Diener noch während seines Schlafes ihm vor das Bett gesezt hatte; dann erhob er sich, kleidete sich langsam an und trat an eines der Fenster. Vor seinen Augen breitete sich der Park aus mit seinen bereiften Grasplätzen, seinen dichten Gruppen von Linden und Sykomoren, von Lärchen- und Pappelbäumen, auf deren Aesten der Rauhreif das Blätterwerk ersezt hatte, das von

den Herbststürmen entführt war. Diese Blätter sah man hier und dort zu Haufen zusammengeharkt; von Zeit zu Zeit strich eine vom Meer kommende Brise über sie hin, trieb einen Theil der Blätter in die Höhe und führte sie in wildem Wirbel weit fort. Als Daniel diese winterliche, melancholische Landschaft betrachtete, sah er Jabin mit einer Flinte auf der Schulter im Hintergrunde über einen der freien Plätze schreiten. „Er ist früher aufgestanden, als ich," dachte er; „gewiß möchte er noch vor dem Frühstück ein Kaninchen im Park schießen."

Darauf wandte er sich nach dem Kamin zurück, um noch einen Blick in den darüber befindlichen Spiegel zu werfen. Er fand sich sehr bleich und konnte nicht umhin, die Beobachtung zu machen, daß ihm zu langes Schlafen nicht bekomme. Dann ging er hinab mit der Hoffnung, Renée schon zu treffen, denn er sehnte sich sehr danach, sie zu sehen. Aber er traf nicht Renée auf seinem Wege, sondern Lisbeth; sie saß auf der obersten Treppenstufe und anscheinend unempfindlich gegen die Kälte, schien sie, die Ellenbogen auf die Kniee und den Kopf in die Hände gestüzt, in sehr ernste Gedanken vertieft.

„Was machen Sie denn hier, Fräulein?" fragte Daniel erstaunt.

„Ich wartete darauf, Herr Daniel, daß es Ihnen gefallen möge, Ihr Zimmer zu verlassen."

„Zu welchem Zwecke aber?"

„Ich hatte mit Ihnen zu sprechen."

„Konnten Sie da aber nicht eintreten, oder mir Das durch Jabin sagen lassen, was Sie mir da eben mittheilen?"

„Herr Jabin ist auf die Jagd gegangen, ohne daß ich ihn vorher gesehen habe, und in Ihr Zimmer wollte ich nicht gehen, weil ich fürchtete, ich würde Sie im Schlafe stören. Uebrigens hat Das weiter nichts zu sagen, denn jezt sind Sie ja da."

„Ich bin begierig, zu hören."

Lisbeth näherte sich ihm, und indem sie sich auf die Fußspitzen erhob, so daß ihre Lippen sich dicht an dem Ohre des jungen Mannes befanden, sagte sie mit geheimnißvoller Miene: „Fräulein Renée läßt Sie bitten, sich sobald als möglich bei ihr im Salon einzufinden und ihrem Vater so lange aus dem Wege

zu gehen, bis Sie sie selbst gesprochen haben. Es ist sehr wichtig, sehr wichtig, sehr wichtig!"

„Wissen Sie? . . ."

„Nichts. Ich habe meine Bestellung ausgerichtet, das Uebrige geht mich nichts an. Erlauben Sie, daß ich jezt in mein Zimmer gehe, denn ich fühle mich wie ein Stück Eis."

Nach diesen Worten entfernte sie sich, ohne daß ihr Gesicht und ihre Sprache Daniel verrathen hätte, ob die wichtigen Dinge, die ihm Renée mitzutheilen habe, angenehm seien oder nicht. Eilig stieg er die Treppe hinab, ebensowohl, um dem Baron nicht zu begegnen, als auch, weil er dringendes Verlangen darnach trug, sein geliebtes Mädchen wiederzusehen. Er kam vor dem Salon an, öffnete die Thür, trat ein, schloß sie hinter sich, sah Renée sich entgegeneilen und hörte sie sagen: „Endlich bist Du da!"

„Du hast nach mir gefragt, Du Geliebte meines Herzens?"

Indem er diese Frage an sie richtete, sah er sie an und wurde von Staunen und Traurigkeit ergriffen, als er das junge Mädchen, das er am Abend vorher so freudestrahlend verlassen hatte, niedergeschlagen, geknickt wie eine schöne Lilie, die der Sturm berührt hat, und die Augen mit Thränen gefüllt wiederfand. Er fühlte ein Unglück herannahen.

„Bist Du muthig?" fragte sie ihn mit zitternder, gebrochener Stimme, und als müsse sie sich gewaltsam dazu zwingen, diese Worte auszusprechen, die das Herz Dessen mit Schmerz erfüllen mußten, den sie so innig liebte.

Er konnte kein Wort hervorbringen. So fuhr sie denn fort: „Wenn Du in diesem Augenblick erfahren müßtest, daß ich in dieser Nacht eine Entdeckung gemacht hätte, die ein Hinderniß zwischen uns schafft . . ."

„Hast Du wirklich eine solche Entdeckung gemacht?"

„Ja," versezte sie tonlos.

Der Arme wurde so weiß wie die Wäsche, die er trug. Er blickte seine Verlobte mit entsezter Miene an; aber sie schien es nicht zu bemerken, ihre Augen waren auf den Boden geheftet, als befände sich dort der Ursprung ihres Unglücks. Eine Minute lang verharrten sie Beide schweigend.

„Habe Mitleid und erkläre Dich deutlicher!" rief dann plözlich Daniel. „Wie! Gestern Abend habe ich Dich ruhig, ver-

trauensvoll, glücklich und im Besiz der Einwilligung Deines Vaters verlassen! Und heute am Morgen!... Ich kann es nicht glauben! Erst sage mir, was ist es für ein Hinderniß? Wer hat es uns in den Weg geworfen? Hat der Baron seinen Entschluß geändert?"

Renée verneinte durch ein Zeichen.

„Nun, dann..." nahm Daniel, außer sich, wieder das Wort.

„Daniel", unterbrach sie ihn, „ich habe nicht gesagt, daß dieser hindernde Umstand, von dem ich sprach, und dessen Ursache ich Dir nicht enthüllen darf, feststehe. Das wäre entsezlich; eine so grausame Prüfung haben wir nicht verdient. Was ich Dir mittheilen wollte, was mir das Herz zerreißt, und was auch das Deinige zerreißen wird, ist, daß unser Glück um mehrere Monate, vielleicht sogar um mehrere Jahre aufgeschoben werden muß."

„Aber aus welchem Grunde?"

„Ich bitte Dich dringend, frage mich nicht, denn ich darf Dir nicht antworten."

„Wie? Muß zwischen uns nicht Alles gemeinsam seyn, Leid sowohl wie Freude? Ein Unglück trifft uns gleichmäßig, und Du wolltest mich in Unkenntniß über dessen Grund, über seinen Urheber lassen?"

Renée schwieg.

„Du siehst es wohl ein", fuhr Daniel fort, „daß Du mir die ganze Wahrheit enthüllen mußt." Als er sie noch zaudern sah, fügte er hinzu: „Willst Du mich denn glauben lassen, daß Du mich nicht mehr liebst?"

Renée eilte auf ihn zu, ergriff seine Hände und murmelte: „Armer Liebster! Dich nicht mehr lieben! Hätte mich nicht die Hoffnung aufrecht erhalten, daß ich einst Dein Weib werden würde, dann wäre ich in dieser Nacht gestorben."

„Was ist denn nur passirt?"

Sie überlegte einen Moment, dann sagte sie bewegt: „Mein Vater hat einen erschreckenden Anfall von Tollheit gehabt! Ich hätte es Dir wohl eigentlich verschweigen müssen, aber mein Herz strömt über; es würde mich erstickt haben. Siehst Du jezt ein, daß ich Dir noch nicht angehören darf?"

„Dauert der Anfall noch fort?" fragte Daniel, von Schreck erfüllt, dazwischen, ohne das Ende des Satzes abzuwarten.

„Glücklicherweise nicht. Er war nur von kurzer Dauer, aber wenn er sich wiederholte, wenn mein Vater den Verstand verlöre...“

„In diesem Falle, Renée, würdest Du mehr als je einen Beschützer nöthig haben, einen Gatten, und darum wollen wir unsere Heirath nicht aufschieben, sondern dieselbe im Gegentheil beschleunigen.“

Renée schlug die Hände zusammen und rief: „Aber wenn ich nun selbst auch den Verstand verlieren sollte! Weißt Du nicht, daß diese schreckliche Krankheit oft erblich ist?“

Daniel erbebte, nicht als ob er in Renée's Worten ein Argument gegen seine Liebe gefunden hätte, sondern weil er sein Herz stillstehen fühlte bei dem Gedanken, daß eine derartige Katastrophe seine heißgeliebte Braut treffen könne.

„Siehst Du wohl,“ sprach sie weiter, „wir müssen warten. Ich würde mich dem Glück, Dir anzugehören, nicht völlig hingeben können, so lange ich um das Schicksal meines Vaters, vielleicht auch um das meinige besorgt seyn müßte. Ich werde ihn zum Reisen bewegen und werde ihn dabei begleiten, und wenn seine Heilung vollendet ist, dann bin ich die Deinige.“

„Wenn sich nun aber das Uebel verschlimmert...“

„Dann werden wir unsere Entschlüsse fassen. In diesem Augenblick bitte ich Dich um einen Aufschub von einigen Monaten; unter irgend einem Vorwande werde ich meinen Vater bewegen, denselben anzunehmen, ohne daß er argwöhnen kann, daß es seinetwegen geschieht, aber unter der Bedingung, daß Du Dasselbe sagst, wie ich.“

„Was Du forderst, ist hart,“ versezte Daniel sanft, „aber es genügt, wenn Du mir nicht die Hoffnung nimmst, damit ich den Muth habe, geduldig auszuharren. Ich werde Dir gehorchen, Renée, ich werde warten; aber nicht wahr, Du versicherst, daß Du mich immer lieben wirst, was auch kommen mag?“

Er kniete vor ihr nieder; sie beugte sich zu ihm herab und sagte mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Ja, Daniel, ich schwöre es Dir! Aber dieser Eid war nicht nöthig, denn ich wiederhole es, Du machst mein ganzes Leben aus!“

Sie hatte ihm ihre Hände überlassen, und mitten in einer Erregung, die herzzerreißend und entzückend zugleich war, bei der die Thränen gleichen Antheil mit dem Lächeln hatten, war Renée

wie Schuz suchend an Daniel's Brust gesunken; während sie sich vor jeder Ueberraschung sicher glaubten, öffnete sich unvermuthet die Thür, die nach dem Park führte, und auf der Schwelle erschien ein Mann, der ihnen Beiden unbekannt war. Nach den Gesichtszügen zu schließen, konnte er noch nicht viel über 40 Jahre alt seyn. Er war von mittlerer Statur, stämmig, sogar ein wenig beleibt, einer von den Menschen, von denen man sagt: er wird korpulent werden. Seine Gesichtsfarbe war fahl, und in seinen Zügen lag eine gewisse Rohheit, die Backenknochen waren vorspringend und die Wangen stark roth gefärbt, die Stirn niedrig und gefurcht, die Augen waren klein und rund, von tiefem Grau, zuweilen leuchteten sie mit unheimlichem Glanz. Er trug seine rothen Haare ganz kurz geschoren, vielleicht um dadurch ein Paar auffallend kleine Ohren in günstigeres Licht zu setzen; ein voller Bart umrahmte das Gesicht, der wie ein Fächer bis auf die Brust hinabreichte, gekräuselt und glänzend, nicht etwa in Folge eines natürlichen Vorzuges, sondern weil ihn Brennscheere und Pommade stark bearbeitet hatten. Sein Mund war unter einem dicken Schnurrbart verborgen, dessen beide Enden in die Höhe ragten.

Die in Frage stehende Persönlichceit war elegant gekleidet; über ihrem Reiseanzug trug dieselbe einen weiten Pelzrock von feinem Tuch, mit blauem Fuchsfell gefüttert, ihre Hände steckten in Handschuhen, aber durch dieselben konnte man mehrere Ringe entdecken, deren Steine förmliche Vorsprünge bildeten. Nachdem der Eindringling die Thür geöffnet hatte, blieb er jählings stehen beim Anblick der Gruppe, die Daniel und Renée, aneinandergelehnt, bildeten; hastig nahm er seine sammetne Reisemütze ab und stotterte einige Worte der Entschuldigung, welche unser Paar nicht verstand. Daniel hatte sich zornig umgedreht und war einen Schritt auf den indiskreten Besucher zugegangen, während Renée beschämt darüber, daß man sie in den Armen ihres Verlobten überrascht habe, sich unwillkürlich zurückgezogen hatte, indem die Verwirrung deutlich auf ihrem Gesicht zu erkennen war. Das Schweigen währte indessen nicht lange, Daniel unterbrach es.

„Ich muß zugestehen, mein Herr," sagte er zu dem Unbekannten, „daß ich weder das Vergnügen habe, Sie zu kennen, noch das, zu wissen, wen Sie suchen. Da Sie nun aber einmal unversehens hier eingedrungen sind und Ihre Augen etwas gesehen haben, was

zu erblicken Sie ohne Zweifel nicht vermutheten, so ist es, um die Verlegenheit des gnädigen Fräuleins, die meinige und die Ihrige zu beenden, nothwendig, daß ich Sie darüber aufkläre, wo Sie sich befinden und wer wir sind. Sie sind im Schloß Brucourt, Das ist Fräulein v. Brucourt, mit Einwilligung ihres Vaters meine Verlobte, und ich bin der Graf Daniel v. Maldrée. Wir heirathen uns in drei Monaten."

Wenn er sich dem Unbekannten näher befunden hätte, so würde er auf dem Gesichte des Lezteren bei diesen Worten ein leichtes Zucken bemerkt haben. Aber Dieses Zucken entging ihm, einmal, weil die beiden Männer durch die ganze Breite des Salons von einander getrennt waren, und dann auch, weil, noch während er sprach, plözlich eine Stimme hinter ihm sagte: „Was? drei Monate! Ich hatte die Absicht, Euch gleich zu verheirathen!"

„In drei Monaten, wenn Sie es so erlauben, Herr Baron, ich stimme mit Renée in diesem Punkte völlig überein." Bei diesen Worten sah Daniel sie an und las deutlich die Dankbarkeit in ihren Augen.

„Jedoch," meinte Herr v. Brucourt, indem er eintrat. Er vollendete seinen Saz nicht, denn erst jezt erblickte er auf der Schwelle des Salons nach der Parkseite zu den unbekannten Besucher, der auf den Moment zu warten schien, wo man ihm Aufmerksamkeit schenken würde.

Wie festgenagelt blieb der Baron auf seinem Platze, als habe er einen Geist gesehen, und geraume Zeit verging, ehe er seine Kaltblütigkeit einigermaßen wiedergewonnen hatte. „Der Fürst Bedleben!" murmelte er. Und einige Schritte auf ihn zu machend, sagte er: „Sie hier, mein Fürst? Das ist ja eine reizende Ueberraschung!"

Er log unverschämt, denn er hätte den Fürsten lieber bei den Hindus oder Zulu-Kaffern gewußt. Bei dem Namen Bedleben erbebte Renée; sie erinnerte sich daran, daß ihr Vater am Abend seiner Ankunft diesen Mann als den Gatten genannt, den er ihr bestimmt hatte. „Ein Unglück geschieht niemals allein," dachte sie, von trüben Ahnungen erfüllt. „Nach demjenigen, das sich in der vergangenen Nacht ereignet hat, ist hier bereits ein neues."

Daniel, der jenen Namen nicht kannte, und dem derselbe da-

her auch keinerlei Besorgnisse einflößen konnte, war zuerst gleichgiltig geblieben; bald aber begriff er Renée's Unruhe und fing an, den Ankömmling als einen Feind zu betrachten. Unterdessen führte Brucourt nach einigen leise gewechselten Worten den Fürsten bis vor den Kamin, woselbst er ihn vorstellte und seiner Tochter und Daniel's Namen nannte, ohne auf ihre zukünftige Heirath irgend welche Anspielung zu machen.

„Ich war nicht auf Ihren Besuch vorbereitet, mein Fürst", sagte er dann.

„Ich wollte Sie überraschen", sagte dieser, dessen Blick zu Daniel's großem Aerger fortwährend auf Renée ruhte. „Ich war gerade in Paris und erinnerte mich daran, daß Sie mich einst eingeladen, bei Ihnen zu jagen; so fuhr ich denn mit der Eisenbahn bis Caën und nahm dort einen Postwagen, der mich in zwei Stunden an den Fuß Ihres Plateaus brachte. Da mich fror, so beschloß ich, den Hang zu Fuß zu ersteigen, und bin auf diese Weise noch vor meinem Wagen angekommen. Da kommt er übrigens eben."

In der That ließ sich jezt das Geräusch von Schellen hören, und eine schwere Berline, mit zwei starken normännischen Pferden bespannt, fuhr am Schlosse vorüber nach den Ställen zu. Brucourt seinerseits wünschte den Fürsten, wie gesagt, zu allen Teufeln, aber er war zu höflich, um nicht gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Außerdem hatte er früher geträumt, seine Tochter als Fürstin zu sehen, und hatte diesen Plan nur widerwillig und fast gezwungen aufgegeben; darum war er vielleicht nicht böse, den Fürsten selbst erscheinen zu sehen, um den Chancen, die Daniel hatte, sein Schwiegersohn zu werden, das Gleichgewicht zu halten. Jedenfalls verrieth er in seiner Redeweise keine Spur von schlechter Laune.

„Ich bin entzückt über Ihren Entschluß, mein Fürst," sagte er, „und ich rechne darauf, Sie einige Tage hier zurückzuhalten."

„Es würde mir unangenehm seyn, wenn ich störte," warf jener ein, indem er erst Renée und dann Daniel anblickte.

„Das Schloß ist geräumig, der Tisch groß, und wenn Sie die Kälte, der Schnee und unsere rauhen Seewinde nicht erschrecken ...."

Der Fürst antwortete durch ein Lächeln auf die liebenswürdigen Worte. Dann näherte er sich der Glasthüre, durch die er ein-

getreten war, und blickte einen Augenblick auf das Thal hin, das man von hier aus übersehen konnte.

„Sie müssen hier ganz nahe am Meere wohnen," sagte er plözlich.

„Auf einige Kilometer."

„Warum haben Sie Ihr Schloß nicht so bauen lassen, daß man das Meer sehen kann? Man hätte dann einen noch großartigeren Anblick gehabt, als diesen hier."

„Zuerst muß ich Ihnen sagen, mein Fürst, daß ich nicht der Erbauer dieses Schlosses bin, das schon sehr alt ist, sondern, daß ich es nur besitze, wo und wie ich es vorgefunden habe."

„Dagegen läßt sich freilich Nichts sagen."

„Aber ich füge hinzu, daß ich es nicht gekauft haben würde, wenn es ganz nahe am Strande des Ozeans gelegen hätte, denn ich habe seit einem Unfall, dessen Opfer ich bei einem Haare geworden wäre, einen Abscheu vor dem Meer."

„Oh, erzählen Sie doch."

„Ich thue es nicht gern," sagte Brucourt, lebhaft von schmerzlichen Erinnerungen bewegt; „warum traurige Ereignisse auffrischen?"

Bei dieser Aeußerung sah der Fürst sein Gegenüber mit einem seltsamen Ausdruck an, der den Lezteren erzittern machte. Uebrigens bestand Bedleben nicht darauf, ihm eine Mittheilung zu entreißen, die ihm Schmerz zu bereiten schien. Während die beiden Männer sich so unterhielten, waren Daniel und Renée am anderen Ende des Raumes geblieben. Als sie den Fürsten und Herrn v. Brucourt in ein Gespräch vertieft sahen, näherten sie sich einander, und ohne sich ihre Befürchtungen mitgetheilt zu haben, schlossen sie sich ganz an einander, als befänden sie sich einer Gefahr gegenüber.

„Wer ist denn Das?" fragte Daniel leise.

„Mein Geliebter, eben habe ich Dich gebeten, in einen Aufschub unserer Heirath zu willigen," entgegnete sie ebenfalls in gedämpftem Ton.

„Gewiß, und ich habe Dir meinen Gehorsam bewiesen."

„Ich kannte Dich ja. Jezt aber muß ich meine Meinung ändern, und wenn die Bedenklichkeiten, die mir meinen Entschluß eingaben, fortfahren, Dir übertrieben zu scheinen, so willige ich jezt ein, daß unsere Vereinigung so bald als irgend möglich stattfindet."

Daniel's Gesicht drückte seine Ueberraschung und Freude aus. Aber in noch leiserem Tone sprach sie weiter: „Laß uns über unser Glück wachen, Daniel; dieser Mann ist gekommen, um Dir meine Hand streitig zu machen."

„Wie?"

„Komm, mein lieber Freund, ich will Dir Alles erzählen." Sie entfernte sich verstohlener Weise, und er folgte ihr.

Als Daniel und Renée verschwunden waren, wandten sich der Fürst Bedleben und Herr v. Brucourt von der Glasthür ab und schritten nach dem Kamin zurück. Das bis dahin undurchdringliche Gesicht des Fürsten hellte sich auf und drückte die lebhafteste Genugthuung aus.

„Endlich kann ich reden," dachte er.

Und laut sagte er, sich mit dem Rücken gegen den Kamin lehnend: „Sie werden nicht von mir erwarten, Baron, daß ich Ihnen meine Glückwünsche ausspreche, oder daß ich Ihnen besondere Freude bezeuge."

„Was meinen Sie damit?"

„Daß ich Grund habe, über Ihr Verfahren erstaunt zu seyn."

„Welches Verfahren?" fragte Brucourt nicht ohne Verlegenheit.

„Ahnen Sie es nicht? Vor drei Tagen habe ich in Paris die Ehre gehabt, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, und Sie haben mir dieselbe zugesagt. Nun komme ich hier an, und welches ist die erste Neuigkeit, die ich erfahre? Daß Sie über Fräulein v. Brucourt verfügt haben, nicht etwa zu meinen Gunsten, sondern zu Gunsten des Herrn v. Malbrée. Ich wiederhole, daß ich außer Stande bin, Sie dafür zu beglückwünschen."

Nach diesen Worten glaubte der Fürst seine Stellung ändern zu müssen; er entledigte sich seines Pelzrockes, nahm auf einem Sessel Plaz und schien, mit seiner Uhrkette spielend, darauf zu warten, daß Brucourt sich rechtfertigen werde. Dieser überlegte und blieb einige Augenblicke die Antwort schuldig. „Hören Sie mir ohne Zorn zu, mein Fürst," hob er endlich an.

„Wie Sie sehen bin ich vollkommen ruhig," versezte Bedleben kalt.

Brucourt fuhr fort: „Es ist wahr, daß ich Ihnen die Hand meiner Tochter zugesagt habe."

„Sie leugnen es also nicht, Das ist schon etwas werth!"

„Nein, ich leugne es nicht; ich hatte sogar mein Wort gegeben, aber Das geschah unter einer Bedingung."

„Welcher?"

„Daß meine Tochter dieser Wahl beistimme, die ich für sie getroffen."

„Hat sie sich geweigert?"

„Als ich vorgestern hier ankam, da erfuhr ich, wie Sie es eben auch erfahren haben, daß Renée sich diesem jungen Manne, den sie liebt, versprochen habe. Ich habe meiner Tochter stets gestattet, nach ihren Entschließungen zu handeln. Was konnte ich also thun?"

„Ihr Das mittheilen, was wir verabredet hatten."

„Das habe ich gethan."

„Und was hat sie darauf geantwortet?"

„Daß das Verlöbniß, welches sie mit Herrn v. Maldrée, den sie liebe, eingegangen sei, das bedingungsweise Versprechen, das ich Ihnen gegeben, auflöse, daß sie sich von ihren Verlobten geliebt wisse, und daß sie sich niemals entschließen werde, einem Anderen anzugehören."

„Und Sie haben keinen Einspruch dagegen erhoben?"

„Was für einen Einspruch meinen Sie?"

„Sie Ihre Wünsche wissen zu lassen, ihr dieselben eindringlich machen."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich meine Tochter daran gewöhnt habe, stets die ihrigen erfüllt zu sehen. Uebrigens dachte ich, daß ein solcher Schlag Sie nicht allzugrausam treffe, sondern daß Sie denselben leicht verwinden würden."

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Fräulein v. Brucourt liebe?"

„Sie kennen sie ja noch gar nicht; vor wenigen Minuten haben Sie Renée zum ersten Mal gesehen."

„Was thut Das?" fragte der Fürst kurz. „Sie hatten mir ihr Bild gezeigt und mehr erzählt, als nöthig war, um sie mir werth zu machen. Ich liebe sie und werde sie keineswegs so leicht aufgeben, wie Sie es zu glauben scheinen."

Eine lange Pause des Schweigens folgte. Beide Männer schienen, jeder nach seiner Seite hin, in tiefes Nachdenken versunken.

„Nein, nein," nahm schließlich der Fürst das Gespräch wieder

auf, „ich verzichte nicht auf die Hoffnungen, die mir lieb geworden, und die Sie selbst ermuthigt haben.“

„Es gibt vielleicht ein Mittel, Alles in Ordnung zu bringen,“ versezte Brucourt.

„Welches Mittel ist Das?“

„Bis heute waren Sie ein Unbekannter für meine Tochter, und es war daher nicht zu verwundern, wenn sie jeden Anderen liebte, nur nicht Sie. Jezt aber sind Sie selbst da. Die Heirath, die wir vor Ihrer Ankunft beschlossen hatten, soll, wie Sie hörten, erst in drei Monaten stattfinden, und Das ist mehr Zeit, als Ihnen nöthig seyn wird, um Ihren Nebeubuhler auszustechen.“

„Aber Sie haben eine Verpflichtung eingegangen.“

„Das thut Nichts! Machen Sie, daß Sie geliebt werden, wenn Sie dieses Ziel erreichen, dann wird meine Tochter selbst den anderen Prätendenten entfernen und Ihnen den Vorzug geben.“

Fürst Bedleben senkte den Kopf und überlegte mit geschlossenen Augen, während Brucourt geduldig wartete, was für einen Entschluß jener fassen werde.

„Ich bin damit einverstanden!“ rief plözlich der Fürst. „Ich bin zwar vierzig Jahre alt, mein Rival kaum dreiundzwanzig; er ist schön, und meine Kosakenfigur ist nicht gerade geeignet, ein junges Mädchen schwärmerisch zu stimmen oder es zu verführen. Ueberdieß hält Jener das Heft in der Hand, während ich für den Augenblick stark ins Hintertreffen gedrängt bin, und dennoch verzage ich nicht, den Kampf aufzunehmen und dieses Herz zu erobern, das bereits einem Anderen gehört. Baron, eben noch wollte ich wieder abreisen; jezt bin ich entschossen zu bleiben, und erbitte mir zum Beweise Ihre Erlaubniß dazu.“

„Mit Vergnügen gebe ich sie.“

„Alle Mittel, die mir zu Gebote stehen, werde ich anwenden.“

„Gut, wenden Sie sie an.“

„Ich werde es dahin bringen, daß ich geliebt werde.“

„Um so besser. Wie ich Ihnen bereits mehrfach gesagt habe, würde ich entzückt seyn, Sie zum Schwiegersohn zu bekommen.“

Der Fürst erhob sich strahlend; seine kleinen Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanz. Als er sie jezt auf Brucourt richtete, schlug dieser die seinen nieder, indem er die Flamme dieses harten, kalten Blickes nicht zu ertragen vermochte. Er kannte den Fürsten

seit etwa zwei Jahren und hatte viel mit ihm verkehrt. Jener übte einen unleugbaren Einfluß auf ihn, und jedes Mal, wenn er ihn so anblickte, wie eben, empfand Brucourt ein Mißbehagen, ähnlich dem, das ihn jezt beschlich. Er fand in seinen ältesten Erinnerungen ein Auge, das dem des Fürsten glich, ohne daß er sich ins Gedächtniß zurückzurufen vermochte, an welchem Ort und bei welcher Gelegenheit er dasselbe angetroffen habe. Er hatte das Gefühl, als könne dieser Mann, den irgend ein alltäglicher Zufall seinen Lebensweg hatte kreuzen lassen, auf dem Grunde seiner Seele lesen und seine geheimsten Gedanken durchdringen. Ganz unwillkürlich, ohne zu wissen warum, begriff er, wie wichtig es für ihn sei, diese geheimnißvolle Persönlichkeit unter seine Freunde zu zählen, und zitterte bei dem Gedanken, daß er für den Fürsten je ein Gegenstand des Hasses oder der Verachtung werden könne. Er scheute sich vor ihm, weil er Alles von seiner Feindschaft fürchten zu müssen glaubte. Erkläre diese merkwürdige Empfindung, wer es vermag. Wir konstatiren sie hier, ohne gegenwärtig die Absicht zu haben, ihre Gründe zu untersuchen, die im weiteren Verlaufe dieser Erzählung an's Tageslicht kommen werden. Brucourt war froh, daß er Geschicklichkeit genug besessen, um dem Fürsten eine gewisse Genugthuung zu geben und ihm seinen guten Willen zu bezeigen. Bis zu diesem Punkt war die Unterhaltung der beiden Männer gediehen, als der Ton einer Glocke sich hören ließ.

„Man ruft uns zum Frühstück“, sagte Brucourt.

„Ich werde Ihrer Mahlzeit alle Ehre erweisen, Baron; denn ich reise seit Tagesanbruch und habe großen Appetit.“

Er stüzte sich vertraulich auf den Arm Brucourt's, der ihn nach dem Speisesaal geleitete. Als sie denselben betraten, langten auch Daniel und Renée, von Jabin gefolgt, von einer anderen Seite her daselbst an. Nachdem einige gleichgiltige Worte gewechselt waren, sezte man sich zu Tisch unter dem Druck einer allgemeinen Zurückhaltung, die der Baron troz aller Anstrengungen nicht zu beseitigen vermochte. Der Fürst aß mit Gier, weniger noch, um seinen beträchtlichen Appetit zu stillen, als um seine Gedanken zu verbergen. Er stand unter der Herrschaft einer Verwirrung, die alle seine geistigen Fähigkeiten in Anspruch nahm. Verschiedene Male versuchte er Renée anzublicken, in der Hoffnung, daß seine Augen denen des jungen Mädchen begegnen möchten;

aber sie behielt die ihrigen fortwährend niedergeschlagen. Zu gleicher Zeit fühlte er sich von Daniel und Jabin beobachtet, in denen er nur seine Feinde erblicken zu können meinte. Hierin täuschte er sich nicht, denn Daniel verabscheute ihn bereits, während Jabin, ruhig frühstückend, sich sagte: „Das ist ein Individuum, dessen Gesicht mir gar nicht gefällt; ich werde über dasselbe wachen."

Noch an demselben Tage kehrte Daniel, nachdem er zuvor eine kurze Unterredung mit Renée gehabt hatte, vom treuen Jabin begleitet, nach der Einsiedelei zurück. Da seine Wohnung nur wenige Kilometer von Brucourt entfernt war und der Weg nach dem Schlosse also jeden Tag mit Leichtigkeit zurückgelegt werden konnte, so wollte er nicht auf dem Schlosse wohnen, wo seine fortwährende Anwesenheit sich kaum genügend hätte rechtfertigen lassen. Es wurde indeß verabredet, daß er täglich kommen sollte, eben so sehr, um mit Renée zusammen zu seyn, als auch, wenn Das nöthig werden sollte, sich mit ihr über die zu ergreifenden Mittel zur Abwehr ihres gemeinsamen Feindes zu berathen. Dieser Feind war kein Anderer, als der Fürst. Liebende haben Vorempfindungen, die nicht täuschen. Renée wußte nichts von der Unterhaltung, die zwischen ihrem Vater und dem Ankömmling stattgefunden, aber es genügte ihr, den Lezteren zu sehen und zu wissen, daß er um ihre Hand angehalten habe, um die Absichten zu ahnen, die ihn beseelten. Was ihre Befürchtungen bestätigte, war, daß sie, auf ihren ersten Entschluß zurückkommend und den Baron um seine Beistimmung dazu bittend, daß ihre Heirath nicht, wie sie es selbst bestimmt hatte, erst nach einem Aufschub von drei Monaten, sondern nach einer kürzeren Frist gefeiert werden möge, ihren Vater der Erfüllung dieses Wunsches abgeneigt fand. Er gab ziemlich unwahrscheinliche Gründe für seine Weigerung an; es sei nöthig, daß er erst noch eingehendere Bekanntschaft mit Daniel v. Maldrée mache, er müsse ihn prüfen, er könne ihm nicht die Zukunft seiner Tochter anvertrauen, ohne seiner völlig sicher zu seyn und dergleichen mehr. Er fand denselben Aufschub jezt zu kurz, der nach einem früheren Ausspruch ihm zu lang gewesen war. Auf die förmliche Einwilligung, welche die Liebenden so glücklich gewesen waren von ihm zu erlangen, folgte jezt nach wenigen Stunden eine bedingungsweise Einwilligung. Renée ahnte, daß dieser schnelle Umschlag eine Folge der Ankunft

des Fürsten sei. Sie versprach Daniel, energisch zu streiten und in Nichts nachzugeben, aber dennoch bat sie ihn, er möge sich entfernen.

„Deine Abwesenheit," erklärte sie, „wird unserem Feinde mehr Freiheit der Bewegung gestatten. Er wird in Beziehung auf mich selbst besser handeln können, und bald werde ich auf die einfachste und sicherste Art seine Absichten erfahren. Was sich auch ereignen mag, zweifele nie an meinem Herzen; Du besitzest meine Liebe und meine Treue, und ich würde lieber sterben, als Dir den Eid brechen."

Daniel gehorchte. Er reiste ab voller Vertrauen, aber jeden Augenblick bereit zum Kampf, für den er sich um so mehr gerüstet fühlte, als ihn die unüberwindliche Macht der erwiderten Liebe stärkte. Am nächsten Morgen und ebenso die folgenden Tage kehrte er nach dem Schlosse zurück, aber allein, ohne Jabin. Dieser war nicht mehr in der Einsiedelei, sondern, hatte sich auf Grund folgenden Gespräches nach Paris begeben:

„Bevor wir den Kampf beginnen," hatte Daniel gesagt, „müssen wir für haltbare Waffen sorgen; wir müssen in Erfahrung bringen, was Das für ein Mensch ist, den wir bekämpfen wollen. Ich werde nach Paris gehen und dort Erkundigungen über ihn einziehen."

„Du willst nach Paris gehen," rief Jabin, „und ihm unterdessen hier völlig freie Hand lassen! Würde Das nicht sehr unvorsichtig gehandelt seyn?"

„Aber wie kann ich Das ändern? Wie soll ich, ohne fortzugehen, Das erfahren, was mir von so großem Interesse ist?"

„Indem Du mich an Deiner Stelle gehen läßt, um diese Auskünfte zu erhalten."

„Aber wirst Du sie auch finden können?"

„Ebenso gut wie Du, wenn nicht gar besser."

„Wie denn?" fragte Daniel.

Jabin schmunzelte vergnügt in seinen Schnurrbart hinein. „Ich habe mehr als ein Mittel, und das beste von allen ist die Hilfe eines meiner alten Regimentskameraden, der jezt als Agent im Dienste der Sicherheitspolizei steht. Für Burschen dieses Schlages gibt es keine Geheimnisse. Von ihm werde ich die ganze Lebensgeschichte des Fürsten erfahren, und wenn es in seiner Ver-

gangenheit, wie ich vermuthe, einen dunklen Punkt gibt, so werde ich binnen kurzer Zeit über Das orientirt seyn, was wir nöthig haben, um ihn mit Schande zu bedecken und ihn zu zwingen, sich zu entfernen."

Diese Worte hatten Daniel bestimmt, und Jabin war nach Paris gegangen. Während dieser Zeit sah Daniel Renée jeden Tag, aber sie konnte ihm Nichts mittheilen; sie hatte keinerlei Entdeckungen gemacht, die ihnen von Wichtigkeit seyn konnten. Den größten Theil seiner Zeit verbrachte der Fürst auf der Jagd, in Begleitung des Herrn v. Brucourt und einiger in der Nachbarschaft angesessener Edelleute, zuweilen ging er auch nach Caen, Trouville oder Havre. Renée sah ihn fast nur Abends, aber nie unter vier Augen, denn es gab fast immer Gäste im Schloß, indem der Baron dem Fürsten zu Ehren sich ein Vergnügen daraus machte, seine Freunde aus der Nachbarschaft um sich zu vereinigen. Dank dem Verkehr, der im Schlosse ununterbrochen herrschte, hatte das junge Mädchen keine Verfolgungen von Seiten des Fürsten zu erdulden. Er zeigte sich ihr gegenüber diskret, kalt und zurückhaltend, als warte er eine günstige Gelegenheit ab zum Beginne des Kampfes, vor dem sie sich scheute, wenngleich sie bereit war, ihn zu bestehen. Die Freiheit unseres Pärchens hatte somit durch die Ankunft des Fürsten nicht zu leiden gehabt; wie vordem konnten sie stundenlang sich ihrer gegenseitigen Gesellschaft freuen und Spaziergänge machen, so lange die Zeit es immer erlauben mochte. Nichts würde zu ihrem Glücke gefehlt haben, wenn sie von Herrn v. Brucourt die bestimmte Einwilligung hätten erlangen können, auf die sie noch immer warteten. Unterdessen kehrte Jabin nach einer Abwesenheit von fünf Tagen aus Paris zurück.

„Du wolltest Waffen haben, um Deinen Nebenbuhler zu bekämpfen, falls er Dir die Hand von Fräulein Renée streitig machen wolle. Ich bringe solche Waffen!"

Als Daniel ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Mein Freund, der Polizeiagent hat Wunder gethan. Zunächst ist dieser saubere Fürst ebensowenig Fürst, als ich es bin. Er ist russischer Unterthan, in der Krim geboren, und man hat Ursache, anzunehmen, daß Bedleben gar nicht sein richtiger Name ist. Gegenwärtig ist die Polizei mit der Nachforschung beschäftigt, wie er sich vordem nannte, ehe er in diese neue Haut schlüpfte. Was man sicher weiß

ist, daß er der Branntweinverpachtung in der Krim vorgestanden hat und eines schönen Tages in Frankreich auftauchte mit der Kasse, in welcher sich die an den russischen Staatsschaz abzuführenden Einnahmen befanden."

„Ein Dieb also!" schrie Daniel empört.

„So etwas Aehnliches. In Paris hat er abwechselnd mit Getreide, Zucker und Seide spekulirt; auch hat er an der Börse gespielt, und man glaubt, daß er eine Menge Geld erworben habe. Ich sage, man glaubt, weil ich es wohl für möglich halte, daß sein anscheinender Luxus irgend ein Loch verdeckt, das er zustopfen will, indem er die Mitgift des Fräulein v. Brucourt heirathet. Wie sich Das nun auch verhalten mag, jedenfalls ist es dem Menschen, man weiß nicht durch welche Mittel, gelungen, gerade in dem Augenblicke, wo die russische Regierung seine Auslieferung forderte, sein Naturalisationsattest zu erlangen, das man ihm auf den Namen des Fürsten Bedleben ausgestellt hat, und das ihn gegen jede weitere Verfolgung sicherte. Seine Geschichte ist allgemein bekannt; aber da er vorzügliche Diners gibt, ein prächtiges Hôtel, schöne Equipagen und reizende Maitressen hat, so haben ihm die Pariser, diese leichtsinnigen Tröpfe, viel verziehen."

„Es ist unmöglich, daß Herr v. Brucourt auch nur einen Augenblick daran gedacht haben kann, seine Tochter einem solchen Manne zur Gattin zu geben."

Jabin schüttelte den Kopf und sagte in betrübtem Ton: „Das eben ist das Traurigste in der Angelegenheit, aber der Fürst hat sich dessen gerühmt, daß ihm der Baron sein bestimmtes Versprechen gegeben habe, und doch mußte der Leztere dieses Mannes Geschichte wissen, die der ganzen Stadt bekannt ist."

Diese Enthüllung war unendlich schmerzlich für Daniel; diejenige, welche er liebte, einem Nebenbuhler, wer er immer seyn mochte, streitig zu machen, Das würde für ihn nichts gewesen seyn; denn wahre Liebe trozt allen Gefahren und überwindet sie in den meisten Fällen. Aber nachdem er diese Aufschlüsse erhalten, daß dieser Nebenbuhler ein abgefeimter Schurke sei, zugeben zu müssen, daß Renée's Vater dessen Mitschuldiger sei und in geheimnißvolle Schandthaten verwickelt, deren Preis ohne Zweifel die Hand seiner Tochter war, diese Entdeckung zerriß ihm das Herz.

„Wer sind denn nur diese Männer?" fragte er sich. „Gibt

es wohl zwischen ihnen einen Vertrag, der einen an den anderen bindet und der Herrn v. Brucourt verpflichtet, sein Kind zu opfern?"

Diese Frage drängte sich an dem Tage, der der Rückkehr Jabin's folgte, unaufhörlich seinem Geiste auf. Er konnte sich nicht entschließen, sie bestimmt zu beantworten, und was ihn davon abhielt, war die Erinnerung daran, daß der Baron ihm selbst damals ohne jedes Zögern Renée's Hand zugesagt hatte.

„Er war also durch keine Verpflichtung gebunden!" dachte er bei sich. „Vielleicht mußte er dem Willen Bedleben's gehorchen und versuchte, sich demselben in der Abwesenheit des Fürsten zu entziehen." Diese Annahme hatte viel Wahrscheinliches und war dadurch besonders gerechtfertigt, daß der Baron erst seit der Ankunft des Fürsten auf seine anfänglichen Pläne zurückgekommen war.

Dergleichen Zweifel waren wohl dazu angethan, Daniel zu erregen und zu beunruhigen, aber sie konnten seinen Muth und seine Liebe nicht erschüttern. Er sah ein furchtbares Geheimniß voraus, aber je undurchdringlicher sich dieses Geheimniß darstellte, um so inniger liebte er seine Renée.

„Verderben über Den, der es versuchen sollte, sie mir zu entreißen!" murmelte er. Und er fühlte in sich Kräfte, die ihm bis dahin unbekannt gewesen, und mit denen er gewiß war, sein Glück vertheidigen zu können.

Es war vierzehn Tage nach der Ankunft des Fürsten Bedleben im Schlosse Brucourt gegen zehn Uhr Abends. In dem geräumigen Speisesaal saßen um den mit reichem Silbergeschirr beladenen Tisch, auf dem das Licht der Lampen und Armleuchter in tausend Strahlen sich brach, zwölf Tafelgenossen. Nach einer von dem Baron zu Ehren des Fürsten in einem in der Richtung auf Caën etwa 4 Stunden entfernt gelegenen Revier arrangirten Jagdpartie hatte der reiche Grundbesitzer die sämmtlichen Jäger mit nach seinem Schlosse geführt und bewirthete sie daselbst mit einem verschwenderischen Mahle. Er selbst hatte in der Mitte des Tisches Plaz genommen; ihm gegenüber saß Renée, sie hatte zu ihrer Rechten den Fürsten Bedleben, zu ihrer Linken einen reichen Edelmann aus der Umgegend; Daniel v. Maldrée saß nicht fern von ihr. Das Diner nahte sich seinem Ende, die Gäste, durch den Genuß schwerer und feuriger Weine erregt, unter=

hielten sich sehr laut mit einander. Zwei Personen nur hatten sich ihre Ruhe bewahrt, und Das waren Daniel und Renée. Obgleich von einander getrennt, handelten sie dennoch unter der Herrschaft eines Gedankens, der ihnen Beiden gemeinsam war, und unter einem Gefühl der Freude und des Vertrauens. Häufig wechselten sie Blicke mit einander, in welchen Jedes von ihnen die herzliche Liebe lesen konnte, die sie zu einander beseelte. Was ihre Ruhe veranlaßte, war, daß sie nie mehr von der Stärke ihrer gegenseitigen Zuneigung überzeugt gewesen waren, wie gerade jezt, und daß es ihnen darum so schien, als könne sie kein Hinderniß mehr trennen. Der Fürst bildete sogar nicht einmal mehr einen Gegenstand des Schreckens für sie. Während der vierzehn Tage, die er nun im Schlosse wohnte, hatte er kein Wort gesprochen, das den Verdacht gerechtfertigt hätte, den sie anfänglich gegen ihn gehegt hatten. Renée fing an zu glauben, daß sie sich getäuscht und der Fürst keine Ansprüche auf ihre Hand gemacht oder doch auf dieselbe verzichtet habe. Auch ihr Vater, den sie mit rührender Sorgfalt überwacht, und dessen Ruhe sich keinen Moment verleugnet hatte seit der schreckensreichen Nacht, deren Begebenheiten wir erzählt haben, erhob durchaus keinen Einspruch, wenn sie Anspielungen auf ihre Heirath machte, die noch immer auf einige Monate später festgesezt blieb. Sein Auftreten Daniel gegenüber hatte sich nicht geändert, und Nichts deutete darauf hin, daß er etwa die Absicht haben könne, sich der Verwirklichung der seiner Tochter so theuern Hoffnungen zu widersetzen. Er wußte, daß sie sich alle Tage sahen, und legte ihnen dabei kein Hinderniß in den Weg. Auch der junge Mann war wieder ruhig geworden. Er hörte ebenfalls auf, in dem Fürsten einen Feind seines Glückes zn sehen; hierin theilte er das Vertrauen seiner Braut, die sich um so liebenswürdiger gegen Bedleben zeigte, je weniger sie nachgerade glaubte, ihn fürchten zu müssen. Auch diesen Abend hatte der Fürst, zur Rechten von Renée sitzend, Nichts gesagt oder gethan, was die eingeschläferten Sorgen der Verlobten hätte wiedererwecken können. In verschiedenen Zwischenräumen hatte Fräulein v. Brucourt durch Zeichen, die diesem allein verständlich waren, Daniel zu verstehen gegeben, wie sehr sie sich beruhigt fühle. Sie schien ihm sagen zu wollen: „Wir haben Unrecht gethan, uns zu beunruhigen. Der arme Mann denkt gar nicht daran, unser Glück stören zu wollen.“

Und in der That hatte der Fürst, der den ganzen Tag über, in Begleitung Daniel's, der sich daran nur betheiligt hatte, um den Fürsten zu beobachten, wie ein Nimrod gejagt; der Fürst, sagen wir, hatte sich mit der Eile eines Menschen an den Tisch gesezt, der nach einem anstrengenden Tage nur daran denkt, seine Kräfte wieder herzustellen und seinen Magen zu pflegen, ohne sich die Zeit zu gönnen, gegen seine Nachbarin liebenswürdig zu seyn oder sich die Mühe zu geben, sie anzureden. Jezt schien er in einen Zustand thierischer Glückseligkeit versunken, wie ihn rohen Naturen eine gute mit Gefräßigkeit verschlungene Mahlzeit verschafft. Man hätte sagen können, er sei wie eine Riesenschlange bei dem Geschäfte des Verdauens. Seine kleinen kalten Augen schweiften über die Tischgesellschaft hin; wenn einer von ihnen das Wort an ihn richtete, so antwortete er durch ein Zeichen mit dem Kopfe oder durch das ekelhafte Lächeln, wie es in den meisten Fällen der Beweis einer Trunkenheit ist, welche der von ihr Ueberwältigte zu verheimlichen bemüht ist.

„Dieser Mensch ist kein Verliebter, er ist nur ein Trunkenbold,“ dachte Daniel.

Dicker Dunst erfüllte den Saal. Wegen der draußen herrschenden Kälte hatte man nämlich die Fenster fest geschlossen, und da sich sonach die Luft nicht erneuern konnte, so war die Atmosphäre mit dem zu Kopf steigenden Geruch gesättigt, der sich aus der großen Anzahl von Flaschen entwickelte, die der Kellermeister nach und nach entkorkt hatte. Renée gab ihrem Vater ein Zeichen; er verstand, daß sie dem Ersticken nahe sei, und erhob sich; die Gäste folgten seinem Beispiel. Man begab sich nach dem Salon, der mit dem Speisesaal durch ein Gewächshaus in Verbindung stand, das mit Blumen und Sträuchern angefüllt und glänzend erleuchtet war. In diesem Gewächshaus war die Luft frisch, und Renée athmete dieselbe mit Entzücken. Der Fürst hatte ihr seinen Arm geboten; sein Gang war gezwungen, wie der eines Menschen, der noch so viel Kraft hat, zu merken, daß seine Vernunft im Wein untergegangen ist, und der sich davon nichts merken lassen will. Aber der jähe Temperaturwechsel sollte ihm verhängnißvoll werden; der schnelle Uebergang von der Wärme zur Kälte brachte die Trunkenheit, die er bis dahin zurückgehalten, zum Ausbruch. Er schwankte, sein Kopf sank auf seine Schulter herab, und Renée

fühlte den Arm, auf welchen sie sich stützte, zittern. Bedleben jagte ihr in diesem Zustande Furcht ein, und sie entfernte sich rasch von ihm; glücklicherweise hatte außer Daniel Niemand die Geberde des Abscheues bemerkt, die ihr dabei entschlüpft war. Was den Fürsten betraf, so lachte er schweigend vor sich hin; dann, als habe ein Bliz seinen umnachteten Geist erhellt, richtete er sich mit einer äußersten Anstrengung wieder in die Höhe, näherte sich Renée und sagte mit heiserer, von häufigem Schluchzen unterbrochener Stimme: „Seien Sie unbesorgt, gnädiges Fäulein, ich kenne mich, in fünf Minuten wird Nichts mehr zu fürchten seyn. Ich bin eine Bestie, eine wahre Bestie."

Sie blickte mitleidig auf ihn herab und beschleunigte ihren Schritt, um vor ihm im Salon anzukommen. Die übrigen Gäste, die geräuschvoll zu gleicher Zeit den Speisesaal verlassen hatten, sowie Daniel waren bereits dort.

Daniel ging Renée entgegen und fragte: „Ist Dir nicht wohl, Renée? Du bist ganz blaß!"

„Nein", entgegnete sie leise; „ich habe nur einen kleinen Schreck gehabt, mein Vater hat diesen Herren zu freigiebig von seinem Wein vorgesezt."

„Der Fürst, nicht wahr?" fragte Daniel wieder.

„Der Unglückliche kann sich nicht mehr aufrecht erhalten; er ist im Gewächshause geblieben."

Daniel ging dorthin und sah den Fürsten in einer Ecke auf einem Sopha sitzen, die Augen halbgeschlossen, den Kopf auf die Brust gesunken, unbeweglich und stumm. Er kehrte zu Renée zurück und theilte ihr leise mit: „Er schläft".

Renée athmete beruhigt auf. In diesem Moment traten zwei Diener mit Kaffee ein, der nach türkischer Art auf silbernen Präsentirbrettern servirt wurde. Die sämmtlichen Herren eilten auf die Diener zu, und Daniel und Renée blieben unbeobachtet.

„Ich werde meinen Einspänner anspannen lassen", sagte der Erstere; „es ist schon spät, und ich muß an die Heimkehr nach der Einsiedelei denken".

„Geh hinaus, ohne daß es bemerkt wird", versezte Renée, „und schicke Deinen Wagen auf den Weg, ich werde Dich im Park treffen und Dich bis dahin begleiten."

Daniel dankte ihr mit einem Lächeln und verschwand. Nach

Verlauf von fünf Minuten traf Renée Lisbeth, die auf Befehl des Herrn v. Brucourt die Spieltische hatte zurecht machen lassen. Sie bat dieselbe um einen Mantel, den die Gouvernante schnell brachte, warf ihn um die Schultern, öffnete, aus dem allgemeinen Lärm, der im Salon herrschte, Nutzen ziehend, leise die nach dem Park führende Thür und eilte hinaus. Es war kalt im Freien, aber der Mond schien hell und verbreitete sein mildes Licht über die schweigsame Umgebung. Daniel erwartete Renée; sie ging auf ihn zu, nahm seinen Arm, stützte sich darauf und schritt mit ihm zusammen in der Richtung nach der Landstraße fort.

„Wie sehne ich mich darnach, daß dieser Mensch endlich abreisen wird!“ begann Renée. „Jeder Tag giebt mir mehr die Ueberzeugung, daß er nicht mehr daran denkt, Dir meine Hand streitig zu machen, und doch genügt seine Anwesenheit, mich zu beunruhigen; ich glaube bestimmt, daß uns der Vater nach seiner Abreise erlauben wird, ohne ferneren Aufschub zu heirathen“.

„Der Aufenthalt des Fürsten kann sich doch nicht bis in's Unendliche verlängern,“ tröstete Daniel.

„Mein Vater thut Nichts, um seine Abreise zu beschleunigen, und Das betrübt mich. Man könnte fast glauben, er stehe unter dem Einfluß dieser Persönlichkeit, die hier völlig unerwartet erschien und sich mit einer Ungenirtheit im Schlosse niedergelassen hat, wie es kaum ein Gast thun kann. Ich wüßte sonst keinen Menschen, von dem mein Vater ein derartiges Benehmen geduldet haben würde.“

„Er ist Fürst!“ warf Daniel lächelnd ein.

„Ja, er maßt sich den Titel eines Fürsten an, und mein Vater muß Das wissen.“

„Hast Du Das niemals ihm gegenüber erwähnt?

„Wenn ich Das nur gekonnt hätte! Seit der Ankunft dieses Mannes, der die schreckliche Krisis voranging, von der ich Dir erzählt habe, scheint mir mein Vater aus dem Wege zu gehen. Ich habe noch keine Gelegenheit finden können, fünf Minuten mit ihm allein zu seyn, und wenn ich es versuchen will, ihn allein zu sprechen, um ihm meine Befürchtungen mitzutheilen, dann küßt er mich, schließt mir dadurch den Mund ab und entfernt sich unter irgend einem nichtigen Vorwande.“

„Das ist freilich seltsam," bemerkte Daniel, „aber es ist gleichgiltig; denn wir lassen uns weder trennen, noch veruneinigen".

Indem er so sprach, drückte er zärtlich Renée's Arm, der unter dem seinigen ruhte, gegen seine Brust. Bald erreichten sie die Landstraße, woselbst Daniel's Wagen unter der Aufsicht eines kleinen Kutschers wartete, den er vor kurzer Zeit in seinen Dienst genommen.

„Auf Wiedersehen morgen," flüsterte ihm Renée in's Ohr.

„Auf Wiedersehen," gab er zurück.

„Er drückte einen Kuß auf die Hand seiner Verlobten, sprang in den Wagen — ein altmodisches Gefährt aus früheren Zeiten — und schnell führte ihn das Pferd davon.

Renée blieb auf demselben Platze stehen und folgte mit dem Blick dem Wagen, der einen Theil von ihrem Selbst mitfortführte. Dann, als derselbe verschwunden war und sie auch das Geräusch der Räder nicht mehr hören konnte, kehrte sie nach dem Schlosse zurück. Tiefes Schweigen umgab sie, nur der feine Sand des Weges knirschte unter ihren leichten Tritten; sie ging langsam und mit gesenkter Stirn, traurigen Gedanken nachhängend, die sich ihrer jedesmal bemächtigten, wenn Daniel sie verlassen hatte. Das Schloß, dessen Fenster im Erdgeschoß glänzend erleuchtet waren, ragte in die klare, kalte Nacht hinaus, mit seinen gewaltigen Mauern nach rechts und links einen Schatten werfend, der einen nicht unbedeutenden Theil des Parkes in Dunkelheit einhüllte. Aus dieser Finsterniß sah Renée plözlich einen Schatten sich loslösen, der schnell auf sie zukam. Dunkelheit und Einsamkeit machen den Geist leicht für den Schreck zugänglich. Die Erscheinung war so plözlich und überraschend, daß Renée, ohne zu bedenken, daß es möglicherweise einer der Gäste ihrs Vaters seyn könnte, der ihr hier zufällig allein begegnete, zitterte und einen Schrei ausstieß, den sie aber noch fast zur gleichen Zeit zu unterdrücken bestrebt war, durch eine Anstrengung, die sie machte, um sich zu beherrschen. Auf diesen Schrei antwortete eine Stimme: „Seien Sie ohne Furcht, mein gnädiges Fräulein."

Die Stimme war die des Fürsten Vedleben. Weit entfernt, Renée zu beruhigen, erfüllte der Ton dieser Stimme sie mit neuem Schrecken. Sie war zwar nur noch wenige Schritte von dem Salon entfernt, in dem sich ihr Vater mit einer zahlreichen Ge=

sellschaft befand, und sie hätte nur rufen dürfen, damit man ihr zu Hilfe gekommen wäre, aber zwischen ihr und dem Schlosse befand sich dieser berauschte Mensch, der ihr einen unbeschreiblichen Ekel einflößte. Seine Zunge lallte noch immer. Der Fürst ging auf sie zu; sie konnte seine Züge und seinen verstörten Blick nicht unterscheiden, aber sie sah deutlich die Bemühungen, die er machte, um ohne Schwanken vor ihr zu stehen.

„Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?“ fragte er.

Sie wollte an ihm vorbeischlüpfen, aber er versperrte ihr den Weg.

„Haben Sie Furcht vor mir?“ hob er wieder an.

Und indem er zu lächeln versuchte, bot er ihr mit einer bittenden Geberde seinen Arm. Sie wollte ihm zeigen, daß sie ihn nicht fürchte, und willigte, ohne ein Wort zu sagen, ein, sich auf seinen Arm zu stützen; indessen versuchte sie es, ihm nach dem Schlosse hin fortzuziehen. Er hielt sie sanft zurück und stellte ihr mit barscher Betonung folgende Frage: „Wissen Sie, daß ich Sie liebe?“

„Sie mich lieben, Sie?“

„Ueberrascht Sie Das? Hat es Ihnen denn Ihr Vater nicht mitgetheilt?“

„Ich habe durch ihn erfahren, daß Sie, ohne mich zu kennen, um meine Hand angehalten hätten; aber ich habe Sie für einen Mann von Ehre gehalten und gehofft, daß, nachdem Sie mit eigenen Augen gesehen, daß ich einen Anderen liebe, Sie auf eine fernere Bewerbung verzichten würden.“

„Auf einen Schaz, dessen Besitz unser Lebensglück ausmacht, verzichtet man nicht.“

Sie wollte antworten, aber er hinderte sie daran, indem er fortfuhr: „Ich weiß Alles, was Sie mir vorhalten können: daß ich Sie erst seit wenigen Tagen kenne, daß Sie einen Anderen lieben, und daß Sie mir nicht angehören wollen, da Ihr Herz von seinem Bilde erfüllt ist und Sie sich ihm versprochen haben. Ich kenne diese Umstände ganz genau, aber sie haben keinen Einfluß auf meine Entschließungen.“

„Was? Sie wollten!“

„Um Sie zu lieben, hat es mir genügt, von Ihrem Vater Ihren Tugenden und Ihrer Schönheit Gerechtigkeit widerfahren lassen

zu hören. Damals habe ich mir geschworen, daß Sie meine Gattin werden sollten. Als ich hier ankam, haben mir die Gegenwart des Herrn v. Maldrée und die Stellung, in der ich Sie beide antraf, die Wahrheit enthüllt, so daß ich wußte, ein Anderer sei mir in Ihrem Herzen zuvorgekommen. Aber gleichzeitig hat Ihr Anblick meine Liebe genährt. Es gibt keine Ader meines Körpers, die nicht durchströmt ist von Blut, das von der brennendsten Leidenschaft entzündet ist, die ein menschliches Wesen überhaupt empfinden kann. Ich bin entschlossen, Sie diesem Nebenbuhler streitig zu machen, ihn zu entfernen, ihn auszustechen; und jezt bin ich mehr als je entschieden, Alles zu wagen, um Sie zu besitzen, ich rathe Ihnen: wenn Sie ihn lieb haben, so verzichten Sie auf ihn, schicken Sie ihn fort, denn ich werde Sie ihm nie überlassen, sollte ich selbst bis zum Verbrechen gehen; er muß verschwinden und mir die Freiheit lassen, Ihnen mein Vermögen, meinen Namen und meine Liebe anzubieten, sie Ihnen aufzuzwingen, falls Sie die Absicht hegen sollten, sie zurückzuweisen."

„Elender!" rief Renée entrüstet. „Sie wagen nur darum so zu mir zu sprechen, weil Sie berauscht sind."

„Berauscht, nein; höchstens ein wenig erhizt. Ich spreche mit voller Besinnung zu Ihnen, aber beherrscht von einer brennenden, begehrenden Leidenschaft, die zu Allem fähig ist. Merken Sie wohl auf meine Worte, und lassen Sie sich durch dieselben Ihr künftiges Benehmen vorschreiben. Wenn ich Ihnen auch vielleicht gleichgiltig erschienen seyn mag, seit ich hier bin, so habe ich dennoch unaufhörlich über Mittel nachgesonnen, um meinen Rivalen zu besiegen, und meine Entschlüsse sind derartig, daß ich Ihnen erkläre: wenn es nöthig werden sollte, zu tödten, so werde ich tödten!"

Er stand jezt vor der erschreckten Renée mit hocherhobenem Haupt, die Nasenlöcher aufgebläht von Zorn und Begierde. Sie blickte zu Boden, und er nahm wieder das Wort mit sanfterer Stimme, in die er einen bittenden Ton zu legen bemüht war. „Nein, Sie können Herrn v. Maldrée nicht lieben! Dieser junge Mann ohne Stellung, ohne Namen, ohne Vermögen kann unmöglich das Ideal verwirklichen, wie es sich eine junge Dame von Ihrer Art von dem Manne ihrer Wahl schaffen muß. Sie bedürfen eines Gatten, wie ich einer seyn würde, reich, mit einem Titel,

ehrgeizig und allein von dem Verlangen beseelt, Ihnen eine Ihrer würdige Stellung in der Welt zu geben. Ah! wenn Sie wüßten, wie mein Herz von Ihrem Bilde erfüllt ist, welche Gedanken in mir erweckt werden durch die Aussicht auf das Glück, nach dem ich mit aller Macht strebe, und das ich erobern werde, Allen zum Troz und gegen Alle! Wenn Sie den Zustand meiner Seele nur ahnen könnten oder wollten, so würden Sie nicht mehr zaudern, meinen Bitten Gehör zu geben! Ich beschwöre Sie, erhören Sie meine Wünsche! Ersparen Sie uns Allen, Ihrem Vater, Ihnen selbst, mir und Herrn v. Maldrée Uebel, deren Folgen Sie nicht zu übersehen vermögen, und die Sie dennoch nicht vor meiner Leidenschaft bewahren könnten! Sie werden die Meinige, Das steht fest. Fügen Sie sich darein, glücklich zu seyn, und verdammen Sie sich nicht dazu, eines Tages die Verwünschungen Dessen hören zu müssen, den Sie ins Unglück gestürzt haben werden!"

„Wenn Sie mich wirklich liebten, wie Sie es vorgeben," rief Renée plözlich, „so würden Sie gerade in dieser Liebe den Muth finden, ein Opfer zu bringen. Sie würden begreifen, daß Sie nicht im Stande seyn können, was Sie auch immer dagegen sagen oder thun mögen, in meinem Herzen Den zu ersetzen, der dasselbe ganz und gar ausfüllt, und dem ich mich mit meines Vaters Erlaubniß versprochen habe. Sie würden auf solche beleidigende oder tolle Forderungen verzichten, die mich erschrecken und nur dazu geeignet sind, meine einmal gefaßten Vorsätze, deren Ausführung nichts verhindern soll, noch mehr zu befestigen."

Der Fürst sah sie mit einem düsteren Lächeln an und entgegnete mit dem Kopfe schüttelnd: „Nichts, sagen Sie! Glauben Sie mir, es ist unvorsichtig von Ihnen, mir in dieser Weise zu trotzen. Unglückselige! So wissen Sie also nicht, daß ich die Ehre Ihres Vaters in meinen Händen halte, und daß es nur von mir abhängt, ihn dem Schaffot zu überliefern?"

Von Entsetzen ergriffen wich Renée zurück. Aber plözlich von dem Gedanken durchzuckt, der Fürst wolle den Versuch machen, sie e nzuschüchtern, antwortete sie: „Sie glauben also, mich durch solche Drohungen gefügig machen zu können! Sie täuschen sich darin! Wenn ich das Unglück hätte, Ihren Worten Glauben zu schenken und Ihren Wünschen nachzugeben, so würde mein Leben verflucht seyn. Soll es Das seyn, so will ich mir wenigstens

nicht auch noch Feigheit und Schwäche vorzuwerfen haben! Ich kenne jezt Ihre Absichten und werde denselben widerstehen! Glauben Sie nicht, in mir eine verzagte Gegnerin zu finden! Ich werde mit allen meinen Kräften kämpfen; denn ich habe meinen Vater, meinen Verlobten, mein Glück und mich selbst gegen Sie zu vertheidigen. Sie sollen gut vertheidigt werden, das schwöre ich. Fürst, handeln Sie, wie es Ihre Art ist! Aber ich versichere, daß ich lieber sterben werde, und sollte ich mich vor Ihren Augen tödten müssen, als daß ich jemals darein willige, mich mit Ihnen zu verbinden."

Diese Worte sagend, war Renée ganz allmälig nach dem Schosse hin zurückgewichen Als sie jezt schwieg, befand sie sich der Thür des Salons ganz nahe, auf deren anderer Seite man Schreien und lautes Lachen hörte. Sie öffnete die Thür hastig und verschwand; der Fürst Bedleben befand sich allein in dem Park, auf den die Schatten der Nacht völlig herabgesunken waren. Dieser stürmische Auftritt hatte seine Trunkenheit verscheucht, und seine Vernunft, die einen Augenblick vom Wein umnebelt gewesen, war ihm jezt völlig wiedergekehrt.

„Es handelt sich also um einen Kampf, den ich beginnen soll," murmelte er. „Gut! ich werde ihn beginnen, und mögen die Folgen auf Den zurückfallen, der ihn hervorgerufen hat! Armes, thörichtes Kind, das nicht einsehen will, daß es mir nicht entrinnen kann!"

Er war im Begriff, in den Salon zurückzukehren, aber als er eben seine Hand auf den Drücker der Thür legen wollte, machte er Halt. „Mein Gesicht muß noch Spuren der Erregung tragen," sagte er bei sich.

Und er kehrte zurück in die kalte Nacht, unter die Bäume, deren kahle, feuchte Zweige von Zeit zu Zeit ein Krachen hören ließen. So verging eine Viertelstunde. Plözlich gab sich eine große Bewegung im Schlosse kund. Man sah Diener hin und her rennen, und bald rangirten sich die aus den Remisen herauskommenden Wagen der Gäste vor der großen Freitreppe. „Sie brechen früher auf, als ich zu hoffen gewagt habe," dachte der Fürst; „das Schicksal bedient mich nach Wunsch. Gut denn, ich werde noch diesen Abend eine Auseinandersetzung mit dem Baron haben, die eine Entscheidung herbeiführen soll."

Er ging jezt selbst nach dem Wagenschuppen, wo die Stall-

knechte des Barons sich noch vorfanden. Er suchte unter ihnen, und nachdem er eines Individuums mit langem Bart und einem Anzug, aus einer langen faltigen Tunika und einer runden Mütze bestehend, wie ihn die Muschiks zu tragen pflegen, ansichtig geworden war, sagte er demselben einige Worte in russischer Sprache. Der Diener verneigte sich, und Bedleben schlug wieder die Richtung nach dem Schlosse ein. Die Wagen der Gäste sezten sich in Bewegung; er folgte ihnen mit den Augen, bis die Laternen verschwunden waren, und betrat dann mit festem Schritt den Salon. Der Baron v. Brucourt war allein und saß vor dem Kamin, die Füße gegen die kleinen Feuerböcke gestemmt, die Hände in den Taschen und mit den Augen träumerisch in's Feuer starrend. Der Fürst gelangte bis ganz in seine Nähe, ohne bemerkt zu werden; er berührte leicht die Schulter des Sitzenden und sagte: „Baron, ich möchte mit Ihnen plaudern!"

Brucourt erzitterte, stand auf und rieb sich die Augen, als sei er eben aus dem Schlafe erwacht.

„Sie sind es, Fürst?" erwiderte er. „Wo kommen Sie denn her? Eben noch suchten meine Gäste nach Ihnen und waren untröstlich darüber, daß sie Abschied nehmen mußten, ohne Sie noch vorher gesehen zu haben. Ich glaubte schon, Sie seien nicht wohl und hätten darum Ihr Zimmer aufgesucht."

„Durchaus nicht. Ich habe einen Spaziergang im Park gemacht."

„Troz der Dunkelheit?"

„Troz der Dunkelheit. Ich fühle mich sehr wohl danach. Ihre Weine sind ausgezeichnet, mein lieber Baron, aber ein wenig schwer."

Brucourt lächelte geschmeichelt. „Sagten Sie nicht, daß Sie mit mir zu sprechen wünschten?" fragte er.

„Ja, und zwar über sehr wichtige Dinge."

„Ich bin bereit, Sie zu hören."

„Werden wir hier auch in Sicherheit seyn?"

„In Sicherheit?"

„Ja, wird Niemand an den Thüren lauschen, um unsere Unterhaltung mitanzuhören?"

„Welche Idee! Da ist es wohl etwas ganz besonders Wichtiges, was Sie mir mitzutheilen haben?"

„Darüber mögen Sie selbst urtheilen; wenn Sie mir indessen glauben wollen, so lassen Sie uns in Ihr Zimmer gehen, wo wir bestimmt gegen jede Ueberraschung gesichert seyn werden.“

Brucourt sah erstaunt nach dem Fürsten hin, machte aber keine Einwendung, sondern verließ mit ihm zusammen den Salon, und Beide begaben sich über die hell erleuchteten Korridore in das Zimmer des Barons, das, wie schon erwähnt, im ersten Stock gelegen war. In dem Raum, welchen man durchschreiten mußte, um in dieses Zimmer zu gelangen, zündete ein Diener die auf den Armleuchtern steckenden Kerzen an. In dem Kamin flackerte bereits ein helles, fröhliches Feuer.

„Gehen Sie,“ sagte Herr v. Brucourt, „ich werde mich heute Abend ohne Sie behelfen.“

Der Diener gehorchte, der Baron hörte ihn sich entfernen. Dann die Thür schließend, drehte er den Schlüssel im Schloß herum, kehrte zu Bedleben zurück und sagte nicht ohne Ironie: „Sind Sie nun zufrieden, mein Fürst? Glauben Sie, daß wir nun ungestört genug seyn werden?“

„Diese Vorsichtsmaßregeln sind nicht überflüssig“, entgegnete der Fürst ernst, „Das werden Sie gleich erkennen.“

„Meiner Treu, Sie erschrecken mich.“

Brucourt hatte sich unterdessen auf einer Chaiselongue vor dem Kamin ausgestreckt, nachdem er sich zuvor eine Cigarre angezündet. Der Fürst drehte eine Cigarette zwischen den Fingern und blieb mit dem Rücken nach dem Feuer gewendet stehen.

„Mein lieber Baron“, begann er das Gespräch, „ich bin immer mehr entschlossen, Ihre reizende Tochter zu heirathen!“

Brucourt erhob den Kopf: „Sie sagen . . . .“

„Ich sage, daß nach einem Aufenthalt von zwei Wochen hier meine Liebe für Fräulein Renée zur heftigsten Leidenschaft angewachsen ist, und daß ich sie zur Gattin haben will.“

„Dagegen habe ich Nichts einzuwenden, wenn sie ebenso denkt. Sie haben hoffentlich nicht vergessen, was wir abgemacht haben, als Sie hier anlangten; nämlich, daß ich Sie mit Freuden in meine Familie eintreten sehen würde, sobald es Ihnen gelungen wäre, meiner Tochter zu gefallen.“

„Es kann wohl seyn, daß wir eine solche Verabredung getroffen haben.“

„So wollen Sie derselben also nicht mehr treu bleiben?"

„Ich will . . . ich will mein Glück sichern. Herr Daniel v. Maldrée liebt, ich weiß es; er kommt hieher, auch Das ist mir bekannt; er wird sogar freundlich empfangen . . . aber ob er geliebt wird? . . . daran zweifle ich."

„Und Sie?"

„Ich werde geliebt werden."

„Was denkt meine Tochter darüber?"

„Ihre Tochter! Nun, da Sie die Wahrheit hören wollen, so will ich sie Ihnen sagen. Ich habe heute Abend mit Fräulein Renée eine mehr stürmische als lange Unterredung gehabt, während welcher sie mir auf das Deutlichste erklärt hat, daß sie sich durchaus weigere, mich zu heirathen."

„Ja, aber in diesem Falle bin ich erstaunt, daß Sie darauf bestehen."

„Ja, ich bestehe darauf, und ich bin hier, um von Ihnen, dem Vater, die Ermächtigung zu erbitten, ein gründliches Mittel anwenden zu dürfen, um Ihre Tochter zu zwingen, ihren Entschluß zu ändern."

„Was ist Das für ein Mittel?"

Der Fürst antwortete nicht sogleich; es war, als suche er nach den passenden Worten, deren er sich bedienen wolle. Brucourt wiederholte seine Frage.

„Mein lieber Baron, wenn ein niedliches Mädchen eine Laune hat, so ist es im Interesse ihres eigenen zukünftigen Glückes von Wichtigkeit, daß man ihr nicht die Freiheit läßt, dieser Laune nachzugeben. Sie sind der Vater und könnten, wie mir scheint, Ihrer Tochter auseinandersetzen, daß, wenn sie dabei beharrt, Herrn v. Maldrée heirathen zu wollen und sich zu weigern . . ."

„Das ist ein Gebiet, welches wir verlassen wollen, Fürst", unterbrach ihn lebhaft der Baron. „Renée ist mein einziges Kind, ich liebe sie mehr als Alles und kann ihr eine königliche Mitgift geben. Ich will nur ihr Glück und werde es um keinen Preis der Welt versuchen, sie zu zwingen."

„Wenn es nun aber erwiesen wäre, daß es in ihrem eigenen Interesse geschähe?"

„Selbst dann würde ich es nicht versuchen; denn ich bin überdieß ziemlich sicher, daß ich sie nicht zum Nachgeben bringen würde.

Der Wille dieses Kindes ist felsenfest. Sie würde sich, um mir zu gefallen, möglicherweise darin fügen, Herrn v. Maldrée nicht zu heirathen, aber nicht, Ihnen ihre Hand zu reichen. Verzichten Sie also ..."

Mit einem seltsamen Lächeln und einer gebieterischen Handbewegung brachte der Fürst Brucourt zum Schweigen: „Entfernen Sie diesen Gedanken. Ich verzichte nicht."

„Fürst, Das geht denn doch über die erlaubten Grenzen hinaus! Ich verweigere Ihnen hiermit förmlich die Hand meiner Tochter."

Bedleben zuckte die Achseln. „Geben Sie Acht! Sie werden mir nicht allein Ihre Tochter nicht verweigern, sondern Sie werden sogar selbst mein Genosse werden, um sie zu zwingen, mir nachzugeben."

„Fürst!"

„Ich rechne so sicher darauf, daß ich einen vollständigen Entführungsplan gemacht habe, dem Sie, Das weiß ich bestimmt, Ihre Billigung nicht versagen werden."

„Einen Entführungsplan?"

„Es ist jezt Mitternacht. Ich habe einen Wagen bereit stehen und sichere Leute. Um zwei Uhr entführe ich Fräulein Renée, ich eile nach Paris und verspreche Ihnen, dort so zu handeln, daß sie in längstens acht Tagen Fürstin seyn soll."

Auf diese Worte, die mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit vorgebracht wurden, erhob sich Brucourt, und den Fürsten bedenklich ansehend, fragte er: „Sind Sie betrunken oder toll?"

„Sie weigern sich also?"

„Jezt ist's genug, Fürst, Sie haben sich einen Scherz machen wollen ..."

„Im Gegentheil, ich sprach in vollem Ernst."

„Und mir, dem Vater, schlagen Sie vor, ich solle zugeben, daß Sie durch eine gemeine Handlung die Ehre und die Ruhe meiner Tochter kompromittiren?"

„Sie nur für den Augenblick kompromittiren, denn die Heirath wird jene leichten Flecken schnell verwischen."

„Ich glaube, Fürst, Sie thäten besser, wenn Sie sich zurückzögen und sich zu Bette legten."

„Baron v. Brucourl", fuhr Bedleben fort, „ich sehe mich zu

meinem Bedauern in die Lage versezt, meine Zuflucht zu einer für Sie schmerzlichen Mahnung zu nehmen."

„Hören Sie jezt auf, von diesen Dingen zu reden, denn Sie beleidigen mich!"

„Wir kennen uns seit vielen Jahren, und als Sie mich das erste Mal in Paris trafen, da war ich verwundert darüber, daß Sie sich auf mein Gesicht nicht mehr besinnen konnten."

„Hatte ich Sie denn schon früher gesehen?" fragte Brucourt unruhig.

„Vor etwa zehn Jahren, am Morgen nach dem Tage, an welchem Sebastopol in die Hände der Verbündeten gefallen war."

Brucourt blickte Bedleben aufmerksam an; sein ganzes Wesen verrieth die Furcht, die sich seiner bemächtigt hatte. Bedleben sprach weiter: „Ich habe Sie damals gesehen, Baron, als Sie noch einfach der Kapitän Malory waren, als Sie den lezten Seufzer des Kommandanten Jaques v. Maldrée empfingen, als Sie Madame Sophie Sterowski in ihrem Bett knebelten und ihr Haus in Brand steckten, nachdem Sie sich deren Güter und die des Sohnes des Kommandanten angeeignet hatten. Damals habe ich Ihre Bekanntschaft gemacht. Mich nannte man damals noch Iwan Gubin aus Eupatoria. Ich muß mich in den zehn Jahren sehr verändert haben, daß mein Gesicht ihre verbrecherische Seele nie erzittern gemacht hat!"

Er hätte noch lange so fortsprechen können; Brucourt schien ihn nicht zu hören, er war vernichtet auf die Chaiselongue zurückgesunken, und sein irrer Blick schien es nicht zu wagen, auf jenem schrecklichen Menschen haften zu bleiben, der sich ihm als Zeuge seines Verbrechens darstellte. Dieser fuhr fort: „Ich bin allen Einzelheiten in der Kette Ihrer Schandthaten gefolgt, und wenn Madame Sterowski nicht den Tod in dem von Ihnen angelegten Feuer gefunden hat, so ist Das geschehen, weil ich dieselbe rettete, nachdem Sie sich entfernt hatten. Aber sie ist seitdem wahnsinnig, hören Sie wohl? Sie befindet sich unter meiner Obhut, für Alle todt, nur lebend für mich, der ich wohl wußte, Baron, daß es an dem Tage unseres Wiedersehens ausreichen würde, um Sie meinen Wünschen gefügig zu machen, wenn ich Ihnen sagte, daß jene Frau noch am Leben sei."

Wieder hielt er inne; Brucourt antwortete nicht, aber seine

Augen, die einen immer wilderen Ausdruck annahmen, schienen Bedleben verschlingen zu wollen. Der Fürst that, als bemerke er es nicht, und sagte: „Sie kennen meine Wünsche. Ich will Ihre Tochter heirathen, und Sie sehen wohl ein, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte, daß Sie der Erste seyn würden, der dasselbe wollte, was auch ich will."

Dieses Mal erhob sich der Baron, stürzte nach dem anderen Ende des Raumes, riß aus einer an der Wand angebrachten Waffengruppe einen Degen herunter und schrie mit heiserer Stimme: „Iwan Gubin! Du mußt sterben."

Mit erhobener Waffe drang er auf seinen Peiniger ein. Der Fürst zuckte nicht mit der Wimper. Weder der Zorn noch der Degen Brucourt's erschreckten ihn, und als der Baron ihm bis auf drei Schritte nahe gekommen war, sagte er kalt: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich rettungslos dem Schaffot überliefern, wenn Sie mich tödten."

Die Waffe sank aus Brucourt's Hand.

„Ich kannte Sie zu gut," fuhr der Fürst fort, „um mich Ihnen zu überliefern, ohne meine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Bevor ich Paris verließ, habe ich eine umständliche Erzählung der Ereignisse niedergeschrieben, von denen ich eben sprach. Diese Erzählung, an einem sicheren Ort niedergelegt, wird in acht Tagen dem Generalprokurator des Gerichtshofes von Paris überliefert werden, wenn ich keinen anderen Befehl gebe. Nun, so tödten Sie mich doch!"

„Eine Erzählung?" schrie Brucourt ungestüm; „Was kann denn die beweisen, wenn nicht Ihre Schändlichkeit? Was für Beweise enthält sie gegen mich?"

„Und das Zeugniß der Wahnsinnigen, der Ihre Gegenwart vielleicht den Verstand wiedergibt, halten Sie Das für so unwesentlich? Und der Sergent Jabin, glauben Sie etwa, daß es schwer seyn wird, ihn von der Betheiligung an den Verbrechen zu überzeugen, die er bereits argwöhnt? Und Daniel v. Malbrée?"

„Genug! Genug!" murmelte der Baron.

Der Elende sank vor dem Fürsten Bedleben auf die Knie. „Was fordern Sie von mir?" fragte er.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," antwortete der Fürst; „die Hand Ihrer Tochter. Und da Sie mir erklärt haben, daß

es Ihnen nicht gelingen werde, sie zu überreden, daß sie mit Herrn v. Maldrée brechen und meine Wünsche erhören möge, so bitte ich Sie, oder vielmehr ich fordere von Ihnen, daß Sie mir volle Freiheit lassen, die Mittel anzuwenden, die ich für gut halten werde, um sie nachgiebig zu machen."

„Sie entführen! Nie! Nie!"

„Glauben Sie denn, daß ich sie peinigen, ihr die Tortur geben wolle? Nein, mein theurer Baron, ich bin kein Wütherich, sondern nur ein etwas hartnäckiger Liebhaber, Das ist das Ganze. Allerdings wird das schöne Kind damit anfangen, sich für unglücklich zu halten, wenn sie sieht, daß ihr kein anderer Ausweg bleibt, als mir die Hand zu reichen. Aber wenn Sie sich dann von schrankenloser Liebe umringt und von Beweisen der Zärtlichkeit überhäuft sieht, dann wird sich ihr Herz schon rühren lassen. Man gewinnt mich lieb, wenn man mich kennt. Das kann ich ohne Ueberhebung versichern. Zulezt wird sie uns Beide, Einen wie den Anderen, segnen."

Da Herr v. Brucourt keine Antwort gab, so fügte der Fürst hinzu: „Also ich entführe sie, Das ist abgemacht! Ich verlange nicht, daß Sie sich weiter in die Sache mischen, lassen Sie mich nur machen, Das ist Alles. Nur erwarte ich, daß Sie uns nicht etwa verfolgen, wenn wir fort seyn werden."

„Nein, nein, es ist nicht möglich," brach der Baron jezt los, „ich kann diese Dinge nicht kaltblütig mit anhören. Ich würde es noch weniger hier aushalten können, wenn ich meine Tochter in der verzweifelten Noth wüßte, die Sie ihr zu bereiten gedenken. Ich würde zu ihrer Hilfe herbeieilen, und wenn einer ihrer Schreie mein Ohr erreichte, ich wäre im Stande, Sie zu tödten."

„Befürchten Sie Das nicht," beruhigte ihn der Fürst kalt. „Die Furcht vor dem Schaffot . . ."

„Oh! Es ist schrecklich! zu schrecklich!" stöhnte Brucourt. „Welche entsezliche Strafe!" Und wieder fiel er auf die Knie und brach in Schluchzen aus, das seine Brust zu zersprengen drohte.

Der Fürst Bedleben blieb ungerührt. „Ich finde," sagte er, ohne eine Miene zu verziehen, „daß Sie die Sache viel zu tragisch auffassen. Lassen Sie mich doch handeln; ich will Ihre Tochter nicht tödten, sondern sie im Gegentheil glücklich machen. Schließen Sie nur die Augen und Ohren."

„Niemals! Niemals!“ antwortete der Baron dumpf.

„Wir müssen jedoch einen Entschluß fassen. Wir können nicht die ganze Nacht mit Streiten zubringen.“

Der Baron richtete sich langsam in die Höhe.

„Gut denn,“ sagte er, „ich werde morgen zu meiner Tochter gehen, ich werde mit ihr sprechen, werde sie überzeugen.“

„Eben noch meinten Sie, Das sei unmöglich.“

„Wenn es nicht anders geht, dann werde ich ihr sagen...“

„Wollen Sie ihr vielleicht sagen, daß Sie das Vertrauen des Kommandanten v. Maldrée getäuscht haben, nachdem er in Ihren Armen gestorben, daß Sie das Haus der Madame Sterowski in Brand gesteckt, die Unglückliche erdrosselt und den Tod ihrer Diener verursacht haben, wollen Sie ihr Das alles erzählen?“

Brucourt schwieg still, schaudernd, vernichtet, den Kopf auf die Brust gesunken. Der Fürst fuhr fort: „Sie würden vor diesen Geständnissen zurückscheuen, die Sie in den Augen ihres Kindes entehren und auf alle Zeiten dessen Zuneigung für Sie ertödten müßten, und dasselbe, weit entfernt es dazu zu bewegen, Ihren Rath anzuhören, auf immer von Ihnen und mir entfernen könnten. Ihre Tochter würde die Flucht ergreifen und Sie selbst vielleicht mit ihr. Dieser Möglichkeit möchte ich mich nicht aussetzen. Der Entschluß, den ich vorschlage, ist der einzig brauchbare, und ich bin wahrhaftig sehr gutmüthig, daß ich immer noch bitte. Ich will, habe ich gesagt, ich fordere! Baron Brucourt, wenn Sie die menschliche Gerechtigkeit nicht scheuen, wenn Sie glauben, daß dieselbe nicht im Stande seyn wird, Ihre Verbrechen, die, welche ich kenne, und die übrigen, die ich nur ahne, aufzudecken, nachdem mein Testament die Spuren davon enthüllt haben wird, so tödten Sie mich und befreien Sie sich von einem Menschen, den der morgende Tag als Ihren unversöhnlichen Feind wiederfinden wird, wenn Sie nicht einwilligen, mein Mitschuldiger zu werden. Vorwärts, entschließen Sie sich!“

Er bat nicht mehr, sondern er befahl, Das war zu viel. Brucourt fühlte das Blut in seinen Adern zu Eis erstarren; er sah sich ohne Ausweg in die Enge getrieben, wie von einem eisernen Reifen umschlossen. Alles versagte ihm auf einmal, Kraft, Muth, Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart; er war vollständig von Sinnen. Er konnte diesen Menschen umbringen, der kein geringerer

Bösewicht war, wie er selbst, und der sich in ein Werkzeug der rächenden Vorsehung verwandelt hatte, um das heilige Wort zu rechtfertigen: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern ꝛc. Er konnte ihn tödten, seiner Tochter auseinandersetzen, er sei in der Vertheidigung seiner Ehre zum Mörder geworden, und konnte mit ihr nach England oder den Vereinigten Staaten entfliehen und sich dadurch gegen die Verfolgungen sicher stellen, mit denen ihn das Testament des Fürsten bedrohte. Gewiß, dieses äußerste Auskunftsmittel blieb ihm, aber es bot sich seinem wirren Geiste nicht dar. Während der Fürst auf sein leztes Wort wartete, blieb er stumpfsinnig, starr, seine entsezten übermäßig erweiterten Augen wild rollend; dann, als der Fürst einen Schritt nach der Thür hin machte, breitete er seine Arme aus, als wollte er Jenen bitten, aber seine lezten Kräfte verließen ihn, und, des Bewußtseyn's beraubt, sank er leblos auf den Teppich seines Zimmers nieder; der Fürst beugte sich über ihn: Wahrhaftig," dachte er, „das war das Beste, was passiren konnte. Er läßt mir Zeit zum Handeln."

Eilig verließ er das Gemach des Barons, dessen Thür er hinter sich verschloß, ging in den Park hinab, wo er seinen Muschik traf, der, von ihm benachrichtigt, daselbst seine weiteren Befehle erwartete, nachdem er den Wagen angeschirrt und den übrigen Dienern mitgetheilt hatte, sein Herr werde in der Nacht abreisen.

„Bringe den Wagen vor die Thür des großen Saales; dann stelle Dich selbst in die Nähe dieser Thür mit einer wollenen Decke auf und gib Acht auf die Zeichen, die ich Dir gebe."

Der Fürst zündete die Kerzen eines Armleuchters an; denn alle Diener schliefen bereits und der Salon war in völliger Dunkelheit. Danach stieg er in die erste Etage hinauf. Er langte vor der Thür von Renée's Zimmer an und klopfte leise, nachdem er sich Dank einem durch das Schlüsselloch fallenden Lichtstreifen überzeugt hatte, daß Fräulein v. Brucourt noch wach sei.

„Wer ist da?" fragte sie.

„Der Fürst Bedleben, gnädiges Fräulein. Sind Sie schon zur Ruhe gegangen?"

„Nein, warum?" fragte Renée, die bei dem Klange dieser Stimme sich eines Schauders nicht hatte erwehren können.

„Dann, Fräulein, kommen Sie schnell, Ihr Vater ist leidend und läßt Sie zu sich bitten.“

„Mein Vater!“ rief Renée, die nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Worte zweifelte, sondern sofort die Thür öffnete.

Sie war noch eben so gekleidet, wie am Abend, in ein Kleid von blauer Seide, das ihre schöne Gestalt vortheilhaft hervorhob im Haar trug sie als einzigen Schmuck eine weiße Kamelie, die sie selbst in einem der Gewächshäuser des Schlosses gepflückt hatte.

„Ich befand mich mit Ihrem Herrn Vater im Salon in ruhiger Unterhaltung, als er sich plözlich sehr unwohl zu fühlen begann.“

Renée wollte, wie sie war, hinuntereilen, um desto schneller anzukommen.

„Nehmen Sie wenigstens einen Shawl oder einen Mantel, es ist sehr kalt in den Korridoren,“ sagte der Fürst zu ihr.

Sie folgte seiner Weisung, trat schnell in ihr Zimmer, kehrte zurück, nachdem sie sich in den Mantel eingehüllt, den sie wenige Stunden früher im Park getragen, und stieg so schnell die Treppe hinab, daß Bedleben Mühe hatte, ihr zu folgen. Er langte indessen mit ihr zugleich an der Thür des Salons an. Renée behielt nicht Zeit, um zu sehen, daß ihr Vater sich gar nicht in diesem Raume befinde, und daß man sie in eine Falle gelockt habe. Der Muschik des Fürsten war hinter der Thür versteckt. Er ließ die junge Dame eintreten und warf ihr dann, auf einen Wink seines Herrn, die wollene Decke über den Kopf, die er zu diesem Zweck bereit hielt und die in ihren weiten Falten die Schreie des armen Opfers ersticken sollte. Fräulein v. Brucourt hatte weder Zeit, sich zu besinnen, noch Kraft, sich zu vertheidigen. Wie einem im Nez gefangenen Vogel war es ihr mit einem Schlage unmöglich gemacht, etwas zu thun. Einen Augenblick später fühlte sie sich in die Höhe gehoben, einige Schritte weit fortgetragen und auf die Kissen eines Wagens niedergelassen, der sich sofort in Bewegung sezte und sie in wenigen Minuten weit aus dem Bereiche des väterlichen Schutzes entführt hatte.

Am nächsten Morgen ganz früh hatte Daniel v. Maldrée bei seiner Ankunft im Schlosse die Gouvernante von Renée, Fräulein Lisbeth, in einem Zustand von Schrecken und Niedergeschlagenheit vorgefunden, der schwer zu beschreiben war. Er erfuhr aus ihrem

Munde, daß man Herrn v. Brucourt in seinem Zimmer eingeschlossen, besinnungslos gefunden, daß man ihn habe ins Bett bringen müssen und eine Gehirnentzündung befürchte. Was Renée anbetraf, so war sie zugleich mit dem Fürsten Bedleben verschwunden. Daniel ahnte sofort, daß der Elende seine Braut entführt habe, denn er konnte nicht an ihrer Liebe zweifeln und wußte Jenen jeder Schandthat fähig.

„Fürst,“ rief er drohend, „jezt gilt es! Sie oder ich!“

Noch an demselben Tage verließ er mit seinem Freunde Jabin die Einsiedelei, nachdem er Lisbeth das Versprechen gegeben hatte, sie über den Erfolg seiner Nachforschungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Dritter Theil.

Vergeltung.

Die „Avenue des Königs von Rom“, die am Triumphbogen beginnt und bis an die alte Terrasse von Chaillot reicht, ist eine der glänzendsten Schöpfungen des modernen Paris. Es ist eine breite, luftige, majestätische Straße, an deren beiden Seiten großartige Häuser und prächtige Paläste stehen, von denen einige mit Recht für die schönsten der ganzen Hauptstadt gelten. Unter diesen Palästen ist einer, wenn man in der Richtung nach dem Trocadero geht, zur rechten Hand etwa in der Mitte der Avenue gelegen, ebensowohl durch seine architektonisch schönen Formen bemerkenswerth, wie durch sein geheimnißvolles Aussehen. Er liegt hinter einem Ehrenhof, den ein Gitter vom Boulevard trennt, das zwei Thürhüterpavillons mit einander verbindet. Dicker Epheu rankt sich an diesem Gitter hin und entzieht den Vorübergehenden den Anblick der Vorderfront des Gebäudes. Wenn aber die Thüren sich öffnen, um einen Wagen hinein oder herauszulassen, so kann man unter einer Ueberdachung von schön gearbeitetem Eisen eine prächtige Freitreppe sehen, die den Zugang zum Innern der Behausung bildet. Der Palast besteht aus zwei Stockwerken, die durch starke Säulen in fremdartigem Stil, der fast an den der indischen Tempelsäulen erinnert, gestüzt und getragen werden. Am Ende des Hauses bemerkt man rechts und links je einen

Durchgang, von denen der eine nach einem Hofe führt, an welchem sich die Ställe und Wagenremisen befinden, während man durch den anderen in einen Garten gelangt, dessen Rasenplätze sich vor der Rückseite des Hauses ausbreiten. Der Garten, von einer hohen Mauer umschlossen, ist mit schönen Bäumen versehen, die man unter großen Kosten dorthin verpflanzt hat, und mit ausländischen Gewächsen, die aus ihm ein Wunder machen, würdig der üppigen Wohnung, der er zur Vervollständigung dient. Das Innere des Hauses ist seinem Aeußern entsprechend. Eine Marmortreppe verbindet die beiden Stockwerke, auf jeden ihrer beiden Absätze münden breite Korridore, von denen aus man in die zahlreichen Zimmer gelangt. Die Empfangssalons, der Gala-Speisesaal, das Rauchzimmer, die Bibliothek und der Billardsaal befinden sich im Erdgeschoß, die eigentliche Wohnung im ersten und die Logirzimmer im zweiten Stock. Die Dienerschaft wohnt außerhalb des Palastes über den vorher erwähnten beiden Durchgängen, so daß am Abend nach Beendigung ihres Dienstes das Haus von ihrer Bewachung frei und zur ungestörten Verfügung der Herrschaft bleibt. Die Ausstattung ist nicht weniger bewunderungswürdig, als das Haus selbst; sie ist eine herrliche Sammlung von Meisterwerken alter und neuer Kunst. Auf jedem Schritt begegnet man Reichthümern; hier sieht man Gemälde, die an Schönheit mit denen des Louvre wetteifern, dort Möbel von Eichen- oder Zedernholz, deren Wände mit großer Kunstfertigkeit geschnizt, gemeißelt oder ausgearbeitet sind, und deren Beschläge allein den Werth eines ganzen modernen Mobiliars repräsentiren. Dann kommen noch Statuen, Antiken, chinesische Waaren, Vorhänge von venetianischen Spitzen, florentinische Bronzen, kurz Alles, was das Auge eines Liebhabers schöner Gegenstände erfreuen kann. Man spürt übrigens, daß alle diese Dinge ihren bestimmten und sicher keinen schlechten Plaz gefunden haben. Sie befinden sich in einer Umgebung, die eigens für sie geschaffen scheint, und man würde sie nicht von ihrem Platze rücken können, ohne ihren eigenen Werth und den der Wohnung, welche sie umgibt, zu verringern. Daher ist auch, trozdem die Besitzung in der Zeit, während welcher sich die Ereignisse unserer Erzählung abspielten, zweimal ihren Herrn gewechselt hat, in der inneren Ausstattung nichts verändert worden; sie wurde verkauft und gekauft mit dem ganzen Besitzthum zu gleicher Zeit, so daß das

Aussehen jedes Zimmers und Stückes viele Jahre hindurch das nämliche geblieben war.

Es mochte vierzehn Tage nach den Ereignissen seyn, welche den zweiten Theil dieser Erzählung endigten, am Abend gegen acht Uhr, als sich in einem Zimmer im zweiten Stockwerk des Palastes im rechten Flügel der nach dem Garten liegenden Front eine Dame allein befand. Das Zimmer war ganz und gar mit blauem Sammet ausgeschlagen, der Fußboden mit einem dunkelfarbigen Teppich bedeckt. Eine Lampe von Sèvres-Porzellan verbreitete, auf einem schwarzen Holztischchen stehend, das mit Gold eingelegt war, einen unbestimmten Schein um sich her. Das Bett, in einer dunkeln Ecke stehend, vermuthete man mehr, als man es sah. Gegenüber der mit schweren Portièren verhangenen Thür hing ein Gemälde, eine kunstgerechte treue Kopie des „Christus am Kreuz" von Philipp von Champagne, dessen Original man im Palais Luxembourg bewundern kann. Das Zimmer schien so angelegt, daß jeder Schrei, mochte er nun von Freude oder Schmerz verursacht seyn, dort ungehört verhalle. Die Dame, welche sich an diesem Ort allein befand, saß auf einem niedrigen Schemel vor dem Feuer und hatte die Ellenbogen auf die Knie gestützt, während ihr Kopf in den Händen ruhte. Sie war jung und schön, aber der Schmerz hatte in ihrer Seele bereits grausame Verheerungen angerichtet. Das konnte man erkennen an der Blässe ihres Gesichtes, an den ermatteten Zügen, den ungeordneten Haaren, die über ihre Schultern hinabflossen, und an den Augen, die in Träumereien verloren waren, an denen die Traurigkeit sicherlich mehr Antheil hatte, als die Freude. Diese Dame war Renée v. Brucourt und das Zimmer ein Zimmer im Palast des Fürsten Bedleben. Sie lebte hier seit vierzehn Tagen, gebrochen, vernichtet durch das grausame Ereigniß, zu dessen Opfer sie die wilde Leidenschaft des Fürsten ausersehen. Dem väterlichen Herde rauh entrissen, der Liebe Daniel's beraubt, von diesem verhaßten Menschen bewacht, befand sie sich jezt weit entfernt von Denen, die sie hätten gegen die Gefahren schützen können, die sich unablässig auf ihrem Wege häuften, auf ihre eigene Kraft angewiesen, deren sie sich zu ihrer Vertheidigung nur mit unsagbarer Angst zu bedienen vermochte, wenn sie sich die erschütternden Umstände ihrer Entführung in's Gedächtniß zurückrief.

Als sie damals zuerst wieder zu sich gekommen war und gespürt hatte, daß sie in einem von schnellen Pferden fortgezogenen Wagen an der Seite ihres schlimmsten Feindes sitze, hatte sie Widerstand zu leisten versucht. Um sich stoßend und schlagend, hatte sie sich aus der Wagenthür stürzen wollen. Der Fürst hatte sie zurückgehalten; mit herkulischer Kraft ausgestattet, hatte er sie ihrer Ohnmacht überführt und gesagt: „Ich bitte Sie, und nöthigenfalls befehle ich Ihnen, sich zu beruhigen. An Dem, was jezt vorgeht, mögen Sie erkennen, wessen die Leidenschaft fähig ist, die Sie in mir erweckt haben. Jezt, wo ich den Kampf gegen Sie unternommen habe, die ich anbete, und die mich dennoch zwingt, solche gewaltsamen Mittel anzuwenden, jezt werde ich diesen Kampf bis zum Ende durchführen. Ich bin entschlossen, Sie eher zu tödten, als Sie einem Anderen zu überlassen. Wenn Sie also vor unserer Ankunft in Paris den Versuch machen sollten, meinen Händen zu entschlüpfen, mir zu entfliehen, oder um Hilfe zu rufen, dann erdolche ich Sie, das schwöre ich Ihnen; zwingen Sie mich darum nicht, zu beweisen, daß ich nur ein Wort habe. Ich verpflichte mich, Sie in Ehren zu halten und geduldig zu warten, bis die Liebe, welche Ihnen eine Leidenschaft, die, wie die meine, selbst zum Verbrechen fähig ist, einflößen muß, oder die Schwachheit Sie endlich in meine Arme treiben werden. Bis zu diesem Tage wird mein Haus Ihre Wohnung und ein Zimmer Ihr Gefängniß seyn; die einzige Strafe, zu der ich Sie verurtheile, wird die seyn, mich zu empfangen und mich anzuhören. Ich will Sie zwingen, mich zu lieben; Sie kommen nicht eher aus meinem Palast heraus, ehe Sie nicht Fürstin sind und meinen Namen tragen; Sie sollen meine Gattin werden, ich will es."

Diese sichere und entschlossene Sprache des Verbrechers führte auch Renée zur Ruhe zurück. Selbst in dieser verzweifelten Lage verlor sie nicht die Hoffnung, sich dieser rohen Zuneigung doch noch zu entziehen, die in ihr schlechterdings keine anderen Empfindungen als die des Ekels zu erwecken vermochte. Ohne den Versuch zu machen, sich zu erklären, wie es hatte kommen können, daß ihr Vater nicht zu ihrem Schutze herbeigeeilt sei, entschoß sie sich, völligen Gehorsam zu fingiren. Mit zerrissenem Herzen, aber aufrecht erhalten durch die Erinnerung an Daniel und das Gefühl ihrer eigenen Würde, der niedrigen Verfolgung, deren Gegenstand

sie geworden war, Troz bietend, faßte sie sich in Geduld. Erst in Paris verließ sie den Wagen nach einer Reise, die fast einen ganzen Tag lang gedauert; in dem Hôtel des Fürsten angelangt, wurde sie von Bedleben selbst nach dem ihr bestimmten Zimmer geleitet.

„Das ist hier Ihre Wohnung," sagte er; „es wird Ihnen darin an Nichts fehlen, ausgenommen an Freiheit. Eine Frau wird zu Ihrer Verfügung stehen und sich beeilen, Ihre Befehle auszuführen. Versuchen Sie es nicht, dieselbe zu bestechen, sie würde Sie nicht verstehen, versuchen Sie es auch nicht, zu entfliehen, denn Sie sind überall bewacht. So wird es bleiben bis zu dem Augenblick, wo es Ihnen gefallen wird, sich mir durch das Band der Ehe zu vereinigen; an diesem Tage wird ein Priester kommen, um uns zu segnen, und am nächsten Morgen darauf sind Sie frei. Auch bin ich fortwährend zu Ihrer Verfügung und werde mich glücklich schätzen, Ihrem Rufe Folge zu leisten, wann immer Sie denselben an mich ergehen lassen. Ihr Ruf läuft keinerlei Gefahr; denn Jedermann glaubt Sie in Brucourt bei Ihrem Vater. Was übrigens diesen angeht, so ist er überzeugt, daß es Ihr freier Wille gewesen ist, mit mir zu entfliehen, und da er weiß, daß ein solches Abenteuer nur mit einer Heirath endigen kann, so empfindet er keinerlei Sorge oder Unruhe in diesem Punkt, wie Sie Das möglicherweise befürchten könnten."

Renée antwortete nicht. Sie hatte den Entschluß gefaßt, zu schweigen. Sie warf dem Fürsten nur einen verächtlichen Blick zu, als er sich zurückzog. Eine russische Kammerfrau, die nicht ein Wort französisch verstand, kam, um die Befehle der jungen Dame auszuführen. Man sezte ihr eine Mahlzeit vor, die sie kaum anrührte, und dann begab sie sich zur Ruhe, nachdem sie zuvor mit großer Mühe die schwersten Möbel vor die Thür geschoben und sich gewissermaßen in ihrem eigenen Zimmer verbarrikadirt hatte. Sie war am Abend angekommen; am nächsten Morgen eilte sie an das Fenster. Ein großer Garten, von hohen Mauern umgeben, jenseits deren man freies Feld sah, bot sich ihren Blicken dar. Es war Winter, und der Schnee bedeckte unter einem nebligen, grauen Himmel die Plätze und Bäume des Gartens. Sie begriff jezt, wie streng ihre Gefangenschaft seyn würde, und und fing bitterlich zu weinen an; allmälig indessen beruhigte sie sich wieder und begann ihre Lage ruhig zu überschauen. Sie sagte

sich, daß sie sich nur dadurch retten könne, wenn sie den schändlichen Plänen des Fürsten eine unzerstörbare Geduld entgegensetze; daß sie ihm eine tiefe Ruhe vorspiegeln müsse, während sie auf das Ende ihrer Gefangenschaft wartete, und daß sie so Zeit gewinnen müsse, während welcher sie die Lage des Orts studiren könne, an welchem man sie gefangen hielt, und versuchen, die Aufmerksamkeit ihrer Wächter zu täuschen, deren Art und Zahl sie freilich nicht kannte. Sie betete inbrünstig und fühlte sich danach heiterer und neugestärkt. Vierzehn Tage -- ein Jahrhundert — vergingen so, ohne daß sie den Fürsten zu Gesicht bekommen hätte, und es ist am Abend des vierzehnten Tages, wo wir sie allein in dem Zimmer gefunden haben, das sie seit ihrer Entführung noch nicht verlassen hatte! An was dachte sie wohl? Man kann es sich denken; an ihren Vater, an Daniel, an die Sorge, in der jene Beiden schweben mußten, an Mittel zur Flucht und an Das, was sie thun könne, um die Gefahr zu beschwören, die ihr von allen Seiten drohte. Inmitten dieser schmerzlichen Ueberlegungen hörte sie auf dem benachbarten Korridor das Geräusch von Schritten, gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und sie sah den Fürsten Bedleben.

Sie stand auf. „Fürst", sagte sie mit einem Ausdruck, in dem Zorn und Verachtung sich um den Vorrang stritten, „Sie brechen Ihr Wort."

„Inwiefern, wenn ich bitten darf?"

„Sie hatten mir versprochen, meine Gefangenschaft nicht durch Ihre Gegenwart zu beunruhigen."

„Nein, nein", widersprach er lebhaft; „ich habe Ihnen Nichts Derartiges versprochen. Was ich Ihnen versprochen habe, war, Sie in Ehren zu halten, aber nicht, darauf zu verzichten, zu Ihnen von meiner Liebe zu sprechen." So sprechend nahm er ungenirter Platz.

„Werden Sie nicht zu vernünftigeren Gedanken kommen? Werden Sie dabei beharren, mich spröde zurückzuweisen?" fragte er, alle Weichheit und Milde in seine Stimme legend, deren er überhaupt fähig war. „Auf was hoffen Sie denn? Mir zu entkommen? Das ist unmöglich. Sich meinen Wünschen zu widersetzen? Daran können Sie nicht ernstlich gedacht haben. Sie verdammen sich zu einer ewigen Gefangenschaft; und fürchten Sie denn gar nicht, daß meine Geduld ein Ende haben könne? Ich

bitte Sie, zu bedenken, daß Sie die Meinige seyn werden, so bald es mir gefällt. Sie sind hier in meiner Gewalt. Mit der Außenwelt können Sie nicht in Verbindung treten, Ihr Geschrei kann nicht gehört werden, und an dem Tage, an dem ich Das mit Gewalt erlangen wollte, was Sie mir nicht aus freien Stücken bewilligen wollen, würde ich tausend Mittel in Händen haben, um Sie zum Widerstande unfähig zu machen."

„Und Sie sagen, Sie lieben mich", rief Renée, die noch jezt versuchen wollte, dieses Scheusal zu besänftigen, das thierisch und roh war, schlimmer als ein Kosak. „Wenn Sie mich liebten, würden Sie dann Gefallen daran finden, mich zu peinigen? Wenn Sie mich liebten, würden Sie dann nicht Pläne machen, mich glücklich zu sehen, selbst wenn Ihnen der Anblick meines Glückes Schmerz bereiten sollte? Würden Sie mir gedroht haben? Würde ich Ihre Gefangene seyn? Nein! Nie werde ich an eine Liebe glauben, die bisher nichts Anderes hat vollbringen können, als mein Herz quälen, mein Leben beunruhigen und sich mir als ein Gegenstand des Abscheues darstellen."

„Was müßte ich denn thun, um in Ihnen die Flamme zu entzünden, die mich zu verzehren droht?"

Renée würdigte ihn keiner Antwort.

„Sie sehen selbst", ergriff der Fürst wieder das Wort, „daß Sie mir keine Hoffnung lassen wollen. Ihr Schweigen kommt einem Zugeständniß gleich. Oh, ich weiß es wohl, daß, wenn Sie gewußt hätten, bis zu welchem Aeußersten ich gehen würde, Sie sich nicht gescheut haben würden, eine Komödie zu spielen mit dem Zweck, mich glauben zu machen, Sie könnten mich vielleicht aus Mitleid nehmen, und daß die Wahrheit erst an den Tag gekommen seyn würde, nachdem die Täuschung geglückt und Sie nicht mehr im Bereiche meiner Macht gewesen wären. Alle diese Dinge habe ich sehr wohl vorher erwogen, und gerade darum sind Sie meine Gefangene. Ja wohl, Sie selbst haben mich zu diesen Gewaltthätigkeiten veranlaßt; denn ich war entschlossen, und bin es noch, Sie um keinen Preis, welcher es auch sei, aufzugeben. Gewiß, der Weg, den ich habe einschlagen müssen, ist nicht der eines gewöhnlichen Liebhabers. Herr v. Maldrée würde Sie einem Nebenbuhler nicht auf diese Art streitig gemacht haben; ich kenne seine Theorien, ich weiß, daß er im Stande gewesen wäre, Ihnen

zu entsagen, wenn Sie es verlangt hätten, daß er eher im Stillen sein Leid getragen, als den Versuch gemacht hätte, Ihren Wünschen zu widerstreben. Aber ein solcher Wankelmuth liegt nicht in einer Seele, wie die meinige. Ich trage eine Leidenschaft im Herzen, die mich verzehrt, die mein ganzes Wesen durchdrungen hat; diese Leidenschaft will und wird befriedigt werden. Hassen Sie mich! Das steht Ihnen frei, aber dennoch werden Sie mir eines Tages angehören, und ich rechne darauf, daß Sie mir verzeihen werden, wenn Sie meine Liebe theilen. Sollte mir jedoch Ihre Verzeihung nicht zu Theil werden, so werde ich wenigstens die unbegrenzte Freude haben, zu wissen, daß kein Anderer die Süße Ihrer Liebkosungen erfahren wird, Sie in meiner Gewalt zu haben und Sie zu zwingen, mich nicht zu vergessen. Dann werden Sie dieser Existenz müde werden, Ihre Thatkraft wird nachlassen, und Sie werden sich sagen, daß es immer noch besser ist, die Gemahlin des Fürsten Bedleben zu seyn, als seine heimliche und gezwungene Maitresse. Die Kämpfe, denen ich Sie aussetzen muß, haben allerdings einen einigermaßen verhaßten Charakter, dieselben werden Sie mit Schande bedecken. Nun, Sie werden dann den Widerstand aufgeben, und eines Tages wird Sie das Verlangen, zu leben, in meine Arme drängen."

„Niemals! Niemals!" rief Renée ungestüm. „Lieber sterben, als die Gattin eines Mannes werden, für den ich nichts anderes, als die tiefste Verachtung empfinden kann; denn Sie sind nicht einmal Dessen werth, daß ich Sie hasse!"

„Dergleichen Dinge sagen Sie jezt, aber nach sechs Monaten Gefangenschaft ändert sich die Sprache."

„Sechs Monate! Bevor sechs Monate vergehen, bin ich todt oder fern von hier."

„Fern von hier, nein! Todt, daran zweifle ich, denn Sie sind jung und kräftig. Ich kenne Ihre religiösen Anschauungen und weiß, daß Sie es nicht unternehmen werden, Ihren Tagen eigenmächtig ein Ziel zu setzen."

„Ich will lieber sterben, als Ihnen nachgeben," wiederholte Renée.

Aber was sie auch für Anstrengungen machte, um energisch zu erscheinen, ihre Kräfte verließen sie, und sie brach in Thränen aus.

„Das hatte ich längst erwartet," äußerte Bedleben. „Weinen

Sie, weinen Sie! Sie sind noch schöner so. Der Anblick Ihrer Thränen soll mich nicht erschüttern, und Sie zwingen, dieselben zu vergießen, heißt obenein noch, Sie zwingen, an mich zu denken."

„Das ist ehrlos!" murmelte das junge Mädchen, niedergedrückt von der Größe der Gefahr, die ihr drohte.

Auf einmal sagte Renée, von einer plözlichen Idee ergriffen zum Fürsten: „Ich will glauben, daß die Liebe Sie toll macht bis zur Grausamkeit, bis zur Ehrlosigkeit. Aber würde diese Liebe auch in Ihrem Herzen erwacht seyn, wenn ich, anstatt reich zu seyn, arm gewesen wäre?"

Der Fürst biß sich auf die Lippen. „Glauben Sie etwa, daß mir Ihre Mitgift nothwendig sei?"

„Ich weiß, daß Sie sich für reich ausgeben, daß Sie glauben machen, Sie seien es, und dennoch vermuthe ich, daß die Aussicht auf eine reiche Mitgift dieser Liebe nicht völlig fremd gewesen ist, die so unvermuthet über Sie gekommen ist, selbst ohne daß Sie mich gesehen hatten. Nun wohl, ich kann Sie bereichern, wenn Sie mir die Freiheit wiedergeben wollen. Ich bin in Ihrer Gewalt, setzen Sie also die Höhe meines Lösegeldes fest."

Er war unterdessen bereits von seiner Ueberraschung zurückgekommen, schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich liebe Sie. Sie will ich und nicht Ihre Mitgift."

„Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich!" schrie Renée außer sich, indem Sie auf ihn zuging. „Hoffen Sie nicht, mich zu überzeugen oder zu zwingen, ich werde mich ebenso sehr gegen Ihre Zudringlichkeit vertheidigen, wie gegen meine Schwachheit, auf die Sie rechnen."

Der Fürst erhob sich, als fürchte er, das junge Mädchen könne sich zu einem Akt der Gewaltthätigkeit fortreißen lassen.

„Ich werde nicht ewig Ihre Sklavin seyn, mein Vater wird mich wiederzufinden wissen."

„Ihr Vater?" rief er. „Aber der weiß ja ganz genau, wo Sie sind, und wird nichts unternehmen, um Sie meinen Armen zu entreißen."

„Das ist eine Lüge!"

„So muß ich Ihnen also die ganze Wahrheit sagen?" fragte der Fürst mit einem Ausdruck, in dem sich Feierlichkeit und Ironie paarten.

Er wartete einige Sekunden; als ihn aber dann Renée's Blick zum Sprechen herauszufordern schien, begann er: „Ihr Vater hat ehemals ein schweres Verbrechen begangen, das unentdeckt geblieben ist, und von dem ich allein Kenntniß habe. Ich besitze die Beweise dafür, und weil Ihr Vater weiß, daß ihn ein Wort von mir der Ehre berauben, ihn mit Schande bedecken, ja, selbst ihn dem Schaffott überliefern kann, so habe ich Sie entführen dürfen, so sind Sie mit seiner Genehmigung hier und werden so lange hier bleiben, als es mir irgend gefallen wird, ohne daß ich darum seine Einmischung zu fürchten oder Sie dieselbe zu hoffen haben."

„Ein Verbrecher! Mein Vater!" stieß Renée entsezt hervor.

„Glauben Sie denn, fuhr der Fürst fort, daß ich mich auf ein solches Abenteuer eingelassen haben würde, ohne zuvor für meine Sicherheit zu sorgen? Ich wollte Ihnen diese Dinge verheimlichen, aber Sie selbst zwingen mich dazu, dieselben einzugestehen. Um übrigens diese Beichte zu vervollständigen und Sie zugleich von Ihrer Liebe zu Herrn v. Maldrée zu heilen, werde ich Ihnen meine Geständnisse bis zum lezten machen. Erfahren Sie denn, daß Sie Daniel nie hätten heirathen können."

„Daniel? — Nicht heirathen können?"

„Nein! Denn zwischen Ihnen Beiden fließt Blut."

Renée's Auge ruhte ängstlich fragend auf ihm, und mit einer Bereitwilligkeit, die seine Befriedigung nur zu deutlich verrieth, erzählte er: „Ihr Vater hat nicht immer den Namen Brucourt getragen, unter welchem er heute bekannt ist. Es gab eine Zeit, wo er sich Malory nannte, er war damals Kapitän. Eines Tages, am Morgen nach einem heldenmüthigen, blutigen Kampfe, der in der Krim ausgefochten worden war, fand er auf dem Schlachtfelde unter den Todten einen schwer verwundeten Offizier. Dieser Offizier war der Vater des Mannes, den Sie lieben. Er war dem Tode nahe, fern von seinem Vaterlande und fern von seinem Sohne. Diesen Sohn empfahl er der Fürsorge des Kapitäns, indem er demselben anvertraute, daß sein Vermögen sich zum größten Theil in den Händen einer polnischen Dame befinde, die er zu heirathen im Begriff gestanden habe. Nach dieser Mittheilung starb er. Ihr Vater begab sich zu jener Dame, die nicht weit vom Schlachtfelde wohnte, erdrosselte sie und steckte ihr Haus

in Brand, nachdem er sich der Daniel v. Maldrée bestimmten Erbschaft bemächtigt; diese Erbschaft hat ihm erlaubt, Sie, seine Tochter, mit Reichthum und Wohlstand zu umgeben. Dieses entsezliche Verbrechen aber hatte einen Zeugen, und der war ich. Nachdem Ihr Vater sich entfernt hatte, drang ich in das brennende Haus ein, entriß sein Opfer dem Tode und brachte sie, die indessen wahnwitzig geworden war, nach meiner Wohnung in Sicherheit. Sie ist noch am Leben, und dieser Umstand vermag es, sie an Dem zu rächen, der sie hatte ermorden wollen. Das ist der Grund, warum Sie Daniel v. Maldrée nicht heirathen können, und Das ist auch der Grund, warum Ihr Vater Sie nicht gegen meine Liebe in Schuz nehmen kann. Ich könnte befehlen, sehen Sie Das jezt ein? Nun! Ich bitte nur, willigen Sie ein, meine Gattin zu werden. Sie stellen dadurch Ihren Vater für alle Zeit sicher, denn er wird wohl wissen, daß der Mann seiner Tochter ihn nicht verrathen kann. Wir lassen an Daniel eine Summe gelangen, die derjenigen gleichkommt, die ihm damals geraubt worden ist, und diese ganze schauerliche Vergangenheit, die ich vor Ihnen habe aufdecken müssen, soll fortan in Geheimniß und Vergessenheit versenkt seyn."

Renée, niedergeschmettert durch diese Eröffnungen, war außer Stande zu denken; sie sah nur eine Sache vor Augen, daß an den Händen ihres Vaters Blut klebe, daß sie die Tochter eines Diebes, eines Mörders sei, und daß der Mann, dem ihr Herz angehörte, dem sie ihr Leben geweiht hatte, das Opfer Dessen sei, dem sie ihr Daseyn verdanke. Der Fürst sah ein, daß ihm Nichts zu thun bleibe, als sich zurückzuziehen. Der kräftige Entschluß, den er gefaßt und den er soeben ausgeführt hatte, mußte eine Entscheidung herbeiführen. Er erwartete, daß sie seinen Wünschen gemäß fallen werde, indem er sich sagte, daß Renée ihn heirathen werde, um dadurch ihren Vater vom Schaffot zu retten und ein unüberschreitbares Hinderniß zwischen sich und Daniel v. Maldrée zu setzen.

Plözlich machte ein schreckliches Geschrei, in dem sich Gelächter mit Tönen tiefsten Schmerzes zu vermischen schienen, die Wände des Zimmers erzittern. Der Fürst schreckte zusammen. Renée erhob erstaunt den Kopf. Im nächsten Augenblick wurde die Thür geöffnet, und das von Schrecken bleiche Gesicht eines Muschik's erschien,

desselben, der bei Renée's Entführung betheiligt gewesen war. Dieser Mensch brachte hastig einige Worte in russischer Sprache vor.

„Dummkopf!" schrie ihn der Fürst an.

Und er ging eilig hinaus unter Vortritt des Dieners, der Zeichen des äußersten Schreckens sehen ließ. Renée blieb allein. Die Mittheilungen des Fürsten Bedleben waren wie ebenso viele unvorhergesehene grausame Streiche auf ihr armes Herz gefallen. Der Fürst schwebte ihr noch immer vor, sie glaubte noch immer den Ton seiner Stimme zu hören, und langsam begann sie die Tiefe des Abgrundes zu ermessen, an dessen Rand er sie mit rauher Hand gezerrt hatte. Sie sollte auf Daniel verzichten. Für ihren Vater konnte sie weder Achtung noch Liebe mehr empfinden; Alles, was in ihrem Herzen für ihn zurückblieb, war tiefes Mitleid mit dem Verbrecher, dessen seltsames Wesen und befremdendes Beginnen sie sich jezt wohl zu erklären vermochte. Es hatte ihr keine Mühe gemacht, Bedleben's Versicherungen Glauben beizumessen, denn noch war ihr die grauenhafte Nacht frisch im Gedächtniß, in welcher sie den zum Stoß gegen Jabin erhobenen Arm ihres Vaters aufgehalten, und in der er nachher einen momentanen Anfall von Tollheit geheuchelt hatte, um sein verbrecherisches Vorhaben dadurch zu erklären. So war sie also in den beiden theuersten Empfindungen ihres schuldlosen Lebens getroffen und blieb fortan, Dank ihrem Verfolger, zuckend und verwundet zurück, ohne zum Schuz gegen die Gefahren, welche er auf ihren Weg streute, die Hoffnung zu haben, die sie bis zu diesem Tage aufrecht erhalten hatte. Sie war in Zukunft allein und konnte, um den Zumuthungen des Fürsten sich zu entziehen, weder auf den Beistand ihres Vaters noch selbst auf den Daniel's zählen. Auf ihre Vertheidigung allein angewiesen, wuchsen ihre Kräfte und ihr Muth mit einer bei Frauen seltenen Zuversicht bis zu einer Größe an, die derjenigen der vor ihr aufgethürmten Hindernisse gleichkam. Zuerst entschloß sie sich, allen ferneren Bitten oder Drohungen mit Verachtung, Gleichmuth und Widerstand zu begegnen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um die Freiheit wiederzuerlangen, lieber unterzugehen als zu unterliegen. Wenn sie glücklich genug seyn würde, ihrem Tyrannen zu entkommen, so wollte sie sich zu ihrem Vater begeben, wollte ihn, während sie sich so stellte, als wisse sie nichts von seiner Vergangenheit, bereden, Frankreich zu verlassen, damit

Bedleben nicht etwa an ihm Rache nehmen könne für Das, was sie ihm angethan habe. Dann wollte sie versuchen, Daniel wiederzufinden, und wollte, weit entfernt von der Idee, daß sie ein unüberschreitbares Hinderniß zwischen Beide bringen müsse, ihn im Gegentheil an ihre Liebe und an seine Eide erinnern und seine Gattin werden. Oh, wie wollte sie ihn dann mit Liebe und Zärtlichkeit umgeben, und wie wollte sie mit aller Energie und Ausdauer daran arbeiten, ihn glücklich zu machen, um so die Sünde des Herrn v. Brucourt gegen ihn, so viel sie konnte, wieder gut zu machen! Wenn jemals Daniel die Wahrheit erfahren sollte, dann wollte sie für ihren Vater seine Verzeihung erflehen und ihrem Gemahl sagen: „Ich wußte Alles. Aber, indem ich Dir verschwieg, daß die Vergangenheit unserer Familien kein Geheimniß für mich enthalte, indem ich Dir in Form einer Mitgift das Vermögen zurückbrachte, das man Dir geraubt hatte, habe ich meine Pflicht zu erfüllen geglaubt."

So waren die Entschließungen beschaffen, bei deren Erwägung das tapfere Mädchen verweilte; nachdem sie dieselben gefaßt, fühlte sie sich voller Muth. Während der Nacht hatte sie sich diesen Plan für ihr Verfahren in der Zukunft gebildet, mit dem Vorsatze, zu sterben oder in ein Kloster zu gehen, wenn sich diese Hoffnungen nicht verwirklichen sollten. Gegen Morgen fand sie einige Erquickung im Schlaf. Bei ihrem Erwachen erhoben sich ihre Gedanken zu Gott; sie flehte ihn an, er möge ihr in diesen Tagen der Prüfung Kraft, Geduld und Muth erhalten. Von nun an begann ein neues Leben. Sie ging daran, die Lage des Ortes zu studiren, an dem man sie gefangen hielt; sie nahm sich vor, die Gewohnheiten und die Umgebung des Fürsten zu beobachten und, so ekelhaft ihr auch eine solche Rolle war, wenn es seyn mußte, den Fürsten zu täuschen, und endlich zu versuchen, mit der Außenwelt in irgend welche Verbindung zu treten.

Es war etwa neun Uhr, und die Frau, welche Renée bediente, trat jezt ein, um ihr eine Tasse Chokolade zu bringen, die sie auf einen Tisch niedersezte. Die Frau war alt und häßlich; ihr Gesicht drükte zugleich Trägheit und knechtische Unterwürfigkeit aus; sie war in der heilsamen Zucht der Knute erzogen; man hätte sie für taubstumm halten können, und Renée gab ihr ihre Aufträge nur durch Zeichen. Sie hieß Katharine. Eben wollte sie wieder

hinausgehen, als plözlich ein Schrei ertönte, ein herzzerreißender Schrei der Todesangst, ähnlich dem, wie ihn Renée am Abend vorher gehört hatte, ohne daß sie sich damals in ihrer entsezlichen Aufregung weiter darum gekümmert hatte. Dieser Schrei brachte sie in Aufruhr; denn ein Wesen, dem man die Kehle zuschnürt, konnte nicht gräßlicher schreien.

„Was ist Das?“ fragte sie hastig.

Statt jeder Antwort bekreuzigte sich Katharine, dann ging sie hinaus und schloß die Thür hinter sich mit einem Schlüssel zu. Renée eilte an diese Thür, lehnte den Kopf an das mit Sammet überzogene Holzwerk und horchte. Auf dem Korridor ging man eilig hin und her. Die Klagetöne, die sie gehört hatte, wurden von Neuem und stärker laut, sie kamen, so weit sie es beurtheilen konnte, vom Ende des rechten Flügels her. Sie ging nach dem Fenster und blickte, den Vorhang aufhebend, in den Garten hinab; hier stand sie wenige Augenblicke, als mehrere Personen, von dem Hause her kommend, den Hauptweg des Gartens betraten. Jezt sollte sich vor den Augen des jungen Mädchens ein ungewöhnliches Schauspiel entfalten. Eine Frau hatte den Garten betreten oder war, besser gesagt, in denselben hinein gestürzt auf der Flucht vor zwei männlichen Individuen, die ihr nacheilten, und hinter denen endlich Katharine ging, die Arme zum Zeichen der Verzweiflung und des Entsetzens erhebend. Diese Frau war es, die das schreckenerregende Geschrei ausstieß. In der Entfernung, aus der Renée sie sah, würde es schwierig gewesen seyn, mit Sicherheit ihr Alter anzugeben, man konnte indessen annehmen, daß sie nicht über vierzig Jahre alt sei; denn ihre Züge hatten troz ihrer Verzerrung und obwohl dieselben durch ein inneres Leiden früh gealtert waren, eine Reinheit bewahrt, die noch jezt erkennen ließ, wie schön einst ihre Trägerin gewesen seyn mußte. Ihre großen, tiefen Augen blickten irr umher, ihre Haare waren in Unordnung, ihre Glieder mager und knochig. Ihr Anzug bestand aus einer Art Hauskleid von grauem Tuch, das um die Taille von einer Schnur zusammengehalten wurde. Es genügte, einen Blick auf diese unglückliche Kreatur zu werfen, um zu wissen, daß dieselbe an einem furchtbaren Uebel leide. Sie war wahnsinnig. Warum floh sie aber? In ihrem athemlosen Lauf durcheilte sie die Gänge des Gartens, zuweilen die Einfassungen derselben überschreitend oder durchbrechend

und sich dabei Gesicht, Hände und Kleider an stacheligen Sträuchern zerreißend; dann wieder lief sie quer über Blumenbeete und Rasenplätze, Blumentöpfe und Marmorvasen oder was ihr sonst in den Weg kam, umwerfend. Die beiden Männer, welche sie verfolgten, waren geschickt und schnell und zeigten sich von dem entschiedenen Verlangen beseelt, sie wieder einfangen zu wollen; sie aber zeigte sich noch gewandter als jene, und wenn sie sie zu halten glaubten, so entwand sie sich ihnen immer wieder mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Behendigkeit. Einmal war sie gegen eine der mit Epheu berankten Mauern derartig in die Enge getrieben, daß die Männer glaubten, sie würde ihnen nun endlich in die Hände fallen. Einer von ihnen faßte sogar schon nach der Schnur, die um ihre Hüften geschlungen war; sie aber warf sich auf ihn, zerkrazte ihm das Gesicht mit den Nägeln und verursachte ihm so heftige Schmerzen, daß er sich heulend abwendete, während sie unter gellendem, unheimlichem Lachen abermals entkam; in Zeit von einer Minute war sie am anderen Ende des Gartens, von wo aus sie, hinter einem Baume stehend und Grimassen schneidend, ihnen mit wilden Gebärden drohte.

Renée sah schaudernd dieses Schauspiel mit an. Jezt erschien eine weitere Person im Garten, es war der Fürst. Mit undurchdringlichem Gesicht, die Cigarette im Munde, ging er auf die Wahnsinnige zu, während seine Rechte mit einer Reitpeitsche spielte. Seine Augen waren mit seltsamem Ausdruck auf die Unglückliche gerichtet, als wollte er sie magnetisiren; erst, als ihn nur noch drei Schritte von ihr trennten, blieb er stehen, erhob die Reitpeitsche und sagte etwas auf Russisch zu ihr, das bis zu Renée's Ohren drang, ohne daß sie es hätte verstehen können. Mit starrem Auge und Schaum auf den Lippen hatte die Tolle, als sie ihn kommen sah, ihre Verdrehungen und Gebärden plözlich eingestellt, ein Ausdruck unsagbaren Schreckens hatte sich auf ihrem Gesicht gelagert. Langsam wich sie zurück, mit gesenkter Stirn und schlaff herabhängenden Armen; dann, als die hinter ihr befindliche Mauer sie verhinderte, noch weiter zurückzuweichen, kauerte sie sich heulend nieder. Der Fürst stürzte sich auf sie, ergriff sie am Kleide, schlug sie roh mit seiner Reitpeitsche und rief die beiden Männer herbei, die hinter ihm geblieben waren. Sie kamen heran, die Wahnsinnige wurde gepackt und fortgeführt, fortwährend schreiend

und sich wehrend und, sobald einer ihrer Arme frei war, mit der Hand nach dem Halse fassend als wolle sie von da einen unsichtbaren Strick entfernen, der sie zu erwürgen drohe. Als sie den Garten verlassen hatte und der Fürst allein war, ließ derselbe seine Blicke umherschweifen und erhob dann die Augen zu den Fenstern von Renée's Zimmer. Das junge Mädchen hatte gerade noch Zeit, zurückzutreten, um nicht bemerkt zu werden, und sank dann sprachlos vor Entsetzen in einen Fauteuil. Bald hörte sie das Geschrei näher kommen und eine Gruppe von Menschen gegeräuschvoll an ihrer Thür vorübergehen; sie selbst schloß daraus, daß man die Wahnwitzige nach dem Zimmer zurückbringe, in dem sie untergebracht und aus dem sie eben entflohen gewesen sei.

„Wer ist diese Frau?“ fragte sie sich, einer unerklärlichen Unruhe zur Beute fallend. Bald aber kam ihr ihr Gedächtniß zu Hilfe. Sie erinnerte sich, daß am Abend vorher der Fürst, als er die Geschichte des Barons v. Brucourt erzählt, der Verlobten Jaques v. Maldrée's Erwähnung gethan hatte, die, von Malory erdrosselt und von dem Russen gerettet, sich in dem Zustande des Wahnsinns unter dessen Obhut befinde. Der Gedanke, daß die jammervolle Kreatur, die sie eben gesehen, eins der Opfer ihres Vaters sei, machte Renée's Herz stillstehen. Ihr trübes Sinnen hierüber wurde durch den Eintritt des Fürsten unterbrochen.

Derselbe sagte rauh: „Ich wollte, um Ihre Ruhe nicht zu stören, Sie in Unkenntniß darüber lassen, daß Madame Sophie Sterowski, durch mich einem sicheren Tode entrissen, ebenfalls in diesem Hause wohnt. Das Geschrei, das sie ausgestoßen hat, und das Sie ohne Zweifel gehört haben, zwingt mich, Ihnen dieses Geheimniß mitzutheilen. Erfahren Sie also, daß das einzige Opfer Ihres Vaters, welches dem Untergange entronnen ist, mit Ihnen unter ein und demselben Dache wohnt; aber erfahren Sie auch, daß, wenn jemals der Baron v. Brucourt ihr in den Weg käme, sie denselben tödten würde.“

Der Fürst zog sich zurück, ohne noch ein weiteres Wort hinzuzufügen. Was Renée anbetrifft, so hatte diese schreckliche Szene ihre Hoffnungen keineswegs zerstört, sondern dieselben im Gegentheil eher befestigt. Der Gedanke, daß sie dieses Haus nicht allein bewohne, sondern daß es darin außer ihr noch ein anderes unglückliches Opfer gebe, beruhigte sie in gewisser Hinsicht. Der

Fürst hatte der armen Wahnsinnigen nur das Leben erhalten und hatte sie nur aus der Krim nach Frankreich gebracht, um sie in der Hand zu haben, bereit, um sich ihrer gegen Brucourt zu bedienen, wenn sich dieser seinem Willen nicht fügen wolle. Es lag auf der Hand, daß der Fürst in den vollen zehn Jahren Nichts gethan hatte, um Madame Sophie möglicherweise zu heilen und sie den Verirrungen des Wahnsinns zu entreißen. Es hatte sogar eher den Anschein, als ob die Behandlung, die Bedleben der Unglücklichen zu Theil werden ließ, nur den Zweck habe, ihren Zustand zu verschlimmern und sie mehr und mehr in den Abgrund zu versenken, in welchen ihre Vernunft gebracht worden.

„Ist sie wirklich unheilbar?" fragte sich Renée. „Gibt es wirklich kein Mittel, sie zu heilen? Wenn ich das Glück haben sollte, dieses Wunder zu vollführen, würde sie mir dann nicht eine unbegrenzte Erkenntlichkeit entgegenbringen? Und wenn mein Vater ihr Uebles zugefügt hat, würde sie ihm nicht vielleicht verzeihen, wenn sie daran denkt, daß sie mir ihre Heilung verdankt? Der Fürst behandelt sie unmenschlich, und sie muß ihn hassen; wenn sie noch einen Schimmer von Vernunft besizt, so muß es mir, die ich wie sie, wenn auch aus anderen Gründen, ein Opfer Bedleben's bin, leicht werden, ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich werde zu ihren Füßen weinen, ich werde, wenn es seyn muß, mein Leben ihrem Dienste widmen, um ihr eine Begleiterin zu seyn, und wenn sie dann hört, daß Daniel v. Maldrée mich liebt, und daß ich ihn wiederliebe, so wird sie aus Dankbarkeit für mich oder aus Zuneigung für den Sohn ihres gefallenen Bräutigams das Leid vergessen, das sie von meinem Vater zu erdulden gehabt hat; sie wird sich wenigstens so stellen, als vergäße sie es. Allein, wie fange ich es an, um zu ihr zu gelangen?"

Diese Frage beunruhigte Renée. Sie fürchtete, daß sie nur unter gefährlichen Abenteuern dazu werde gelangen können, mit der Geisteskranken zusammen zu kommen und bei ihr zu bleiben. Die Unruhe sollte indessen nur von kurzer Dauer seyn.

„Ich muß aus diesem Zimmer hinaus," sprach sie bei sich, „und wenn es nur auf ganz kurze Zeit wäre, um zu erfahren, an welchem Orte sie eingeschlossen ist."

Sie selbst war am Abend in dem Palais des Fürsten angekommen. Der Wagen war in einen Hof hineingefahren, und

erst da hatte sie den Fuß zur Erde gesezt; sie wußte daher nicht, in welchem Viertel sie sich befinde. Aber was ihrem Gedächtniß gegenwärtig geblieben war, das war die Lage der Oertlichkeiten, durch die man sie geführt, um sie nach dem Zimmer zu geleiten, in welches man sie eingeschlossen hatte. Sie wußte, daß, nachdem sie einen geräumigen Vorsaal, mit Kunstgegenständen angefüllt, durchschritten, sie auf einer Marmortreppe, deren Stufen mit Teppichen belegt und mit Blumenvasen geschmückt gewesen, zwei Etagen hoch gestiegen war. Am Ende dieser Treppe hatte sie sich auf einem Korridor befunden, an dessen Ende zur Linken die Thür ihrer gegenwärtigen Behausung geöffnet worden war. Hiernach und nach Dem, was sie gehört, schien es ihr gewiß, daß die Wahnsinnige sich mit ihr in demselben Stockwerk, aber auf der anderen Seite der Treppe befinde. Ueberdieß war ihr bekannt, daß die Wohnung des Fürsten im ersten Stock liege, und somit sah sie die Möglichkeit, sich während der Nachtzeit zu Madame Sophie zu begeben, wenn es ihr nur gelingen konnte, die Thür ihres eigenen Zimmers zu öffnen. Ganz in diese Kombinationen vertieft, die wohl ein günstiges Resultat haben konnten, hatte sie das Fenster aufgemacht, das, wie bereits gesagt, nach dem Garten zu gelegen war. Sie neigte sich vor, um womöglich zu sehen, was sie für Nachbarn habe. Zuerst sah sie Nichts als Dächer auf allen Seiten; als sie sich aber noch mehr vorbeugte, entdeckte sie am Horizont wie eine Linie den oberen Theil des Triumphbogens vom Stern. Sie stieß einen Freudenschrei aus; denn nun unterlag es keinem Zweifel mehr, daß sie in Paris sei. Sie freute sich, von früher her zu wissen, daß der Palast des Fürsten Bedleben in der Nachbarschaft des Bois de Boulogne liege und ganz nahe bei dem Hôtel, das ihr Vater in Paris in der Avenue von Eylau besaß. Sie schloß das Fenster, ging an die Thür und begann, den Vorhang derselben lüftend, das Schloß zu untersuchen; dasselbe glich zwar allen übrigen derartigen Thürschlössern, aber dennoch würde eine stärkere Hand, als die der jungen Dame, dazu gehört haben, um es gewaltsam zu öffnen, was sie zudem auch nicht hätte versuchen können, ohne sich der sicheren Gefahr auszusetzen, ihr Vorhaben entdeckt zu sehen. Von dieser Seite war also Nichts zu hoffen, außer vielleicht durch eine Nachlässigkeit der Kammerfrau, und eine solche war sehr unwahrscheinlich. Nun kamen ihr

die Romane in's Gedächtniß, die sie in früheren Zeiten in Menge gelesen, und sie erinnerte sich, daß darin häufig von geheimen Thüren die Rede gewesen sei. Vielleicht konnte sie unter dem dicken Sammet, mit dem die Wände des Zimmers bedeckt waren, eine Oeffnung finden, die ihr gestattete, hindurchzuschlüpfen. Sie begann die Runde in dem Raum zu machen und klopfte bei jedem Schritt mit der Hand gegen die Mauer. Plötzlich war es ihr, als sei der dadurch hervorgebrachte Ton dumpfer als bisher, und richtig befand sich an dieser Stelle keine Steinmauer, sondern eine hölzerne Zwischenwand mit einem leeren Raume dahinter, der gerade am Kopfende des Bettes, von dessen Vorhängen verdeckt, lag, so daß man hier den Sammet, mit dem die Wand bezogen war, zerreißen oder zerschneiden konnte, ohne daß es zu merken gewesen wäre. Man muß selbst die Bitterkeit einer harten Gefangenschaft durchgemacht haben, um die Freude begreifen zu können, die das Herz eines Gefangenen bestürmt, wenn er nach langer, langer Zeit endlich einen Schein der Möglichkeit vor Augen hat, die Freiheit wiederzugewinnen.

„Ich werde die Tapete zerreißen," dachte Renée; „hier muß ich einen Ausgang finden."

Sie drückte ihr Ohr gegen die Holzwand, konnte aber kein Geräusch dahinter vernehmen; das Herz hämmerte ihr in der Brust. Aber jezt ertönten Schritte auf dem Flur, und eilig kehrte sie in die Mitte des Zimmers zurück.

Katharine trat ein und brachte die Mahlzeit, welche die junge Dame in der Regel zu Mittag einnahm. Renée sezte sich an den Tisch, und schweigend bediente sie Katharine; nach Beendigung der Mahlzeit zog sich diese wieder zurück, und Renée befand sich von Neuem allein.

„Soll ich jezt ans Werk gehen?" fragte sie sich. „Oder ist es besser, die Nacht abzuwarten, um mich nicht einer Ueberraschung durch den Fürsten auszusetzen?" Sie beschloß zu warten. Wie groß auch ihre Ungeduld seyn mochte, sie wurde dennoch von ihrer Klugheit überboten. Der Nachmittag verlief wie gewöhnlich. Gegen fünf Uhr kehrte Katharine zurück, mit einem großen Korbe beladen, aus welchem sie mit Hilfe des Muschik's, den Renée bereits gesehen, zwei Kleider, Leinenzeug und einige andere für ein weibliches Wesen unentbehrliche Gegenstände herausnahm. Renée war

mit den Kleidern in Bedleben's Haus gekommen, die sie im Moment der Entführung getragen. Der Fürst bewies ihr, daß er für sie Sorge trage. Als die Kleidungsstücke ausgepackt waren, verschwand der Muschik, und Katharine übergab Renée einen Brief. Derselbe kam vom Fürsten und lautete folgendermaßen: „Ich nehme an, daß die Kleider und das Leinenzeug, das ich für Sie habe kaufen lassen, Ihnen zusagen werden. Wenn Sie mich auch zwingen, Härte gegen Sie anzuwenden, so habe ich doch nicht die Absicht, Sie zu peinigen oder zu den moralischen Leiden, die Sie aus eigener Schuld zu erdulden haben, auch noch physische Schmerzen hinzuzufügen. Wenn Sie also Lust verspüren, spazieren zu gehen und frische Luft zu schöpfen, so dürfen Sie nur ein Wort zu dem Muschik sagen, den Katharine stets zu ihrer Verfügung hat, und er wird Sie sofort in den Garten geleiten. Ebenso, wenn es Ihnen unangenehm seyn sollte, in ihrem Zimmer zu speisen, so werde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie mir die Ehre anthun, sich mit mir an denselben Tisch zu setzen. Wenn Sie diesen Brief gelesen haben, dann geben Sie Katharine ein Zeichen, und sie wird den Muschik holen, der genug französisch versteht, um Ihre Befehle entgegenzunehmen." Renée überlegte einen Augenblick, dann gab sie troz ihres Widerwillens dieser starken Versuchung nach und machte ein Zeichen. Katharine verstand dasselbe; denn sie öffnete die Thür, und der Muschik, der hinausgegangen war, trat wieder ein. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß, mit ungewöhnlicher Kraft begabt; sein Gesicht war zu drei Viertheilen von einem braunen struppigen Barte bedeckt, seine Stirn war niedrig und schmal und seine grauen Augen ausdruckslos. Als sie diesen Menschen anblickte, fragte sich Renée, ob es wohl möglich seyn werde, ihn jemals für ihr Schicksal zu interessiren.

„Jedenfalls will ich es versuchen," nahm sie sich vor. Und laut fragte sie: „Wie heißest Du?"

„Alexis, Fräulein," antwortete er mit harter Betonung und einer vorzugsweise aus Kehllauten bestehenden Stimme.

„Bist Du schon lange im Dienste des Fürsten?"

„Seit dem Tage, an dem er Herr des Landes geworden ist, zu dem ich als Leibeigener gehöre; seit zehn Jahren."

„Bist Du ihm ergeben?"

Alexis antwortete nicht, Katharine, die kein Wort von dieser

Unterhaltung verstand, blieb unbeweglich und hatte die Augen niedergeschlagen. Renée wiederholte ihre Frage.

„Ich ertrage mein Loos,“ antwortete dieses Mal Alexis einfach. „Der Vater im Himmel will es so.“

„Wenn ich Dich um einen Dienst bäte, würdest Du ihn mir leisten?“

Der Leibeigene, der den Kopf gesenkt hatte, erhob denselben langsam, blickte Renée fest an und schien zu schwanken, bewahrte aber doch das Schweigen.

„Gehst Du häufig aus?“ begann Renée wieder.

„Es ist mir verboten, auszugehen.“

„Aber sprichst Du denn nicht wenigstens mit den anderen Dienern?“

„Sie sind wie ich. Ein einziger ist ein Franzose, er hat die Geschäfte mit den Lieferanten zu besorgen und steht unter noch viel strengerer Aufsicht des Herrn als wir.“

„Aus welchem Grunde?“

Keine Antwort.

„Dann kennst Du also gar nicht die Tragweite Deiner Rechte. Du bist hier in einem freien Lande und kannst Deinen Herrn verlassen, sobald es Dir gefällt, ohne daß er Dich daran verhindern oder Deine Rückkehr verlangen und Dich wohl gar bestrafen könnte. Weißt Du Das?“

Das Gesicht des Alexis drückte einen so hohen Grad von Ueberraschung aus, daß Renée sich anfänglich fragen mußte, ob er Das, was sie eben gesagt, wohl verstanden habe. Indem sie Alexis die obigen Fragen vorgelegt, hatte sie in Erfahrung bringen wollen, ob sie wohl die Ergebenheit des Muschik für sich werde erobern können, aber sie hatte kaum zu hoffen gewagt, daß gleich diese erste Unterhaltung ihr eine Handhabe bieten werde. Daher war sie um so freudiger überrascht, als sie Alexis, ohne seine Stellung oder seinen Ton zu ändern, sagen hörte: „Die Frau, die hier bei Ihnen ist, hat sich mit Leib und Seele dem Herrn verschrieben. Sie versteht zwar nicht, was wir sagen, aber die Länge unseres Gespräches könnte ihr Verdacht einflößen. Wäre es darum nicht besser, wenn ich zu einer anderen Zeit wiederkäme?“

„Ja, komm' heute Abend wieder, wenn Dein Herr ausgefahren ist.“

„Und wenn er nicht ausfährt?“

„Dann hole mich morgen früh ab, um mich in den Garten zu führen; wir wollen einen Spaziergang dazu benutzen, unsere Unterhaltung fortzusetzen.“

Alexis verneigte sich.

„Fräulein, soll ich dem Herrn melden, daß Du heute Abend mit ihm zusammen speisen wirst?“

„Sage ihm, ich nähme seine Einladung an,“ versezte Renée.

Alexis verschwand, und Renée beschäftigte sich, als sie allein war, mit ihrer Toilette, an welche sie während der lezten Tage wenig gedacht hatte, indem sie zu sehr mit den Gefahren ihrer Lage beschäftigt gewesen war, als daß sie hätte daran denken können, sich schön zu machen.

Am Abend um sieben Uhr trat der Fürst bei ihr ein.

„Sie haben mir die Gnade erwiesen, meine Einladung anzunehmen,“ sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Danken Sie mir nicht dafür,“ erwiederte Renée schnell. „Meine Gefangenschaft ist hart, warum soll ich es verheimlichen? Es geschieht einzig und allein zu dem Zweck, mir eine Zerstreuung zu verschaffen, wenn ich darein willige, dieses Zimmer zu verlassen und mich mit Ihnen an denselben Tisch zu setzen.“

„Ich erwartete keine andere Sprache,“ versezte der Fürst. „Indessen ist es darum nicht weniger wahr, daß ich einen Fortschritt gemacht habe, der mich auch noch fernere zu hoffen berechtigt.“

Und lächelnd bot er der jungen Dame seinen Arm, den diese annahm. Langsam gingen sie die Treppe hinunter, die von den Wohlgerüchen der seltensten Blumen durchduftet und von einem gigantischen Kronleuchter beleuchtet war, der von der mit Malereien verzierten Decke herabhing.

„Sehen Sie,“ äußerte der Fürst, „würden Sie nicht glücklicher seyn, wenn Sie, anstatt mir wie eine Sklavin zu folgen, hier wären, weil Sie das Recht dazu hätten, an meinem Arm hängend, weil Sie berechtigt wären, mich ihren Gatten zu nennen? Renée, es hängt nur von Ihnen ab, Ihr Loos zu ändern.“

Sie gab keine Antwort.

„Sie wird dahin kommen! Sie wird doch noch dahin kommen!“ tröstete sich Bedleben.

Jezt waren sie am Fuß der Treppe angelangt, zu ihrer Rechten

lag der Speisesaal. An jeder Seite der Thüre stand ein russischer Diener mit grimmigem Gesicht.

„Ich habe zehn von der Sorte," sagte der Fürst zu Renée, auf die Diener deutend. „Alle Ausgänge meines Hauses werden auf diese Weise bewacht."

„Das soll heißen, ich möge nicht daran denken, Ihnen zu entkommen. Haben Sie Furcht, daß ich Ihnen entfliehen will?"

„Man kann nicht wissen, was für verwegene und thörichte Gedanken den Kopf einer jungen Dame von Ihrem Charakter erfüllen."

Sie betraten den Speisesaal; es war ein prächtiger Raum, mit ausgesuchtem Luxus ausgestattet. Der in der Mitte des Saales aufgestellte Tisch schien unter der Last des Silberzeuges, der Kristalle und der Blumen zusammenbrechen zu müssen. Die Luft war von fremdartigen Wohlgerüchen erfüllt. Renée benahmen diese starken, zu Kopf steigenden Gerüche den Athem, und sie wurde blaß.

„Ist Ihnen unwohl?" fragte er besorgt.

„Oh! Luft! Luft!" flüsterte sie.

Er lief nach einem Fenster, das nach der Gartenseite hin lag, und öffnete es. Sogleich drang ein eisiger Luftzug ein, der die Lampen flackern machte; Renée fühlte sich neu gestärkt und nahm dem Fürsten gegenüber am Tische Plaz. Das Diner wurde von zwei Dienern aufgetragen, die taub und stumm zu seyn schienen, so undurchdringlich sahen ihre Gesichter aus.

„Wissen Sie", bemerkte auf einmal der Fürst, „wenn ich nicht die Launen der Frauen kennen würde, so hätte ich allen Grund, überrascht zu seyn, daß ich Sie hier ruhig mir gegenüber sitzen sehe, duldend, daß ich Ihnen Speise und Trank anbiete."

„Das hat durchaus nichts Ueberraschendes", meinte sie dagegen. „Ich wollte weder vor Hunger noch vor Langeweile sterben. Fortwährend allein in meinem Zimmer!..."

„Geschieht es nicht vielmehr, um mich weich zu machen und mich mit Mitleid für Sie zu erfüllen, daß Sie sich freundlicher zeigen, als Sie es in den lezten zwei Tagen gewesen?"

„Es steht Ihnen frei, Das zu glauben!"

„Wenn Sie nur eine Ahnung hätten, wie sehr ich Sie liebe!"

Renée that, als wolle sie den Tisch verlassen. „Fürst," sagte sie, „ich hoffte, Sie würden mir den Schmerz ersparen, die Betheuerungen einer Liebe mit anhören zu müssen, zu deren Gunsten

ich Nichts wissen will. Wenn ich mich darin getäuscht habe, so will ich lieber in mein Zimmer zurückkehren."

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!" bat Bedleben. „Ohne mich zu verpflichten, mein Betragen morgen ebenso einzurichten, wie heute, will ich mich darin fügen, von meiner Liebe zu schweigen, und Ihnen damit einen Beweis meiner Ehrerbietung geben."

Er hielt Wort und begann von allen möglichen Dingen zu reden, die mit seiner Liebe Nichts zu schaffen hatten. Er unterhielt Renée von seinen Besitzungen, sprach von seinen Reichthümern und legte ihr seine Pläne dar. Sie hörte ihm schweigend zu, und je mehr sie ihn ansah, um so verhaßter kam er ihr vor. Während des Redens aß der Fürst mit Ekel erregender Gier und trank nicht minder, und dennoch berauschte er sich weniger am Wein, als an seinen Worten, die im Ueberfluß seinem Munde entströmten. Nach und nach zeigte sein Gehirn die Eindrücke der Trunkenheit. Seine Augen wurden unstät, er wurde immer erregter und seine Sprache immer unzusammenhängender. Renée, die nichts Anderes als Wasser hatte trinken wollen, verfolgte die Fortschritte dieser geistigen und sittlichen Herabwürdigung, der er sich jeden Abend hingab, mit Abscheu. Zuerst hatte sie Furcht, aber bald merkte sie, daß der Fürst troz seiner Abschweifungen dennoch Herr seiner Bewegungen blieb. Sie legte sich nicht ohne Besorgniß die Frage vor, was sich wohl ereignen werde, wenn dieser Mensch völlig betrunken sei. Sie hatte gerade ein goldenes Messer in der Hand, mit dessen Hilfe sie eine Frucht zertheilte. „Das würde genügen, um mir zu meiner Vertheidigung zu helfen."

Und in einem Augenblick, wo sie der Fürst unbeobachtet ließ, verbarg sie das Messer in der Tasche ihres Kleides.

Unvermuthet schrie auf einmal Bedleben, die Versprechungen vergessend, die er wenige Minuten zuvor gegeben hatte: „Ah! Wenn Sie nur wissen könnten, wie sehr ich Sie liebe, und wie groß Ihr Glück seyn würde, wenn Sie sich herbeiließen, meine Wünsche zu erfüllen!"

„Der Moment ist da!" dachte sie, ihren ganzen Muth zusammenraffend.

Der Fürst, dessen Gesicht blutroth war, erhob bittend die Hände und machte einen Versuch, sich zu erheben, indem er ohne

Zweifel hoffte, er werde sie besser überzeugen können, wenn er ihr näher sei. Ihr wurde Angst, und sie ergriff das Messer, das sie eben in ihre Tasche hatte gleiten lassen; zugleich warf sie einen Blick um sich, in der Hoffnung, daß im äußersten Nothfall die beiden Diener, die das Diner servirt hatten, zu ihrer Hilfe bereit seyn würden, aber sie waren verschwunden. Schleunigst stand sie von ihrem Siz auf, um zu entfliehen, wenn der Zeitpunkt dazu gekommen seyn sollte. Der Fürst breitete flehend seine Arme nach ihr aus, als wolle er sie zurückhalten, machte aber keinen Schritt vorwärts; es machte fast den Eindruck, als wären seine Füße auf dem Plaz angewurzelt. Plözlich, als er einen Versuch zum Gehen machte, sah ihn Renée wanken, die Augen schließen, sie öffnen und wieder schließen, und dann mit einer Miene vollständiger Erschlaffung auf den hinter ihm stehenden Sessel zurücksinken und daselbst regungslos, wie todt liegen bleiben. Von einem unwillkürlichen Gefühl, über das sie sich keine Rechenschaft gab, getrieben, trat sie zu ihm hin. Sein Gesicht war purpurroth, und sie glaubte, ihn habe der Schlag gerührt. Auf den Ton einer Glocke, die sie erklingen ließ, erschien ein Diener.

„Schnell, schnell, helfen Sie Ihrem Herrn,“ rief sie ihm zu.

„Der Herr bedarf keiner Hilfe,“ antwortete der Diener; „er schläft.“

Er schlief in der That den schweren Schlaf der Trunkenheit. Der Diener entfernte sich unbekümmert; denn er war daran gewöhnt, seinen Herrn in diesem Zustande zu sehen.

„Berauscht, der Besinnung beraubt,“ murmelte Renée. Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Sie konnte entfliehen. Ihr Verfolger war außer Stande, sie zurückzuhalten. Unter der Herrschaft dieses verführerischen Gedankens handelnd, verließ sie eiligst den Saal. Vor ihr lag ein breites Treppenhaus, das durch ein Gitter geschlossen wurde; sie lief nach diesem Gitter hin, aber als sie dort anlangte, tauchte aus einem im Schatten gelegenen Theile des Treppenhauses, einer wandelnden Statue vergleichbar, eine Art von Riese auf, ein Neger mit abschreckendem Gesicht, in einer rothseidenen Tunika, einen Fez auf dem wolligen Kopfe. Er lehnte sich, die kraftvollen Arme über der breiten Brust gekreuzt, mit dem Rücken gegen das Gitter und versperrte so, ohne ein Wort zu sagen, Renée den Ausgang.

„Haben Sie Mitleid mit mir!" rief diese flehend. „Wenn Sie ein Herz haben, das menschlicher Regung fähig ist, wenn Sie die Ungerechtigkeit empört, wenn Sie ...."

Sie hielt inne. Der Neger hatte, immer in derselben Stellung verharrend, den Mund geöffnet und grinsend zwischen den dicken Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne gezeigt.

„Er versteht mich nicht!" rief Renée enttäuscht.

Sie versuchte an diesem schrecklichen Cerberus vorbeizukommen, sie versuchte es sogar, mit ihren weißen kleinen Händen diese schwere, schwarze Masse fortzuschieben, allein der Neger wich nicht von der Stelle. Renée war gut bewacht, so gut, daß sie den Gedanken an Flucht aufgeben mußte. Sie stieg die Treppe wieder hinauf und kehrte nach ihrem Zimmer zurück, ohne noch einmal den Speisesaal zu betreten, wo sie den Fürsten Bedleben schlafend verlassen hatte. Auf der Schwelle ihrer Thüre kauerte ein Mensch: es war der Muschik Alexis.

„Ist denn Dein Herr ausgefahren?" fragte Renée überrascht.

„Er ist berauscht, Das ist eben so gut", entgegnete Alexis.

„Ich wollte diesen Umstand benutzen, um zu entfliehen, aber die Ausgänge werden bewacht. Kannst Du mir behilflich seyn, diesen Ort zu verlassen?"

„Einmal hier, kann Niemand ohne den Willen des Herrn heraus. Aber ich will es dennoch versuchen." Alexis war unterdessen Renée in ihr Zimmer gefolgt. „Ja, ich werde es versuchen", wiederholte er.

„O mein Gott! Willst Du mich verlassen? Und doch habe ich einen Vater, einen Verlobten, die mich beschützen, über mich wachen sollten. Wie kommt es nur, daß sie nicht ahnen, daß ich hier bin? Wenn ich ihnen nur wenigstens einen Brief zukommen lassen könnte!"

„Einen Brief? Den will ich besorgen."

„Du gehst aber nie aus, wie Du mir gesagt hast?"

„Ich komme aber dennoch oft heraus, auf dem Bock des Wagens neben dem Kutscher sitzend."

„Und Du könntest mir diesen Dienst erweisen, ohne fürchten zu müssen, von dem Kutscher verrathen zu werden?"

„Wenn er etwas merkte, so würde er mich verrathen; aber ich werde so handeln, daß er nichts ahnt."

„Morgen sollst Du meine Briefe haben.“

Alexis verneigte sich. Er wollte gehen, aber Renée hielt ihn zurück.

„Höre“, sagte sie ihm, „ich bitte Dich, mir zu dienen. Gehst Du darauf ein? Wird nicht die Furcht, Deinem Herrn gegenüber in Gefahr zu kommen, stärker seyn, als der Wunsch, mir nüzlich zu seyn und Dich dabei zu bereichern?“

„Der Herr hat mich oft, zu oft grausam behandelt. Ich will mich an ihm rächen und dieses Haus verlassen, wenn ich Ihre Flucht ermöglicht habe.“

„Ohne Dich vor Dem zu scheuen, was auf meine Entfernung folgen kann?“

„Nein, denn ich werde mit Ihnen fliehen. Bereiten Sie nur einstweilen Ihre Flucht vor.“

„Ah! Meine Dankbarkeit wird nie aufhören!“ rief Renée. „Du sollst glücklich seyn....“

Alexis kniete nieder und küßte respektvoll den Saum von Renée's Kleide. Sie hatte sich gesezt, und er blieb unbedeckten Hauptes vor ihr stehen.

„Wie wollen wir es anfangen, zu fliehen?“ fragte sie.

„Ich werde das Terrain rekognosziren... Ich werde suchen. Aber wohin werden wir uns begeben, wenn wir glücklich draußen sind?“

„Zu meinem Vater.“

Renée war überglücklich. Auf dieses Resultat, das ihr der Muschik mit so großer Zuversicht voraussagte, war sie nicht gefaßt gewesen. Sie sezte sich vor einen Schreibtisch; aber eine neue große Schwierigkeit bot sich dar: man hatte ihr weder Papier, noch Dinte und Feder gegeben. Alexis begriff. „Morgen“, sagte er, „werde ich mitbringen, was Ihnen fehlt.“

„Nun“, sagte sie, ihm mit dem Blick dankend, „erzähle mir von dem unglücklichen Wesen, das hier eingeschlossen ist, von der Wahnsinnigen, die der Fürst in seinem Gewahrsam hält.“

„Was! Sie wissen?“ rief Alexis zitternd.

„Wer sie ist? Freilich. Ich habe sie gestern gesehen, als sie in den Garten entsprungen war. Ich möchte mich dieser Frau nähern.“

„Sie wollten!... Das geht nicht, sie würde Sie umbringen.“

„Nein. Ich glaube im Gegentheil, daß sie mich nicht umbringen, sondern mir eher zulächeln wird. Uebrigens kann ich sie ja in Deinem Beiseyn besuchen, so daß Du mich nöthigenfalls gegen sie in Schuz nehmen kannst.“

Alexis überlegte. „Sei es,“ antwortete er. „Jeder von uns wacht abwechselnd Tag und Nacht an der Thür des Zimmers, in dem die Arme sich aufhält. Die Frau, welche sie bedient, schläft in einem der benachbarten Räume. Heute Abend trifft mich die Reihe, zu wachen; ich werde Sie einführen.“

„Um welche Zeit?“

„Um zehn Uhr, wenn der Fürst nicht ausfährt; sonst um Mitternacht, nachdem er zurückgekehrt ist.“

„Würden wir nicht gerade besser thun, seine Abwesenheit zu benützen?“

„Nein, denn er kann mich mitnehmen wollen.“

„Aber ist es nicht sehr gefährlich, während er im Hause anwesend ist? Wenn er nun unsere Zusammenkunft entdeckte?“

„Das kann nicht seyn, weil ich wachen werde. Ich werde Sie immer noch frühzeitig genug benachrichtigen, daß Sie sich verstecken können.“

„Gut! Ich vertraue mich Dir an.“

„Erwarten Sie mich also um zehn Uhr, oder in der Nacht, ich werde an Ihre Thür pochen. Nur . . .“

„Nur?“

„Um das Zimmer der Wahnsinnigen zu erreichen, müssen wir über einen langen Korridor und an der Wohnung der Wärterin vorüber; wir könnten bemerkt werden, überrascht . . .“

„Folge mir,“ unterbrach ihn lebhaft Renée und ging auf den Ort zu, wo sie einige Stunden früher eine geheime Thür zu entdecken geglaubt. „Nimm die Tapete fort.“

Alexis verstand, um was es sich handele, und gehorchte. In wenigen Augenblicken hatte er eine Holzwand an's Tageslicht gefördert, hinter der sich eine Oeffnung befand.

„Wohin gelangt man durch diese Thür?“ erkundigte sich Renée.

Alexis dachte einen Moment nach.

„In den blauen Salon, der mit dem Saal der Fayencen und der Bildergalerie in Verbindung steht, welche bis an das Zimmer der Wahnsinnigen reicht.“

„Könnten wir denn nicht diesen Weg nehmen?“

„Gewiß, gewiß.“

So sprechend schob Alexis die Holzwand bei Seite, die seinem Drucke ohne Geräusch nachgab. Er hatte sich nicht getäuscht, man kam von da in den blauen Salon.

„Alles geht nach Wunsch!“ rief er freudig.

In diesem Augenblick erscholl der laute Ton einer Glocke durch die Räume des Palastes, und gleich darauf hörte man das Rollen eines Wagens.

„Ein Besuch!“ erklärte Alexis. „Der Herr wird also wohl nicht ausfahren.“

„Ist er denn jezt im Stande, Jemand zu empfangen?“

„Ein Schlaf von wenig Minuten genügt, um seine Trunkenheit zu zerstreuen. Ich bin überzeugt, daß er schon wieder auf den Beinen ist. Ich werde übrigens zu erfahren suchen, wer da gekommen ist, und danach werde ich beurtheilen können, ob ich zurückkehren darf, um Sie zu der Irrsinnigen zu geleiten.“

Alexis ging hinaus, und Renée mußte etwa eine Stunde lang warten, ehe sie ihn wiedersah. Endlich erschien er aber.

„Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, wer der Besucher ist. Die Thürhüter mag ich nicht fragen, sie sind so argwöhnisch! Der Herr hat sich in sein Privatkabinet eingeschlossen mit dem Ankömmling, dessen Namen und Stand ich nicht nennen kann, da ich ihn nicht zu Gesicht bekommen habe.“

„Das kümmert uns wenig, wenn wir sonst frei sind.“

„Oh! Vollständig frei, und wir können zu der Irrsinnigen gehen, wenn Sie es wünschen. Aber Sie dürfen keine Furcht haben.“

Renée legte lächelnd einen Finger an den Mund, und Alexis verbeugte sich ehrerbietig. Sie warf einen Mantel um die Schultern und folgte dem Muschik, der in den blauen Salon eingetreten war, nachdem er einen Armleuchter vom Kamin genommen hatte. Dieser Raum war groß, sehr hoch und eisig kalt. Er hatte drei Fenster, von denen aus man in den Garten hinabsah, und da er selten benüzt wurde, so machte man auch nicht oft Feuer in seinem Kamin. Die Möbel waren mit Ueberzügen versehen, und auch über die Tapeten hatte man große Schleier gehängt, um sie gegen den Staub zu schützen. Ein eigenthümlicher Geruch war hier verbreitet, wie man ihn in allen unbewohnten Räumen findet. Kein Ausdruck

könnte diesen, das Athmen erschwerenden Dunst treffend bezeichnen, der eine Folge schlechter Luft und mangelhafter Zirkulation dieser Luft ist. Renée empfand schmerzhaft seinen beengenden Einfluß, sie fröstelte. Aber bald öffnete Alexis eine andere Thür, und sie betraten einen noch größeren Saal, dessen Wände von oben bis unten mit Fayence-Schüsseln behängt waren; man konnte da dergleichen aus alle Epochen und allen Zeiten sehen, die meisten mit Zeichnungen oder Blumen bedeckt, ein Anblick, bei dem einem Sammler das Herz im Leibe gelacht haben würde. In dem Saal gab es außerdem noch Seltenheiten jeder Art, alte Möbel, aus Marmor, Bronze und Porphyr gearbeite Vasen, Statuen, Waffen, mit einem Wort, eine Anhäufung herrlicher Gegenstände von großem Werth. Jenseits dieses Saales erblickte man die Bilder-Galerie, eine Art von breitem, langem Korridor, der sein Licht vermittelst einer gläsernen Decke erhielt, und der zu dieser Stunde des Abends durch Wandleuchter und Kandelaber erleuchtet wurde, die so angebracht waren, das sie jedem Gemälde nur das an Licht gaben, was erforderlich war, um seine Schönheiten hervorzuheben. Man zählte nicht weniger als zweihundert Werke, die an diesem Orte vereinigt waren, vielleicht nicht gerade mit dem allerzartesten Geschmack ausgewählt, aber immerhin einen beträchtlichen Werth darstellend.

Am Ende der Galerie stand Alexis still. „Hier ist es," sagte er.

Und er zeigte Renée eine Thür, die unter einem schweren Vorhang verborgen war. Zwischen diesem Vorhang und der Thür befand sich ein leerer Raum, dessen einer Theil in tiefem Schatten lag und daher nöthigenfalls Jemanden zum Schuz dienen konnte, der nicht entdeckt zu werden wünschte.

„Wollen Sie eintreten?" fragte Alexis; „die Wahnsinnige hat sich niedergelegt und scheint zu schlafen."

„Ist Niemand bei ihr?"

„Nein; um diese Zeit ist die Wärterin schon in ihrem Zimmer und bleibt die ganze Nacht fort, während ich hier wache."

„Dann will ich hineingehen."

Der Muschik legte schon die Hand an den Thürknopf und war im Begriff, Renée in das Zimmer der Madame Sophie voranzugehen, als sich plözlich das Geräusch von Schritten auf der Treppe hören ließ, die nach der Galerie führte.

„Da kommt Jemand!“ sagte Renée zitternd vor Angst.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte Alexis ruhig: „stellen Sie sich nur hinter die Vorhänge.“

Renée gehorchte. Es war aber auch die höchste Zeit gewesen; denn die Personen, deren Schritte sie gehört hatten, waren schon ganz nahe. Sie sah zwei dunkle Gestalten, welche dicht an ihrer Seite vorbeigingen, zwischen ihr und Alexis hindurch, der sich vor die Thür des Zimmers gestellt hatte.

„Oeffnen!“ sagte eine Stimme, die Renée als die des Fürsten erkannte. „Und Sie, mein Lieber, seien Sie vorsichtig. Es wird, um sich ein Bild von dem Eindruck zu machen, den Sie auf das unglückliche Geschöpf hervorbringen, genügen, wenn dasselbe Sie von Weitem sieht.“

Die Thür schloß sich hinter ihnen. Alexis näherte sich Renée, beugte sich zu ihr nieder und sagte leise: „Das ist ein ärgerlicher Zwischenfall! Es war der Fürst mit einem Unbekannten, einem Arzt wahrscheinlich. Wollen Sie in Ihr Zimmer zurückkehren? Wir können es morgen von Neuem versuchen.“

Renée zögerte. Auf einmal wurde ihr Auge von einem schwachen Lichtschein, ähnlich dem einer Nachtlampe, angezogen, der durch eine Spalte, oder vielmehr durch ein kleines Loch fiel, das man durch die Thür gebohrt hatte. Sie blickte durch dieses Loch und konnte das ganze Zimmer übersehen.

„Ich bleibe!“ gab sie jezt Alexis zu verstehen.

Die Gesichter der Besucher konnte sie nicht sehen. Aber im Hintergrunde des ziemlich geräumigen Zimmers bemerkte sie, auf einem elenden Bett ausgestreckt, die arme Geisteskranke, welche durch eine Kette, deren eines Ende an ihrem Fuße befestigt, während das andere durch einen Ring gezogen war, den man vor ihrem Bett in den Boden eingelassen, am Fliehen verhindert wurde. Das bemitleidenswerthe Geschöpf schlief, und während jezt eine der beiden bei ihr eingetretenen Pesonen auf ihr Lager zuging, hatte Renée Zeit, einen Blick auf die Einrichtung des Zimmers zu werfen. Die Wände und der Boden waren ganz und gar mit weichen Matten bedeckt, die man daselbst befestigt hatte, ebensowohl um das Geschrei der Madame Sophie zu dämpfen, als auch um zu verhindern, sich den Schädel an der Mauer zu zerschmettern. Alle Möbel waren gepolstert. Als Fenster diente eine sehr hoch angebrachte

Lichtöffnung. Es war ein vollständiger Kerker. Unterdessen hatte der Fürst die Schlafende roh am Arme geschüttelt, indem er sagte: „Vorwärts, wachen Sie auf!“

In diesem Augenblick machte die zweite Person einige Schritte rückwärts und drehte sich um, so daß Renée einen Moment deren Gesicht unterscheiden konnte, auf das sie nicht vorbereitet war. Sie konnte einen Schrei nicht zurückhalten, der zu ihrem Glück von den Vorhängen gedämpft wurde, hinter denen sie verborgen war; sie hatte den Baron v. Brucourt erkannt. Ihr Vater! Ja, er war es! Warum war er in dieses Haus gekommen? Geschah es in der Absicht, seine Tochter zurückzufordern? Oder vielmehr, hatte er den Fürsten Bedleben bitten wollen, sie ihm zurückzugeben? Renée wollte ihren Augen nicht trauen. Aber was sie erschreckte, war, daß die Gegenwart ihres Vaters in dem Zimmer der Wahnsinnigen, die Folgsamkeit, mit der er den Fürsten dorhin begleitet hatte, und die Angst, die sich in seinen Zügen aussprach, nur zu klar bewiesen, daß Bedleben nicht gelogen, als er Brucourt für den Urheber großer Verbrechen erklärt hatte. Ihr Herz blutete, Alles war in ihr zerstört, ihre Hoffnungen, ihr Glaube für die Zukunft; und auf den Trümmern derselben blieb allein die Liebe zu Daniel zurück; und auch dieser Liebe glaubte sie sich nunmehr unwürdig. Indessen verfolgte sie mit fieberhafter Spannung, das Auge dicht gegen die Thür gerichtet, was im Innern des Zimmers vorging. Auf den Anruf des Fürsten war Madame Sophie seufzend erwacht und hatte sich in ihrem Bette aufgerichtet.

„Stehen Sie auf!“ befahl ihr Bedleben.

Die Unglückliche gehorchte, ohne irgend ein Gefühl der Scham zu empfinden. Man konnte nichts Bemitleidenswertheres sehen, als dieses durch die Geisteskrankheit entwürdigte Geschöpf. Ihre fleischlosen Schultern und Arme, die unbedeckt waren, ihr vor der Zeit ergrautes Haar, das ihren Kopf zerzaust und wirr umgab und das wohl lange schon nicht mehr mit einem Kamm in Berührung gekommen war, ihr knochiges, bleiches Gesicht und ihre tief in den Höhlen liegenden Augen, alles Dieses deutete auf einen hoffnungslosen, unheilbaren Zustand hin. Wenn eine Kreatur auf dieser Stufe angelangt ist, dann besitzt sie keine Seele mehr und ist schlimmer als das Thier, von dem es sich kaum noch den Instinkt bewahrt hat. Madame Sophie war übrigens nicht immer

in einem tobsüchtigen Zustand. In eine solche Erbitterung, wie sie sich in jenen furchtbaren Schreien ausdrückte, die Renée gehört hatte, oder in Szenen, ähnlich derjenigen, deren Zeugin sie gewesen war, gerieth die Unglückliche nur dann, wenn man sie an den Bewegungen zu hindern gesucht, die der äußerliche Beweis ihres Wahnsinns waren und sie dadurch gereizt hatte. Sonst war sie bis auf eine Bewegung ganz ruhig. Mochte sie nun im Garten seyn, um frische Luft zu schöpfen, oder in ihrem Zimmer, allein oder unter der Aufsicht ihrer Wärterin, so griff sie unausgesezt mit den Händen nach ihrem Halse. Sie hatte die fixe Idee, sie trüge noch immer den Strick um den Hals, mit dessen Hilfe der Kapitän Malory sie hatte erwürgen wollen, und bemühte sich ohne Unterlaß, sich von diesem Strick zu befreien. Kaum hatte sie sich von ihrem Lager erhoben, als sie auch schon wieder mit jener Beschäftigung begann, die der Beweis für die Abwesenheit ihrer Vernunft war.

„Kommen Sie hierher," sagte der Fürst barsch.

Wie ein Hund seinem Herrn gehorcht, so folgte sie seiner Weisung. Troz ihres Wahnsinns begriff sie doch, daß Bedleben Macht über sie habe und sie sich seinem Willen fügen müsse. Sie fürchtete ihn, aber sie haßte ihn auch; denn ihrem Gedächtniß blieb, wie man Dieß auch bei klugen, rachsüchtigen Thieren findet, die Erinnerung gegenwärtig an die unmenschliche Behandlung, der sie häufig von Seiten dieses Nichtswürdigen ausgesezt war. Derselbe hatte in der That, nachdem er sie vom Tode errettet, es durchaus nicht versucht, sie zu heilen, sondern hatte Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um sie nur immer tiefer in den Abgrund des Wahnsinns hinabzustoßen. Zwei Gründe hatten ihn zu dieser abscheulichen Handlungsweise angetrieben. Zuerst die Hoffnung, einst den Kapitän Malory wiederzufinden und ihn seinen eigenen Wünschen gefügig zu machen, dadurch, daß er ihm die erschreckenden Folgen vorhielt, die sein Verbrechen noch für ihn haben könne, dessen erstes und Hauptopfer diese Irrsinnige war. Dann aber hatte Bedleben damals, als er noch den Namen Iwan Gubin trug, sich der Papiere der Madame Sophie bemächtigt und mit Hilfe dieser Papiere des ganzen Theiles des Vermögens derselben, den Brucourt noch übrig gelassen, und der in Gold bei verschiedenen Banquiers in Petersburg deponirt war. So lange nun die arme

Frau sich im Zustande des Wahnsinnnes befand, war Bedleben sicher, daß ihm Niemand den Preis seines Diebstahls streitig machen werde. Daher stammte die grausame Behandlung, in deren Andenken die Irrsinnige ihn zugleich haßte und fürchtete. Sie gehorchte also seinen Befehlen und ging auf ihn zu, ohne Brucourt gesehen zu haben, der regungslos in einer Ecke des Zimmers stand.

Als Madame Sophie eiuige Schrtte gemacht hatte, sagte Bedleben: „Jezt sehen Sie dorthin!"

Immer folgsam wanderten ihre Blicke nach der Richtung, die der Finger des Fürsten andeutete. Sie hafteten auf dem Baron Brucourt. Verduzt blieb sie stehen, von Schrecken und Ueberraschung gepackt, und ihre Hand glitt mit sieberhafter Hast über ihren Hals hin, während sich der Kopf hintenübersenkte und der ganze Körper in konvulsivische Zuckungen gerieth. Plözlich fielen ihre Arme schlaff an den Seiten des Körpers herunter, ihre Augen vergrößerten sich unnatürlich, und fest blieb ihr Blick mit beunruhigender Beharrlichkeit auf Brucourt gerichtet.

„Er! Er!" schrie sie auf.

Und die Hände ausstreckend, wollte sie sich auf ihn stürzen.

Der Fürst versuchte sie zu halten.

„Der Mörder! Der Mörder!" rief sie von Neuem, indem sie sich loszumachen strebte. Oh! Der Knebel in meinem Munde! Hilfe! Feuer! Ach der Strick! Er schnürt mir die Kehle zu, er dringt schon in das Fleisch ein! Hilfe! Feuer! Feuer! Ich sterbe!"

Brucourt war bleich und, von grausamer Pein gefoltert, bis dicht an die Wand zurückgewichen. Er suchte nach einem Ausgang.

„Fürchten Sie Nichts, sie kann nicht weiter gehen."

„Oh! Ich bitte Sie", sagte der Baron mit bebender Stimme, „machen Sie dieser Komödie ein Ende."

„Eine Komödie! Nennen Sie es lieber ein Drama", versezte der Fürst, der die Wahnsiunige mit seinen mächtigen Armen festhielt. „Sehen Sie jezt ein, daß sie Sie wiedererkennt, und daß sie Sie auch wiedererkennen würde, wenn die Richter eine Konfrontation anordneten?"

„Genug! Genug!" murmelte Brucourt zerknirscht. Bedleben rief, und Alexis betrat das Zimmer.

„Führe sie fort", befahl der Fürst.

Alexis faßte sanft Madame Sophie und redete ihr auf Russisch

zu. Sie leistete Anfangs Widerstand, aber da sich Brucourt auf des Fürsten Rath hinter einem Vorhang verborgen hatte, so ließ sie sich fortziehen, indem sie immerfort rechts und links blickte, als habe sie entdecken wollen, durch welchen Ausgang wohl ihr Feind entkommen seyn möchte.

Als sie fort war, trat Brucourt wieder hervor.

„Nun, werden Sie jezt vernünftig seyn?“ fragte ihn der Fürst. „Sie werden jezt nicht mehr bezweifeln, daß ich Sie in meiner Gewalt habe. Wollen Sie gehorchen?“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Daß Sie den Gedanken aufgeben, Ihre Tochter meinen Wünschen entziehen zu wollen. Sie ist in meinem Gewahrsam; dort sollen Sie sie lassen und mich nicht hindern wollen, so zu handeln, wie es mir für die Erreichung meines Zweckes gut scheint.“

Broucourt beugte stöhnend den Kopf.

„Ich erwarte noch mehr von Ihnen“, fügte der Fürst hinzu; „Sie sollen Ihre Tochter besuchen und ihr den Rath oder nöthigenfalls den Befehl geben, sich meinem Verlangen nicht weiter zu widersetzen.“

„Sie wissen recht gut, daß Das unmöglich ist!“

„Sagen sie ihr, Daniel v. Maldrée sei gestorben.“

„Sie würde mir nicht glauben, und wenn auch, sie würde sich doch weigern, Sie zu heirathen. Sie verabscheut Sie, und ich habe kein Mittel, sie zu zwingen. Um sie dahin zu bringen, daß sie das von Ihnen geforderte Opfer brächte, müßte ich ihr sagen, daß sie dadurch meine Ehre und mein Leben retten würde, und Das könnte ich nur, wenn ich ihr den Ursprung Ihrer Gewalt über mich erklärte.“

„Sie kennt ihn.“

„Was sagen Sie?“

„Ich sage, daß ich sie von den Thaten des Kapitäns Malory unterrichtet habe.“

Dieses Lezteren Gesicht entstellte sich, der Zorn verzerrte seine Züge.

„Schurke! Um die Tochter besitzen zu können, hast Du in deren Augen den Vater entehrt!“

Er stürzte auf den Fürsten zu. Dieser rührte sich nicht.

„Sehen Sie sich vor, die Erzählung Ihrer Verbrechen steht noch immer der Gerechtigkeit zur Verfügung.“

„Was geht Das mich an?“ schnaubte Brucourt. „Wenn ich Dich getödtet habe, dann ergreife ich die Flucht. Ich habe Alles darauf vorbereitet.“

Kaum ein Schritt trennte ihn noch von dem Fürsten, da griff dieser mit der Hand in die Tasche seines Beinkleides, zog einen Revolver hervor und richtete dessen Mündung auf seinen Angreifer. Renée war athemlos. Sie stand eben im Begriff, sich zwischen die beiden Männer zu werfen, als sie plözlich ihren Vater zurückweichen und sich wie ohnmächtig gegen die Wand lehnen sah.

„Narr, der Sie sind,“ rief Bedleben, „zu glauben, daß Sie mich überlisten könnten! Sie sind in meiner Gewalt, und Nichts kann Sie von mir befreien, es sei denn, daß Sie Ihre Tochter bestimmen, meine Gattin zu werden. Dann werden wir wieder ebenso gute Freunde werden, wie wir es ehedem gewesen sind, und mein eigenes Interesse wie meine Zuneigung für Sie werden Ihnen als Bürgschaft für mein Schweigen dienen. Renée wird mir viel zu theuer seyn, als daß ich daran denken könnte, ihren Vater den Gerichten zu überliefern.“

„Schändlich! Schändlich!“ murrte Brucourt.

„Wir sind einander würdig, Baron!“ meinte der Fürst zynisch.

„Wo kann ich meine Tochter sehen?“ fragte Brucourt in grimmigem Ton.

„Kommen Sie! Ich sehe, Sie sind jezt zur Einsicht gekommen, wie ich Das nicht anders erwartete von Ihnen. Ich werde Sie jezt zu ihr führen.“

Renée trug kein Verlangen, noch mehr zu hören. Eiligst entfloh sie, um noch vor der Ankunft ihres Vaters und des Fürsten ihr Zimmer zu erreichen. Sie brauchte nicht lange zu warten. Kaum hatte sie Zeit gehabt sich zu fassen, als sich die Thür ihres Zimmers aufthat. Sie erschienen Beide, voran Bedleben triumphirend, hinter ihm Brucourt wie ein Verdammter, der eben zum Tode geführt wird.

„Mein Fräulein,“ sagte der Fürst, „hier ist Jemand, der Sie zu sprechen wünscht. Ich lasse Sie mit ihm allein und ersuche Sie, Dem, was er Ihnen sagen wird, ein aufmerksames Ohr zu leihen; denn er ist der Verkünder meines Willens.“

Nach diesen Worten zog er sich zurück. Vater und Tochter standen sich allein gegenüber.

Schwer fiel Herr v. Brucourt auf seine Knie nieder, und ohne es zu wagen, ihr in's Gesicht zu sehen, stöhnte er: „Verzeihung! Verzeihung! Du mußt mich ja verachten, mich hassen!“

Sie versuchte es, den ungeheueren Schmerz zu überwinden, den sie empfand, das Grauen, das sich ihrer bemächtigt hatte. Ihren Vater mit einer Geberde zum Aufstehen nöthigend, sagte sie: „Ich bitte Dich, keine unnützen Worte; sie würden unsere Lage unerträglich machen. Die Zeit drängt. Ich verachte und hasse Dich nicht, sondern ich beklage Dich nur. Und ich beklage mich, daß ich unschuldig mit in diese Schändlichkeiten verwickelt bin...“

„Oh! Sprich, sprich, soll ich diesen Menschen tödten?“

„Noch ein neues Verbrechen zu all' den anderen hinzufügen?“

Brucourt stieß einen tiefen Seufzer aus. „Was thun? was thun?“

„Das will ich Dir sagen,“ gab Renée erregt zur Antwort. „Du sollst fliehen.“

„Mit Dir?“

„Nein! Allein!“

„Ich, fortgehen! Um mich wohin zu wenden?“

„Um Dich den Verfolgungen zu entziehen, mit denen Dir der Fürst droht, und mir dadurch Freiheit zum Handeln zu lassen.“ Er schien nicht zu verstehen, was sie meine, und sie fuhr daher fort: „Mein Vater, höre mir aufmerksam zu. Der Fürst hat Dich zu mir geschickt, nachdem er Dich zuvor durch den Anblick der Wahnwitzigen in Schrecken gesezt hat. Du warst gekommen, zu versuchen, mich seinen Händen noch zu entreißen, aber Du hast nur einen neuen Beweis Deiner Machtlosigkeit ihm gegenüber erhalten; denn Du hast Dich verpflichtet, Deinen Einfluß bei mir geltend zu machen, um mich dazu zu bewegen, daß ich ihn heirathe.“

„Oh! Ich schwöre, daß ich nur unter dem Eindrucke der Furcht, wie ein Besessener, gehandelt habe. Mein Kopf ist noch nicht ganz in Ordnung. Nach der Entführung bin ich drei Tage lang sehr schwer krank gewesen. Lisbeth glaubte, ich würde sterben. Wundre Dich also nicht, daß ich die Schwachheit gehabt habe, dem Fürsten zu gehorchen. Und dann der Gedanke, daß ich Dich wiedersehen sollte!“

„Was nüzt der Grund, der Dich geleitet hat? Die Wahrheit

ist, daß Du gekommen bist, um mir zu sagen: „Meine Tochter, gib diesem Menschen nach, um mich zu retten!“

„Das ist wahr,“ murmelte Brucourt.

„Nun gut, ich werde nicht nachgeben.“

„In der That, ich begreife. Wenn Du mich noch liebtest, dann würdest Du Dich fügen; aber Du liebst mich nicht mehr und denkst ohne Zweifel, ich sei das Opfer nicht werth, das man von Dir fordert.“

„Ob ich Dich nun liebe, mein Vater, oder nicht, jedenfalls bin ich einer derartigen Selbstverleugnung unfähig. Wenn die Ehe nichts Anderes wäre, als eine Verbindung, die einem jeden der beiden Eheleute volle Freiheit ließe, dann hätte ich vielleicht einwilligen können; aber mich diesem Manne hingeben, den ich hasse, mich Dem aussetzen, die Mutter seiner Kinder zu werden, oh, niemals! Das würde eine Entehrung seyn, und die Ehre des Weibes darf nicht unter diejenigen Dinge gerechnet werden, die man jemals aus Selbstverleugnung zu opfern vermag.“

„Du willst mich also im Stich lassen!“

„Habe noch ein wenig Geduld. Nein, ich will Dich nicht im Stich lassen, sondern ich will Dich im Gegentheil retten, aber ohne mich selbst dabei zu verderben. Ich habe Dich gebeten, abzureisen. Ja, gehe außer Landes, gehe an einen Ort, wo Dich die Gerechtigkeit Deines Vaterlandes nicht erreichen kann. Wenn ich Dich fern weiß, dann werde ich handeln; es wird mir gelingen, aus diesem Hause zu entfliehen, ich werde Daniel wiederfinden und ihn heirathen, ich werde bestrebt seyn, alle seine Wünsche zu erfüllen und ihn zu bereichern, Alles das Böse auszugleichen, das Du ihm angethan hast. Dann mag Dich der Fürst anklagen, wenn es ihm gefällt. Vielleicht wird er es nicht einmal wagen, jedenfalls aber sind wir Beide dann nicht mehr in seiner Gewalt.“

„Also Du verurtheilst mich, ohne Dich zu leben, Dich nie wieder zu sehen?“

Ohne eine Antwort zu geben, senkte Renée das Haupt.

„Ach! Ja, ich verstehe,“ redete Brucourt schmerzlich weiter. „Ich bin nicht mehr Dein Vater, sondern nur noch ein Verbrecher, mit dem Du keine weitere Gemeinschaft mehr hast, als daß Du seinen Namen trägst, der nicht entehrt werden darf, damit von der Schande nicht auch ein Theil auf Dich falle. Oh! Mein Gott! Mein Gott!“

In Thränen ausbrechend, sank er mitten in dem Raume von Neuem auf die Knie.

„Ich habe nichts Dem Aehnliches gesagt, mein Vater!“

„Aber Du denkst es! Und doch, wenn ich Dir sage, daß mich bei der Vollführung dieses Verbrechens kein Verlangen für mich persönlich geleitet hat! Ich wollte mich bereichern; aber für wen? Für Dich allein. Ich träumte von einer reichen Mitgift für meine Tochter, von einer Erziehung als große Dame, von all' dem Glück, das Reichthum und Luxus schaffen können. Ja, für Dich allein habe ich's gethan!“

Renèe richtete sich in edler Entrüstung auf. „Ach! sprich nicht so. Für mich! sagst Du. Dann hast Du mich also gar nicht geliebt! Oder warst Du von Sinnen? Wie, um mir ein Vermögen geben zu können, hast Du Dich Dem ausgesezt, mir einen befleckten Namen hinterlassen zu müssen! Also es ist wahr, Du leugnest es nicht! Du hast die vertrauensvollen Mittheilungen eines Sterbenden empfangen, Du hast dieselben schändlich mißbraucht; Du hast seine Verlobte ermorden wollen, ein Haus in Brand gesteckt, den Tod zweier Diener verursacht, ein Vermögen gestohlen, und Das, was Dich zu allen diesen abscheulichen Thaten getrieben, Das war ich? Ach! Dann ist also die Liebe eines Vaters blind oder barbarisch!“

Athemlos hielt Renée inne. Brucourt wagte nicht den Mund aufzuthun, und bald ergriff Renée mit sanfterer Stimme wieder das Wort: „Du sollst nicht sagen, daß es für mich geschehen ist, wenn Du getödtet und gestohlen hast. Nein, ich habe nichts Derartiges von Dir verlangt, ich war noch ein Kind und bin nicht Deine Mitschuldige gewesen. Sage nie mehr, daß es für mich geschehen wäre. Dadurch wird das Verbrechen durchaus nicht gemildert, sondern Das heißt, es im Gegentheil noch erschweren.“

Abermals machte sie eine Pause. „Wirst Du meinem Wunsche gemäß handeln?“ fragte sie nach einer Weile. „Siehst Du ein, daß bei dieser äußersten Gefahr, in der wir schweben, für Dich nichts Anderes zu thun übrig bleibt, als Das, was ich vorschlage?“

„Ich werde Dir gehorchen! Ich werde abreisen!“ gab er voll Bitterkeit zurück.

„Wann?“

„Heute Abend, morgen, was weiß ich? Ich will mir nur so

viel Zeit lassen, als ich brauche, um meinen Sachwaltern die nöthigen Anweisungen zu ertheilen, damit Du nach meiner Abreise nicht in Verlegenheit gerathen mögest! Könnte ich doch wenigstens die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß Du mich auch lieb hast?"

Renée's Herz wurde weich.

„Hängt es denn von mir ab, ob ich Dich lieben will oder nicht? Du bist mein Vater. Steht es denn in meiner Macht, mein Herz zum Schweigen zu bringen und die schöne Vergangenheit zu vergessen, in welcher ich in herzlicher Liebe zu Dir aufgewachsen bin? Fordere Nichts von mir und laß uns nicht das Schreckliche unserer gegenseitigen Stellung ergründen, sondern laß uns vielmehr an das Nothwendigste denken und überlegen, wie wir der Gefahr begegnen, die uns Beide bedroht."

Sie hatte es nicht über sich vermocht, ihm anders zu antworten. Uebrigens hätten ihm auch weder Vorwürfe, noch selbst Verwünschungen seiner Tochter eine härtere Strafe seyn können, als er sie in diesem Augenblick in Gegenwart dieses anbetungswürdigen Kindes fühlte, das in die Hände eines Nichtswürdigen gefallen war, ohne daß er, ihr Vater, durch seine Schuld im Stande war, irgend etwas zu ihrer Vertheidigung thun zu können. Sein Herz war grausam zerfleischt und sein Kummer so groß, daß er in dieser schrecklichen Stunde keinen anderen Plan auszudenken vermochte als den, welchen seine Tochter ihn anzunehmen gebeten; endlich stand er auf und wollte gehen, aber Renée hielt ihn noch zurück.

„Hast Du Daniel gesehen?"

Er schüttelte den Kopf. Der Leser erinnert sich, daß in der That damals Daniel, als er sich nach der Entführung seiner Braut nach dem Schlosse Brucourt begeben hatte, den Baron nicht hatte sprechen können, weil derselbe noch immer bewußtlos gewesen war. Herr v. Maldrée war dann gleich darauf mit Jabin nach Paris abgereist.

„Du solltest ihm mittheilen, daß ich hier bin," bat Renée.

„Ihm Das mittheilen, hieße ihn gleichzeitig von der Ohnmacht in Kenntniß setzen, in der ich mich diesem Menschen gegenüber befinde. Er würde sicher den Grund für diese meine Machtlosigkeit wissen wollen."

„Du brauchst es ihm ja nicht persönlich zu sagen; theile ihm durch Lisbeth mit, daß ich hier bin. Mag er glauben, daß Du noch immer durch Deine Krankheit verhindert seiest, zu meiner

Hilfe herbeizueilen, oder mag er Dich für damit beschäftigt halten, mich anderswo zu suchen. Ich will Dich nicht kompromittiren, mein Vater; könnte ich im Gegentheil dieses entsezliche Geheimniß so tief versenken, daß Niemand jemals —"

Sie vollendete ihren Saz nicht, und doch hatte niemals Brucourt härter die Folgen seiner Unthat empfunden. Er fühlte ungeachtet der Anstrengungen, die Renée machte, um ihre Eindrücke nicht zu zeigen, daß er für sie ein Gegenstand des Mitleids, wenn nicht der Verachtung sei, daß er jedes Anrecht auf ihre Liebe verloren habe und nie wieder das süße, glückliche Gefühl werde genießen können, Vater zu seyn.

„Bevor Du Frankreich verläßt," fuhr Renée fort, „lege Deine Verfügungen in die Hände von Lisbeth nieder, ebenso auch ein Dokument, in welchem Du Deine Einwilligung zu meiner Heirath mit Daniel aussprichst und die Mitgift bestimmst, die Du mir zu geben gedenkst."

Sie sah bei den lezten Worten einen Ausdruck des Erstaunens über ihres Vaters Gesicht gleiten.

„Ich verlange diese Mitgift nicht für mich; nicht um meinetwegen will ich reich seyn, sondern um in den Stand gesezt zu seyn, Daniel den Theil Deines Vermögens, der ihm gehört, zurückzuerstatten, sei es, indem ich seine Gattin werde, sei es auf eine andere Weise."

Brucourt ließ ohne Antwort den Kopf sinken, Renée fügte hinzu: „Wenn Du von mir fortgehst, wirst Du den Fürsten wiedersehen, und er wird ohne Zweifel meine Entscheidung hören wollen."

„Was soll ich ihm antworten?"

„Antworte ihm, er solle nicht daran verzweifeln, mich doch noch zu überreden; nach Dem, was ich Dir gesagt, habest Du Ursache, anzunehmen, daß ich von meinem früheren Entschluß zurückkommen würde."

„Was! Du wolltest! . . ."

„Ich will Nichts, ausgenommen, daß Du meine Worte wiederholen sollst. Füge hinzu, daß er nur durch gute Behandlung etwas von mir erreichen könne. Was ich gegenwärtig brauche, ist ein Mittel, um die Ungeduld des Fürsten hinzuhalten und Dir Zeit zu gewähren, zu fliehen, den Ozean zwischen Dich und ihn zu bringen."

„Wenn meine Abreise Deine Befreiung beschleunigen kann, so will ich in vierundzwanzig Stunden außerhalb des Bereiches jeder Verfolgung seyn.“

Weitere Worte wurden nicht zwischen ihnen gewechselt. Brucourt seufzte, der Reue und Strafe gegenüber hatte er nicht die Kraft, die er bei dem Verbrechen selbst an den Tag gelegt. Renée blieb ernst und kalt und mußte sich Gewalt anthun, um sich den Kuß gefallen zu lassen, den ihr Vater ihr auf die Stirne drückte. Sie sah ihn hinausgehen, er war wie ein Verzweifelter; als sie dann in ihrem Zimmer allein war, da fühlte sie ihr ganzes Wesen auf das Tiefste erschüttert und brach in Thränen aus.

Wenige Tage nach den Ereignissen, die wir soeben erzählt haben und deren weitere Fortführung wir auf einen Augenblick unterbrechen müssen zum Verständniß des Kommenden, saßen Daniel v. Maldrée und Jabin in einem Zimmer des Gasthauses, in welchem sie abgestiegen waren, und das im lateinischen Viertel lag. Seit sie in Paris waren, hatten sie vergeblich nach Renée v. Brucourt geforscht. Sie hatten den Baron in Gesellschaft von Lisbeth krank in seinem Schlosse zurückgelassen und hatten von dieser Seite her keine Auskunft, die sie auf die Spur des jungen Mädchens hätte führen können. Mit Bestimmtheit seinen Verdacht auf den Fürsten Bedleben richtend, den er dessen wohl für fähig hielt, Renée entführt zu haben, suchte Daniel die Wohnung dieses Menschen ausfindig zu machen. Er versuchte es sogar, bis zu ihm selbst zu dringen, aber als er sich bei ihm melden lassen wollte, ertheilte man ihm den Bescheid, der Fürst werde bis zum Ende des Winters abwesend seyn.

„Was thun?“ fragte er sich zitternd; „sollte er Renée aus Frankreich fortgebracht haben, vielleicht nach Rußland? Oh! ich werde auch dorthin gehen.“

Als er aber einige Tage später die Avenue der elysäischen Felder passirte, erkannte er in einem Coupé, das rasch nach dem Triumphbogen zu fuhr, den Fürsten Bedleben.

„Er ist also angekommen,“ dachte er, „oder er war vielleicht auch gar nicht verreist?“

Von Neuem begab er sich nach dem Palais des Fürsten und erhielt genau dieselbe Antwort, wie bei seinem ersten Besuch.

„Sie lügen!“ schrie er wüthend. „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihn dennoch zu finden wissen werde.“

Von diesem Augenblick an stand er jeden Abend von sieben Uhr ab als Schildwache vor der Thür des Palastes. Er studirte, soweit Dieß anging, die Beschaffenheit der Oertlichkeit und umkreiste in Jabin's Begleitung die hohen Mauern, welche den Garten umgaben.

„Renée ist hier,“ tröstete er sich im Stillen, „mein Herz verräth es mir.“

Er stand schon auf dem Punkt, nach der Polizeipräfektur zu gehen und daselbst anzuzeigen, der Fürst halte, allem Rechte Hohn sprechend, eine junge Dame gefangen, die mit ihm Nichts zu schaffen haben wolle. Er wagte aber doch nicht, seinen Vorsaz auszuführen, denn es war ihm bekannt, daß der Fürst troz seines Rufes mächtige Verbindungen und einen großen Einfluß habe. Es mußte ihm ein Leichtes seyn, die Thatsachen zu leugnen, die Daniel v. Maldrée anführen konnte, und vorausgesezt, daß man eine Haussuchung bei ihm hielt, so war es noch leichter, Renée vor allen Augen so lange zu verbergen. Es war viel einfacher, Bedleben zu beobachten, ihn auf der Straße zu erwarten, ihm überall hin zu folgen, bis er darein willigen würde, Daniel zu empfangen und ihm die Aufschlüsse zu geben, die dieser verlangte. Unglücklicherweise schien indessen der Fürst argwöhnisch geworden zu seyn. Er verließ seine Behausung nur im Wagen und fuhr stets so schnell, daß dadurch jede Anrede zur Unmöglichkeit wurde. Endlich am Abend vor jenem Tage, wo wir Beide wiederfinden, waren Daniel und Jabin wie gewöhnlich vor der Thür des Palastes gewesen, als sich das Portal geöffnet und einen Wagen herausgelassen hatte, auf dessen Bock zwei Menschen saßen. Um neun Uhr ist es in dem Viertel des Triumphbogens menschenleer. Jabin, den seit einiger Zeit der Zustand Daniel's zu beunruhigen anfing, und durch seine Sorge um diesen zu Allem fähig, warf sich den Pferden entgegen. Der Kutscher wollte sie antreiben, aber Jabin hielt mit sicherer Faust die Gebisse und ließ nicht nach. Daniel verstand ihn und eilte an die Wagenthür; er erblickte den Fürsten Bedleben, der in wüthendem Ton den vergeblichen Befehl ertheilte, weiterzufahren.

„Endlich finde ich Sie, Fürst!“

„Was wollen Sie von mir, mein Herr? Warum fallen Sie meinen Wagen wie ein Straßenräuber an?“

„Ich will wissen, Fürst, warum Sie sich jezt schon seit zehn Tagen weigern, mich zu empfangen.“

„Weil ich Sie nicht bei mir zu sehen wünsche!“

„Das ist freilich ein Grund. Werden Sie mir dann vielleicht erlauben, daß ich von Ihnen Rechenschaft fordere für das Verschwinden des Fräuleins v. Brucourt?“

„Mit welchem Rechte fragen Sie Das? Haben Sie eine nähere Beziehung zu ihr? Sind Sie ihr Vater, ihr Bruder, ihr Gatte?“

„Ich bin ihr Verlobter!“

„Gehen Sie doch!“ rief der Fürst. „Sie ist verheirathet!“

„Verheirathet, Renée!“

„Sie ist meine Gemahlin, wissen Sie Das noch nicht?“

Daniel fuhr zurück, als sei er auf eine Schlange getreten. Die Lippen des Fürsten umspielte ein grausames Lächeln, als er hinzusezte: „Sie sehen jezt ein, mein Herr, warum ich nicht will, daß Sie mit ihr zusammentreffen. Sie lieben sie, und daher kann ich Ihnen Beiden keine Zusammenkunft erlauben. Ich füge hinzu, mein Herr, daß ich es nicht dulden werde, daß man mich noch einmal in dieser Weise aufhält, und daß ich, falls sich dergleichen Vorgänge wiederholen sollten, ohne Besinnen Denen, die sich vor meinen Pferden oder an meiner Wagenthür befinden, eine Kugel durch den Schädel jagen werde. Nun, mein Herr, Sie wissen jezt, woran Sie sind.“

Während der Fürst so gesprochen, hatte sich das Thor hinter dem Wagen geschlossen, und als dieser nun rasch davonfuhr, hatten Daniel und Jabin nichts vor sich als traurige Einöde.

„Sie ist da! Sie ist da! Aber für mich verloren!“ so stürmte es in Daniel's Kopf.

„Komm, wir wollen gehen!“ schlug Jabin vor.

Und er zog ihn mit sich fort. Am Morgen nach diesem Ereigniß war es, wo sie in Daniel's Zimmer beisammensaßen. Die Nacht bringt Rath. Mit ausgeruhtem Geist war Daniel jezt im Stande, seine Lage kalten Blutes zu überschauen.

„Was kann ich nach der Erklärung des Fürsten, der mir mittheilt und versichert, daß Renée v. Brucourt seine Gemahlin geworden sei, thun?“ fragte er.

„Reisen, mein lieber Junge, auf ewig dieses junge Mädchen vergessen, dessen Muth nicht im Stande gewesen ist, die Gefahren zu überwinden, die sich vor ihm aufthürmten ...."

Daniel unterbrach ihn: „Reisen! Jemand Anderes lieben! Was für Rathschläge gibst Du mir da? Nein, ich werde bleiben. Ah! Wundere Dich nicht. Wenn Du, wie ich, Renée kenntest, ihre Liebe, ihre Stärke; wenn Du gehört hättest, mit welch' inniger Ueberzeugung sie mir jene Versprechungen machte, die mich so eng an sie geknüpft haben, dann würde es Dir klar seyn, daß sie den Fürsten nur nach irgend einem Schurkenstreich hat heirathen können, den der Elende in Szene gesezt haben wird. Ueberdieß, hat er mir überhaupt die Wahrheit gesagt? Ist Renée wirklich seine Gattin?"

„Er würde es nicht gewagt haben, es zu versichern, wenn es anders wäre."

„Wer kann Das wissen? Er hat mich los seyn wollen. Das ist mir am Klarsten in der ganzen Angelegenheit. Von mir befreit und überzeugt, daß ich abreisen werde, hat er jedenfalls vor, Renée zu beweisen, daß ich sie aufgegeben hätte! Das ist der Grund, warum ich mich nicht entfernen darf, sondern Alles versuchen muß, sie wieder zu sehen."

„Aber welchen Fährlichkeiten willst Du Dich denn noch aussetzen?"

„Ich liebe sie. Ich liebe sie, und selbst wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß sie nicht mehr frei wäre, sondern ihm wirklich angehörte, diesem Menschen, so würde ich dennoch Alles aufbieten, um sie wieder zu sehen, dann würde ich erst recht sicher seyn, ihr dienen zu können. Aber sie ist nicht seine Gemahlin, Das ist mir beinahe zur Gewißheit geworden."

„Wir müssen darüber in's Klare kommen."

„Aber wie! Der Palast ist unzugänglich! Und hält er sie überhaupt dort verborgen?"

„Da der Fürst selbst auch ihn bewohnt ...."

„Er kann Renée trozdem in einem Hause in irgend einem entlegenen Stadttheil eingeschlossen halten."

„Wir wollen Das zu erfahren suchen. Man könnte die Diener bestechen."

„Das ist ein schlechtes Mittel, besonders diesem Manne

gegenüber, der gewiß von sicheren Leuten umgeben ist. Nein, ich habe eine ganz andere Idee."

„Was denn für eine?"

„Es steht fest, daß sich Renée nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters hat verheirathen können."

„Das ist wahr."

„Nun gut, hat Herr v. Brucourt diese Einwilligung gegeben? Wir haben ihn vor etwa acht Tagen, gefährlich erkrankt, in seinem Schlosse zurückgelassen. Ist er seitdem überhaupt im Stande gewesen, seine Willensmeinung zu äußern?"

Jabin schüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er daran zweifle.

„Er ist es also, den ich besuchen und ausfragen will," ergriff Daniel wieder das Wort. „Von ihm werden wir die Wahrheit erfahren."

Der Gedanke war ausgezeichnet. Jabin konnte demselben seine Billigung nicht versagen.

„Ich werde nach Brucourt gehen," fuhr Daniel fort, „und werde mich mit dem Baron offen aussprechen, dann werde ich auch endlich herausbekommen, ob er selbst bei der Entführung seiner Tochter Mitschuldiger oder Opfer gewesen ist."

„Wenn er es nun aber verweigert, sich zu erklären? Wie Du Dich erinnern wirst, habe ich ihm nie recht getraut. Ich habe das Gefühl, als täusche er uns."

„Ah! Er wird sich erklären, und wenn ich ihn dazu zwingen müßte."

Jabin lächelte trübe. „Er ist sehr geschickt," bemerkte er. „Indessen, ich will Dir nicht den Muth rauben. Vorwärts nach Brucourt!"

„Ich werde allein dorthin gehen."

„Du willst mich hier lassen?"

„Deine Gegenwart ist hier nöthiger."

„Zu welchem Ende?"

„Um die Bewohner des Palastes Bedleben auszuforschen. Wir müssen herausbringen, ob Renée dort oder anderswo eingeschlossen ist. Du sollst es versuchen, Dich mit jenen Leuten in Verbindung zu setzen; es ist undenkbar, daß es unter ihnen nicht einen Schwätzer geben sollte, oder Einen, der an dem Fürsten

für irgend etwas Rache zu nehmen wünscht. So Einen müßten wir ausfindig machen und ihn in unser Geheimniß einweihen. Verlebe Deine Tage in der Nachbarschaft des Palastes, beobachte, forsche, erkundige Dich, tritt in Beziehungen zu den Lieferanten oder zu dem Postboten, der die Briefe dorthin bringt. Es wird doch in ganz Paris Jemand geben, dem der Eintritt bei diesem Fürsten gestattet ist, der das Innere von dessen Wohnung kennt; diesen Menschen müssen wir entdecken."

„Das Unternehmen ist nicht leicht," warf Jabin hin.

„Willst Du damit sagen, daß Du Dich weigerst, es auszuführen?"

„Nein doch, ich will es im Gegentheil zu einem glücklichen Resultat führen; ich überlege nur die Schwierigkeiten, die im Wege stehen."

„Du besitzest vollauf, was nöthig ist, um sie zu überwinden. Uebrigens wird meine Abwesenheit auch nicht länger dauern, als zwei Tage. Bei meiner Rückkehr wirst Du mir das Ergebniß Deiner Nachforschungen mittheilen; wenn es dann nothwendig ist, daß wir gemeinsam an's Werk gehen, so werden wir daran gehen. Eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß der Fürst gelogen hat, daß Renée zwar in seiner Gewalt ist, daß sie aber nicht die heiligen Versprechungen vergessen, die sie mir gegeben hat. Sie ist mir treu, für diese Ueberzeugung wollte ich mein Leben hingeben. Du wirst ahnen, wie schrecklich sie zu leiden hat, und darum, mein Sergent, wirst Du mir auch helfen, sie zu befreien. Es handelt sich um ihr Glück, aber nicht allein um dieses, sondern ebenso auch um das meinige."

„Genug! Genug! Beruhige Dich," rief Jabin lebhaft. Ich werde Alles aufbieten, was menschenmöglich ist."

An demselben Abend noch reiste Daniel nach Trouville, um sich von dort nach Schloß Brucourt zu begeben, nachdem er zuvor versprochen, nicht länger als achtundvierzig Stunden fortzubleiben. Gleichzeitig begann Jabin seine Thätigkeit vor dem Palaste Bedleben's.

Der Weg, der von Trouville nach Brucourt führt, ist ganz besonders schön. Nachdem man bis nach Villers das Meer begleitet hat, dringt man in das Land ein über ein fruchtbares, reich bepflanztes Gestade, das nach der einen Seite hin die weite Wasserfläche beherrscht, während es sich nach der anderen mit den fetten Niederungen vereinigt, die bis nach Lisieux und Caën hin reichen.

Als er diese Gegend passirte, die seinem Gedächtniß so theuer und so vertraut war, zogen alle die wonnevollen Stunden an Daniel's Innerm vorüber, die er hier mit Renée zusammen verlebt hatte. Damals war in ihm und um ihn her Alles reich an Hoffnung gewesen; jezt durcheilte er entmuthigt, nur noch unter der Herrschaft einer Ahnung handelnd, der er gehorchen zu müssen geglaubt hatte, jene Pfade, die zu seiner melancholischen, schmerzlichen Stimmung wenig paßten. Um zehn Uhr Morgens langte er vor dem Schloß an. Um den Weg schneller zurücklegen zu können, hatte er sich von Trouville ab ein Pferd gemiethet; von Schweiß triefend und mit Schaum bedeckt trug ihn das Thier durch dasselbe Parkthor, in dessen Nähe er sich einst unverjährbare Rechte auf Renée's Liebe erworben hatte, indem er sie vom Tode errettete. Alle diese Erinnerungen drangen auf ihn ein.

„Oh! Diese Vergangenheit, schön, wie ein Traum, kann unmöglich das Vorspiel zu einer solchen traurigen Wirklichkeit gewesen seyn, wie ich sie jezt vor mir sehe!" sagte er sich. „Nein, es gibt ein Glück, das jezt noch meinen Blicken entzogen wird durch einen Schleier, das mir aber dennoch bestimmt ist, und das mir die Zukunft sicherlich gewähren wird."

Er blickte auf; das Schloß schien Trauer angelegt zu haben. Die Gewächse, die sich an den Mauern hinrankten, wucherten üppig, die Blumengruppen sahen wie Düngerhaufen aus, so waren sie durch die allzu große Feuchtigkeit in einen Zustand der Fäulniß übergegangen. Die gelben Blätter, die unter einem feuchten Teppich den Sand der Wege bedeckten, waren bis auf die Freitreppe geweht; die Fensterläden waren größtentheils geschlossen. Das Haus hatte mit einem Wort sein freundliches, lächelndes Aussehen verloren. Ein Reitknecht war ihm entgegengeeilt. Daniel stieg ab, warf ihm den Zügel seines Pferdes zu und betrat das Schloß. Das erste Wesen, das ihm hier begegnete, war Lisbeth. Das arme Mädchen irrte schweigend in den weiten, verlassenen Sälen umher; als Lisbeth Daniel erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus.

„Lieber Herr Daniel! Sie bringen gewiß Nachrichten von Fräulein Renée."

„Leider nein! Ich suche im Gegentheil nach solchen."

„Hier gibt es keine!"

„Herr v. Brucourt?"

„Wenn Herr v. Brucourt auch vielleicht Nachrichten hat, so verheimlicht er dieselben seltsamer Weise sogar vor mir.“

Lisbeth zog Daniel in ein kleines Zimmer fort, nöthigte ihn, sich zu setzen, und erzählte ihm, was folgt: „Nach der geheimnißvollen Abreise des gnädigen Fräuleins und nach der Ihrigen blieb der Herr Baron hier krank zurück; es war, als leide er an Wahnsinn, aber an einem ruhigen, brütenden, schweigsamen Wahnsinn. Wir befürchteten anfänglich, er werde eine Gehirnentzündung oder ein Nervenfieber bekommen; aber Gott sei Dank, erwiesen sich diese Befürchtungen als unbegründet. Nach Verlauf von zwölf Tagen fühlte er sich kräftig genug, um zu reisen; er ging nach Paris und blieb eine volle Woche abwesend. Bei seiner Rückkehr begnügte er sich, auf alle unsere Fragen zu antworten, er habe erlaubt, daß Renée eine lange Reise mache.“

„Und seitdem?“ fragte Daniel dazwischen.

„Seitdem sind zehn Tage vergangen. Der Herr Baron lebt hier wie ein Wilder, er sieht Niemand als seinen Kammerdiener und mich, und verläßt auch niemals sein Zimmer. Dort nimmt er seine Mahlzeiten ein, und was für Mahlzeiten! Alles ist ihm recht, wenn er nur nicht Hungers sterben braucht. Wenn der Abend gekommen ist, läßt er vier große Armleuchter anzünden, ein riesiges Feuer in den Kamin seines Zimmers machen und schließt sich daselbst bis zum nächsten Morgen ein. Das ist seine Lebensweise jezt.“

„Wer mir doch dieses entsezliche Räthsel lösen könnte!“ rief Daniel.

„Aber Renée, Renée! haben Sie sie gesehen?“

„Nein! Alle meine Versuche sind vergeblich gewesen.“

Daniel erzählte, was dem Leser bereits bekannt ist, seinen Verdacht, seine Befürchtungen, seine Schritte. Er theilte auch Lisbeth mit, welche Hoffnung ihn nach dem Schlosse geführt habe.

„Durch den Herrn Baron werden sie Nichts erfahren.“

„Das kann nicht seyn,“ rief Daniel. „Lassen Sie ihm melden, daß ich hier sei.“

„Er wird sich weigern, Sie zu empfangen.“

„Dann werde ich also unangemeldet zu ihm gehen.“ Daniel stieg die Treppe zu den Zimmern des Herrn v. Brucourt hinauf, ohne daß Lisbeth ihn daran zu hindern wagte. Er klopfte einmal

leise gegen die Thür, und da ihm keine Stimme antwortete, so trat er ein. Der Salon, der dem Zimmer des Barons voranging, war leer, er drang bis in das eigentliche Zimmer vor und fand daselbst Brucourt zusammengesunken in einem Fauteuil vor dem Feuer sitzend. In diesem einen Monat war er um zehn Jahre älter geworden, seine Haare, damals noch kaum grau, waren jezt weiß, tiefe Furchen hatten sich seinem Gesicht eingegraben, und seine gerötheten Augen zeigten kaum mehr einen anderen Ausdruck, als den unbestimmten Schreckens. Seine Hände zitterten und sein ganzer Körper wurde häufig von jenem Frösteln heimgesucht, das das sicherste Anzeichen eines kränklichen Alters ist. Auf das Geräusch, das Daniel bei seinem Eintritt verursachte, wendete er den Kopf um und bebte.

„Guten Tag, Herr Graf v. Maldrée,“ begrüßte er ihn mit schwacher, ausdrucksloser Stimme. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich bereit sei, Sie zu empfangen?“

„Niemand, Herr Baron. Man hat mich sogar verhindern wollen, Sie zu besuchen; aber ich mußte Sie sehen, Sie sprechen, und darum sehen Sie mich hier vor sich.“

„Sprechen Sie also!“ gab Brucourt resignirt zurück.

Daniel ging entschossen auf den Gegenstand los, der ihn hergeführt hatte. „Ich komme von Paris,“ begann er; „ich habe den Fürsten Bedleben gesehen, und derselbe hat mir erklärt, Fräulein v. Brucourt sei seine Gemahlin. Er hat gelogen, nicht wahr? Sie haben nicht Ihre Zustimmung zu dieser Heirath gegeben?“

„Er hat Ihnen gesagt, daß er meine Tochter geheirathet habe?“

In Brucourt's Auge leuchtete etwas auf, wie ein Strahl der Freude, aber so schnell, daß Daniel es nicht sah und nicht bemerkte, daß er dem Baron einen unerwarteten Trost gespendet habe. Nachdem dieser Leztere seiner Tochter versprochen hatte, Frankreich zu verlassen, war er auf seinem Schlosse angekommen, ohne den Muth zur Abreise in sich zu fühlen. Krank, vernichtet durch die unaufhörlichen Schicksalsschläge, die ihn getroffen, war er träge in einen Fauteuil gesunken und hatte denselben nicht mehr verlassen.

„Was wird Renée thun?“ fragte er sich; „wird sie den Fürsten heirathen?“

In der Angst, die ihn peinigte, ging er sogar soweit, zu wünschen, daß sie darein willigen möge, ihr eigenes Unglück zu

besiegeln, um ihn zu retten. So kam es, daß ihn die Nachricht, die Daniel brachte, einen Augenblick beruhigte, und Das war der Grund für jene Bewegung der Freude gewesen, die Herrn v. Maldrée entgangen war.

„Er versichert, daß Ihre Tochter seine Gattin sei!" rief dieser.

„Wenn er es versichert, so geschieht Das, weil es eben so ist," entgegnete Brucourt.

„Nein! Nein! Das ist unmöglich! Damit eine solche Heirath stattfinden konnte, war Ihre schriftliche Einwilligung erforderlich, und diese Einwilligung haben Sie nicht gegeben."

„Sie irren sich! Ich habe sie gegeben!"

Er log, und doch entschwand seine ganze Hoffnung; denn er überlegte, daß in der That diese Verbindung, die er seit fünf Minuten für möglicherweise vollzogen angenommen hatte, es nicht seyn konnte, weil er daran in keiner Weise betheiligt war durch seine Unterschrift. Dessenungeachtet kalkulirte er folgendermaßen: „Wenn der Fürst erklärt, daß er der Gatte meiner Tochter sei, so thut er Das, um seinen Nebenbuhler dadurch zu beseitigen und zu entfernen, und weil er von ihr Das zu erlangen hofft, was er wünscht. So lange er Das hofft, bin ich überdieß vor jeder Verfolgung sicher."

Indessen Daniel hatte die Antwort des Barons gehört. „Sie haben also," sagte er vorwurfsvoll, „sich nicht gescheut, diese Heirath zuzugeben? Sie haben sich nicht gescheut, Ihre Tochter dazu zu zwingen? Und doch wußten Sie, daß sie mir ihr Wort gegeben hatte! Wissen Sie denn nicht, was Das für ein Mensch ist, dem Sie Ihr Kind in die Arme getrieben haben?"

„Er ist mein Freund, und Renée hat sich ohne Zwang darin gefügt, seine Gemahlin zu werden."

„Lügen! Nichts als Lügen! Sie hintergehen mich. Renée gehört diesem Menschen nicht an. Ich kenne sie viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie lieber gestorben wäre. Der Elende hat sie entführt, hat sie mit Gewalt fortgerissen, weil sie seinen geschändeten Namen nicht hat tragen wollen. Sie lügen, Baron v. Brucourt."

„Mein Herr!"

„Sie lügen und verdienen nicht, der Vater dieses Engels zu heißen. Sie wissen sehr wohl, daß sie die Gefangene des Fürsten

ist, und daß sie grausam leidet, aber dennoch thun Sie Nichts, um sie von diesem schrecklichen Abgrund zurückzureißen. Ich werde also allein handeln. Eine innere Stimme sagt mir, daß Renée nicht verheirathet ist, daß es ihr nicht an Muth gefehlt hat. Sie soll in mir einen Beschützer finden, ich werde sie vor jenem Schurken zu bewahren wissen, und sollte ich meinen Untergang dabei finden."

Dieser heftige Ausbruch erschreckte Brucourt. Er erhob sich mit einer gewaltigen Anstrengung, näherte sich Daniel und sagte:

„Mit welchem Rechte wollen Sie die Ruhe meiner Tochter stören? Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie mit dem Fürsten Bedleben vermählt und vollkommen glücklich ist."

„Warum verbirgt er sie denn?"

„Sie selbst wünscht es so. Das Glück sucht die Einsamkeit."

„Das Glück! Sie hätten sagen sollen, sie wolle nicht, daß irgend Jemand ihre Thränen sehen soll, oder daß der Fürst sie gefangen halte! Glauben Sie denn, daß ich Renée nicht ebenso gut, ja, besser noch kenne, als Sie selbst sie kennen können? Nachdem sie mir die heiligsten Versprechungen gegeben hat, soll sie fähig gewesen seyn, dieselben zu brechen und sich darin gefügt haben, einem Anderen anzugehören . . ."

Der Baron ließ ihn nicht ausreden. „Und wenn sie nun ein Opfer gebracht hätte, indem sie so handelte?"

„Ein Opfer! Wem?"

„Ihrem Vater."

Als Daniel ihn anstarrte, ohne ihn verstehen zu können, fügte Brucourt hinzu: „Wer sagt Ihnen, daß sie sich nicht in einer jener Lagen befunden habe, wie sie das Schicksal manchen Familien auferlegt, und die sie selbst zwischen ihre Liebe zu ihrem Vater und ihre Liebe zu Ihnen gestellt hat? Wer sagt Ihnen, daß sie sich nicht aus Rücksicht auf die Ehre des Namens, den sie trägt, gezwungen gesehen hat, die Versprechungen zu vergessen, die sie Ihnen gemacht hatte?"

„Sie haben ein solches Opfer angenommen?" fragte Daniel mißtrauisch.

„Es mußte seyn."

Auch Das überzeugte den beharrlichen jungen Mann nicht.

„Herr Baron," entgegnete er nach einer Pause des Schweigens, „hinter Diesem allen steckt ein Geheimniß, dem ich bis jezt noch

nicht auf den Grund gekommen bin, aber das unter allen Umständen enthüllt werden soll. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie und der Fürst sich in Einvernehmen miteinander gesezt haben, um mich zu täuschen. Ferner weiß ich bestimmt, daß Renée, selbst um Sie zu retten, ihre Ehre und Würde nie so weit verleugnet haben würde, sich einem Schurken hinzugeben, und was Ihre eigene Ehre anbetrifft, so kann ich nicht glauben, daß dieselbe ein derartiges Opfer erheischt habe. In der ganzen Angelegenheit, Das wiederhole ich, gibt es Etwas, das man mir verheimlicht. Aber ich will Alles erfahren und werde demgemäß handeln. Ich werde allein handeln, aber ich werde handeln, und wenn ich Das thue, glauben Sie mir, so diene ich Renée besser, als wenn ich sie jezt im Stich ließe."

Nachdem er diese Worte in ruhigem Tone gesagt hatte, ging er hinaus und begab sich zu Lisbeth, während der Baron v. Brucourt in grausamer Angst und Pein allein blieb. Die arme Gouvernante erwartete schon mit Ungeduld den Erfolg dieser Zusammenkunft.

„Nun?" fragte sie.

„Wenn der Baron nicht unter dem Einfluß einer Art von Tollheit handelt, dann ist er ein unnatürlicher Vater."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß er fröhlichen Herzens seine Tochter, ich weiß nicht welchen Ueberlegungen, zum Opfer bringt, daß er sich weder um ihre Ehre, noch um ihr Glück besorgt zeigt, daß er eingesteht, zu wissen, daß seine Tochter in den Händen des Fürsten Bedleben ist, ohne daß er sich damit beschäftigt, in Erfahrung zu bringen, ob sie verheirathet ist oder nicht, ob sie von hier freiwillig oder gezwungen fortgeführt worden ist."

„Sicherlich, der Herr Baron hat den Verstand verloren!" behauptete Lisbeth.

„Fast fürchte ich es auch."

Wie wäre es anders zu erklären, daß er geduldet, daß der Fürst meine arme Renée bei Nacht entführt hat? Ah! Was sollen wir beginnen, Herr Daniel, was sollen wir beginnen?"

„Ich kehre noch heute Abend nach Paris zurück und beginne von Neuem die Nachforschungen nach dem geliebten Mädchen."

An demselben Abend reiste Daniel nach Paris ab, ohne Herrn

v. Brucourt noch einmal gesehen zu haben. Jabin, von seiner Ankunft in Kenntniß gesezt, erwartete ihn auf dem Westbahnhof.

„Nun," fragte ihn Daniel, „hast Du eine Entdeckung gemacht? Ich habe nichts erfahren können!"

„Vor Deiner Abreise", erwiderte Jabin, „hast Du mir aufgetragen, ohne Unterlaß den Palast des Fürsten zu bewachen und die Leute zu beobachten, die hineingingen oder herauskommen würden. Ich habe Bedleben mehrfach gesehen, er hält bei seinen Ausfahrten wie bei seiner Rückkehr jeden Tag dieselben Zeiten ein. Dann wollte ich herausbringen, wohin er ginge. Sein Leben ist sehr gleichmäßig, und die gewöhnlichen Ziele seiner Ausfahrten sind das Bois de Boulogne, wo er eine Spazierfahrt macht, und der Cercle Impérial (einer der vornehmsten Klubs in Paris), wohin er sich jeden Tag von vier bis sieben Uhr begibt und nicht selten auch noch nach Mitternacht. Den größten Theil seiner Abende muß er zu Hause zubringen; denn ich habe erfahren, daß er während einer ganzen Woche nur zweimal um acht Uhr ausgefahren ist, das eine Mal, um sich nach der Oper, das andere Mal zu den Italienern zu begeben und von dort in seinen Klub."

„Bist Du Dessen sicher, daß er keinen anderen Ort aufsucht?"

„Was ich gesehen und ausgekundschaftet habe, erlaubt mir, Das anzunehmen, wenigstens, wenn er nicht während der Nacht Fräulein Renée besucht ...."

„Oh! Daran ist nicht zu denken."

„Dann ist es erwiesen, daß sie dasselbe Haus bewohnt, wie er."

„Ist sie dort freiwillig oder unfreiwillig? Darauf kommt es jezt an", sagte Daniel.

„Wenn sie dort freiwillig wäre, so würde sie das Leben, an dem Theil zu nehmen sie sich entschlossen hätte, in anderer Weise genießen; sie würde nicht ganze Tage im Zimmer eingeschlossen verbringen, sondern würde gewiß mit dem Fürsten ausfahren, wenn er sich ins Bois begibt. Aber er ist stets allein mit seinen beiden Dienern, zwei großen Teufeln, von denen mich der Eine jedesmal aufmerksam betrachtet. Wenn Fräulein Renée bei ihm ist, so ist sie es als seine Gefangene."

„Wir müssen bei Nacht in das Hôtel eindringen," schlug Daniel vor.

„Wie Diebe?" fragte Jabin.

„Meinetwegen, wie Diebe. Ich muß wissen, wo Renée ist. Sie leidet, Das sagt mir eine Ahnung, und wer sollte ihr wohl helfen, wenn ich es nicht thue?"

„Wir können das Haus erreichen, wenn wir über die Mauer in den Garten klettern," sagte Jabin kalt. „Indessen . . ."

„Indessen?"

„Würde es nicht einfacher seyn, wenn wir den Versuch machten, Verbindungen im Hause selbst anzuknüpfen, vielleicht einen der Diener für unsere Sache zu gewinnen? Da ist Einer, der das Gesicht eines ehrlichen Mannes hat; es ist jener Lakei, den ich jezt schon drei Mal auf dem Wagen neben dem Kutscher habe sitzen sehen."

„Und wenn Du Dich täuschest, wenn dieser Mensch, an den Du Dich wenden willst, Deine vertraulichen Mittheilungen dem Fürsten verriethe?"

„Warum wollen wir glauben, daß es nicht sogar in der Umgebung eines Bedleben edle Herzen geben kann?"

„Was willst Du? Ich zweifle an Allem."

Jabin lächelte und indem er dicht zu Daniel herantrat, sagte er: „Mein lieber Junge, wir sind im Begriff, eine verzweifelte Partie zu spielen. Laß uns dabei klug, aber auch fest zu Werke gehen. Es handelt sich um das Glück von Renée und um das Deine."

„Du hast Recht," erwiederte Daniel.

Das Ergebniß dieser Unterhaltung war, daß sich noch an demselben Abend Daniel und Jabin wieder vor das Hôtel des Fürsten Bedleben begaben. Von der Nacht begünstigt, konnten sie, ohne befürchten zu müssen, daß man sie beobachte, einen Rundgang um die Gartenmauer machen. Das war allerdings die einzige Seite, von der aus ihnen diese Wohnung zugänglich war. Das Viertel war einsam, und man hätte über diese Mauer hinüber klettern können, deren oberer Rand mit einigen Bäumen in gleicher Höhe war, die, leicht erreichbar, beim Hinabsteigen in den Garten behilflich seyn konnten. Hierzu mußte man aber einen Abend auswählen, an dem der Fürst nicht zu Hause war, und besonders war es nöthig, daß man nicht vorschnell handelte, ohne Beziehungen im Orte selbst zu haben, so daß man sicher seyn konnte, einmal auf der anderen Seite der Mauer, nicht von Hunden zerrissen oder von Dienern aufgegriffen zu werden. Unsere Freunde kamen

besorgt und unschlüssig beim Hauptportal wieder an, als sie dasselbe sich plözlich öffnen sahen, um dem Wagen des Fürsten die Durchfahrt zu gestatten. Bedleben saß in sein Koupé zurückgelehnt, wo man seine Anwesenheit nur an dem Glimmen seiner Cigarre erkennen konnte, die wie ein großer Leuchtkäfer im Finsteren glühte. Auf dem Bock saßen ein Kutscher und ein Bedienter. Sie trugen nicht Livree, wie sie die Diener in Frankreich gewöhnlich tragen, sie hatten weder Kniehosen, noch weiße, über mächtig ausgestopfte Waden gezogene Strümpfe oder Goldborten und Schnüre, sondern lange graue Tuchröcke mit weiten Falten und runde Mützen, die eine entfernte Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung eines Advokaten hatten.

„Es sind wieder dieselben," sagte Jabin zu Daniel. Und auf den Lakaien zeigend, der einen schnellen Blick nach ihnen hin warf, in dem Augenblick, als sie gerade von der Wagenlaterne beleuchtet waren, fügte er hinzu: „Dieser Mensch macht einen guten Eindruck auf mich."

Der Wagen fuhr im Schritt, denn es hatte am Tage geschneit, und da der Schnee gefroren war, so bildete der Boden eine spiegelartige Fläche, die so glatt war wie ein gefrorener See und die Bewegungen der Pferde unsicher machte. Dieser Umstand gab Jabin zu denken; er machte Daniel durch einen leichten Schlag auf den Arm aufmerksam. Dieser hatte versucht, mit seinem Blick in das Innere des Gebäudes einzudringen, dessen Thüren sich langsam schlossen. Aber er sah nur ein geräumiges Treppenhaus, an dessen Ende sich ein festes, eisernes Gitter befand, das den Abschluß nach dem Hofe zu bildete, so daß man diesen Hof weder betreten, noch von demselben herunter konnte, oder auch sehen, was dort vorgehe.

„Was hast Du?" fragte Daniel, den Jabin's Berührung aus seinen Beobachtungen aufstörte.

„Höre, mein Junge, ich bin der Ansicht, daß wir unseren Feldzug ernstlich beginnen müssen, indem wir das Vertrauen dieses Bedienten gefangen nehmen, wenn er überhaupt französisch spricht, denn er scheint Russe zu seyn, wie sein Herr."

„Wie willst Du Das anfangen?"

„Der Wagen fährt im Schritt, ich werde demselben folgen, und wenn er, am Bestimmungsort angelangt, Bedleben abgesezt hat, so werde ich mit meinem Freunde eine Unterhaltung anknüpfen."

„Gut! Wir wollen es versuchen,“ willigte Daniel ein, der vollständig entmuthigt schien. „Ich gehe mit Dir.“

Sie folgten dem Koupé. Auf der Avenue der elysäischen Felder stiegen sie in einen Fiaker, dessen Kutscher sie beauftragten, den Wagen des Fürsten nicht aus den Augen zu verlieren. Vor dem Opernhause hielt dieser still, es mochte etwa um zehn Uhr seyn. Daniel sah den Fürsten aussteigen und in das Theater eintreten, während ihn sein Wagen an der Ecke der Straße Le Pelletier und der Straße Rossini erwartete, wenige Schritte von einer Weinhandlung entfernt, in welcher die Diener sich zu vereinigen pflegen, während ihre Herrschaften dem Schauspiel in der Akademie der Musik beiwohnen. Daniel hatte den Fiaker entlassen und verfolgte mit Jabin jede Bewegung der Leute des Fürsten. Der Kutscher warf jedem Pferde eine Decke über und stieg dann nach der einen Seite hin von seinem Siz herunter, während der Lakai dasselbe nach der anderen Seite hin that. Diesen Augenblick hielt Jabin für günstig; ohne viel zu überlegen, trat er an den Diener heran und fragte ihn hastig: „Sie sind im Dienste des Fürsten Bedleben? Kennen Sie eine junge Dame, Namens Renée v. Brucourt, die er in seinem Palast gefangen hält, um sie dazu zu zwingen, ihn zu heirathen?“

Der Diener blickte Jabin mit ebenso viel Ueberraschung als Mißtrauen an und beantwortete dessen Frage nicht.

„Ich verstehe Ihr Schweigen“, nahm der alte Soldat wieder das Wort, „Sie fürchten, ich könnte vielleicht ein Abgesandter seyn, der beauftragt ist, Ihre Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen. Gut also, ich erwarte augenblicklich keine Antwort. Wenn Sie aber Fräulein Renée sehen, dann sagen Sie ihr, Sie hätten den Sergenten Jabin getroffen; werden Sie den Namen behalten? Fragen Sie das herzige Kind, ob Sie zu mir Vertrauen haben dürften.“

Der Russe konnte ein Lächeln nicht verbergen und erwiderte: „Wenn Sie mich das nächste Mal treffen können, dann werde ich Ihnen eine Antwort zu geben haben. Jezt aber entfernen Sie sich, ich sehe meinen Kameraden zurückkommen.“

Durch diese Worte hatte er dargethan, daß er bereit sei, Renée und ihren Freunden zu helfen. Jabin und Daniel waren außer sich vor Freude.

„Wenn dieser Mensch uns verräth“, warf der Sergent aber doch noch ein, „dann zerbreche ich ihm die Hirnschale.“

Seit dem Besuch, den ihr Vater dem Fürsten Bedleben abgestattet, und dem feierlichen Gespräch, das sie mit dem Baron v. Brucourt gehabt hatte, war eine tiefe Ruhe über Renée gekommen, die Nichts mehr stören konnte. Indem sie ihrem Vater den Rath gegeben, außer Landes zu gehen, hatte sie sich die Freiheit schaffen wollen, alle Mittel zu gebrauchen, die sie für gut finden würde, um den Verfolgungen ihres Feindes zu entkommen. Sie wollte zu gleicher Zeit ihren Vater, sich selbst und ihr Glück retten. Während der nächsten Tage blieb sie in ihrem Zimmer und verließ dasselbe nur, um sich in den Garten zu begeben, und selbst hierzu ließ sie sich nur dann herbei, wenn der Muschik Alexis, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, meldete, daß der Fürst den Palast verlassen habe. Auf diesen Spaziergängen erfuhr sie Mancherlei über den Fürsten Bedleben. Sie kannte bald den Zeitraum seiner ganzen Vergangenheit, in welchen Alexis mit verwickelt war, und fand immer neue Gründe, die den Abscheu rechtfertigten, den ihr dieser Mensch einflößte. Und dadurch hob sich ihr Muth zum Widerstande mehr und mehr. Es war eine entsezliche, zu Allem fähige Persönlichkeit, in deren Hand sie das Schicksal gegeben, und der sie sich um jeden Preis entziehen mußte, wobei jedes Mittel, das sie zur Erreichung dieses Zieles in Anwendung brachte, gerechtfertigt war. Sie fragte Alexis mehrmals, ob es möglich sei, zu fliehen.

„Haben Sie Geduld, ich suche nach einer Gelegenheit,“ hatte dieser jedesmal geantwortet.

In der Zwischenzeit war sie auch mit der Wahnsinnigen in Verbindung getreten. Eines Abends gegen neun Uhr, während Bedleben in der Oper war, betrat Renée, von Alexis begleitet, den Raum, welchen die Unglückliche bewohnte. Die mit ihrer Bedienung beauftragte Wärterin hatte ihre Mahlzeit ein wenig in die Länge gezogen und saß noch mit der übrigen Dienerschaft bei Tische, während Alexis in ihrer Abwesenheit die Irrsinnige bewachte. Mit Hilfe dieses Umstandes konnte Renée unbemerkt in diesen Theil des Hôtels eindringen und zu Madame Sophie gelangen. Als Renée eintrat, saß Madame Sophie, oder vielmehr kauerte sie in einer Ecke, das Auge in die Betrachtung von Gegen-

ständen versunken, die nur ihr allein sichtbar waren, die aber schrecklicher Natur seyn mußten; denn ihr Blick war ängstlich, und fieberhaft glitt ihre rechte Hand mit einer regelmäßigen Bewegung über ihren Hals, um den Versuch zu machen, den Strick von da zu beseitigen, den sie unaufhörlich zu fühlen glaubte. Bei Renée's Anblick hielt sie mit ihrer Beschäftigung inne und betrachtete zuerst mit Bestürzung, dann aber mit immer zunehmender Beruhigung dieses junge Mädchen mit dem sanften Gesicht. Dann stand sie auf und ging langsam und furchtsam auf sie zu, wie sich etwa ein Kind einer schönen Puppe nähert; anstatt in Wuth zu gerathen, wie Dieß in der Anwesenheit des Fürsten zuweilen geschah, lächelte sie. Alexis war draußen geblieben, aber durch die halbgeöffnete Thür bemerkte er diesen neuen Ausdruck auf dem Gesicht der Kranken.

„Das ist wahrhaftig ein Wunder," dachte er.

Niemals hatte er sie bisher lächeln sehen. Renée, ebenfalls dadurch ermuthigt, ließ Madame Sophie ruhig an sich herankommen. Diese legte ihre Hand auf die des jungen Mädchens, und als sie dasselbe unbeweglich, aber voller Güte auf sich herniederblicken sah, begann sie diese Hand zu liebkosen.

„Sie tragen schweren Kummer im Herzen?" redete sie Renée an.

Die Irrsinnige zögerte mit der Antwort. Aber plözlich von heftigem Schreck befallen, sagte sie mit bebender Stimme: „Das Haus brennt, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es brennt. Ich sehe schon die Mauern von der Gluth ergriffen . . . Und der Strick, der fürchterliche Strick erwürgt mich. O, haben Sie Mitleid mit mir und zerreißen Sie diese Fessel, die mich peinigt, zerreißen Sie sie."

Einen Augenblick schwieg sie und machte einen vergeblichen Versuch, sich von dem Strick zu befreien, der nur in ihrer Einbildung existirte.

„Wenn mein heißgeliebter Jacques zurückgekehrt", fuhr sie fort, „dann werde ich aufhören, zu leiden. Er wird mich von aller Noth befreien."

„Jacques kann aber leider nicht wiederkehren", erwiderte Renée.

„Er kann nicht wiederkehren? Ich erwarte ihn aber und sehe ihn schon immer näher kommen."

„Das ist er nicht; denn er ist todt; seinen Sohn werden Sie kommen sehen, seinen Sohn Daniel v. Maldrée."

Die Irre schüttelte mißbilligend mit dem Kopf.

„Daniel v. Maldrée kann wohl schön seyn", phantasirte sie, „aber Jacques v. Maldrée ist noch viel schöner als er. Er ist größer als die anderen Menschen und so stark, daß er spielend den Strick von mir nehmen wird, der meinen Hals einschnürt."

Diese Worte und die Haltung des unglücklichen Geschöpfes machten tiefen Eindruck auf Renée. Was sie von der Vergangenheit der Madame Sophie wußte und von der schlechten Behandlung, die der Fürst ihr hatte zu Theil werden lassen, weil es in seinem Interesse gelegen, sie in jenem unheilbaren Zustande zu erhalten, Das ließ Renée hoffen, daß man die arme Geisteskranke durch Sanfmuth und Geduld in einen Zustand bringen könne, der der Vernunft näher liege. Außerdem war sie voller Mitgefühl und Zuneigung für die arme Frau, die unglücklich war, wie sie selbst, und Das durch die Schuld des Herrn v. Brucourt. Diesem Opfer den Verstand wiedergeben, würde Das nicht der Anfang dazu seyn, soviel als möglich die Sünde dieses Lezteren wieder gut zu machen? Renée kannte nicht alle Schandthaten ihres Vaters und wollte die einzige, von der sie wußte, durch die Wiederherstellung der Madame Sophie mildern. Madame Sophie heilen! Dieser Gedanke schwebte Renée's Geiste vor, und das erschien ihr wie eine Pflicht, da sie für die Fehltritte ihres Vaters mit verantwortlich gemacht werden könne, und so war sie der Meinung, daß an der Besserung des Zustandes der Madame Sterowski thätig seyn und die Spuren dieses Verbrechens verschwinden machen, an ihrem eigenen Glücke arbeiten und sich Daniel's würdig zeigen hieße. Als sie sich zurückzog, war ihr Entschluß gefaßt. Die Wahnwitzige sah sie mit Bedauern scheiden, sie folgte ihr sogar und war glücklich, als sich Renée über sie beugte, um sie zu küssen. Als dann das junge Mädchen hinausgegangen war, und die Thür des Zimmers sich hinter ihr geschlossen hatte, hörte sie, wie die Gefangene sich anstrengte, dieselbe zu öffnen um sie noch einmal zu sehen, und wie sie durch leise Klagen den Kummer ausdrückte, den ihr die Trennung verursacht hatte.

„Wir wollen häufig solche Zusammenkünfte, wie diese, ermöglichen", sagte Renée zu Alexis.

„So oft Sie es wünschen", antwortete Dieser. „Es ist nur nothwendig, daß der Herr abwesend ist. Aber Sie können sich nicht mehr lange mit dieser Unglücklichen abgeben und würden daher vielleicht gut thun, damit gar nicht erst zu beginnen."

„Warum denn?"

„Wenn Sie sie an Ihre Gegenwart gewöhnen, so wird Ihr Scheiden ihr so schmerzliche Empfindungen bereiten, daß sie dann unglücklicher seyn wird, als wenn sie Sie gar nicht gekannt hätte."

„Ich werde mich nicht von ihr trennen."

„Aber Ihre Flucht ist nicht mehr fern, wie ich hoffe."

„Ich werde nur fliehen, wenn ich Madame Sophie mit mir nehmen kann, mein Plaz ist bei ihr."

„Die Wahnsinnige mitnehmen?"

„Warum nicht?"

„Können Sie sie denn heilen?"

„Vielleicht."

Alexis blickte mit Bewunderung zu Renée auf, verneigte sich und versuchte es nicht weiter, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Die junge Dame betrat ihr Zimmer wieder unter dem Eindruck von ganz neuen Ideen, die sie derartig beherrschten, daß, hätte man ihr in diesem Augenblick gesagt, sie könne den Palast verlassen, um nie wieder dorthin zurückzukehren, sie Das nicht gethan haben würde, so groß immer ihre Sehnsucht nach Daniel seyn mochte. Es war nicht mehr nur der Wunsch, den Zorn des Fürsten gegen ihren Vater im Zaum zu halten und es dem Lezteren zu ermöglichen, einen sichereren Zufluchtsort zu suchen, daß sie nicht mehr darnach strebte, diese Stätte zu verlassen, sondern es geschah ebenso sehr, weil sie entdeckt hatte, daß es daselbst für sie eine heilige Pflicht zu erfüllen gebe. Wenn die Kinder für Fehler ihrer Eltern verantwortlich sind, oder vielmehr, wenn diese Fehler, trozdem die Kinder völlig unschuldig sind, dennoch auf sie zurückfallen, dann kommt es ihnen zu, sie zu tilgen und die drohende Vergeltung zu besänftigen. So dachte Renée. Darum blieb sie und darum war sie entschlossen, ihre ganze Sorgfalt der unglücklichen Kreatur zu widmen, die durch die Ruchlosigkeit Vedleben's mit jedem Tage tiefer in die Nacht der Geistesstörung versunken war. Aber eine Wahnsinnige heilen, Das ist keineswegs leicht, besonders wenn man dabei seine Zuflucht zu keinem der Mittel nehmen kann, die geeignet sind, auf ihre kranke Ein-

bildung zu wirken. Was diesen beiden Frauen nöthig gewesen wäre, der einen, um die Heilung zu bewerkstelligen, der anderen, um den Nutzen davon zu haben, das war die Freiheit. Renée wußte, daß Daniel seinem Vater, dem Kommandanten v. Maldrée, sprechend ähnlich sei; sie hatte Jabin Das oft genug erzählen hören, und unsere Leser werden sich auch erinnern, daß Brucourt, als er ihn zum ersten Mal gesehen hatte, von seinem Anblick so betroffen gewesen war, als sehe er den so schmählich Getäuschten selbst vor sich.

„Wenn Daniel unvermuthet mit Madame Sophie zusammenkäme, könnte Das nicht einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben?" fragte sich Renée. „Sie hat sich in ihrem Irrsinn in den Kopf gesezt, daß ihr Heißgeliebter allein sie von ihren Uebeln befreien kann; sollte nicht dessen Sohn ihr vielleicht diese Wohlthat erweisen können?"

Um einen solchen Versuch anstellen zu können, hatte Renée Eile, ihr Gefängniß zu verlassen. Von jenem Tage an sah sie Madame Sophie regelmäßig, bald in deren Zimmer, bald in ihrem eigenen; denn in ihrer Gegenwart zeigte sich die Geisteskranke stets folgsam. Alexis, der über die Zusammenkünfte wachte, verhinderte Renée in keiner Weise, nach ihrem Gutdünken zu handeln. So viel man überhaupt beurtheilen kann, was in einem zerrütteten Gehirn vorgeht, bemerkte Renée, daß diese wiederholten Zusammenkünfte unerwartete Eindrücke hervorbrachten, und daß die Kranke eine Reihe ruhiger Stunden hatte, die nur mehr durch die Gegenwart und die Rohheiten des Fürsten Bedleben zuweilen gestört wurden. Freilich fehlte noch viel, daß ihr die Vernunft wieder zurückkehre; aber es kam Friede über diese so unmenschlich aus dem Geleise gebrachte Natur. Wenn Renée bei ihr war, lächelte sie, sprach auch zuweilen einige Worte, die nicht ganz des Sinnes und Zusammenhanges entbehrten, und ihre Hand hörte auf, nach dem Halse zu greifen, um den unsichtbaren Strick von dort wegzunehmen. Bald bemerkte die Frau, welche über Madame Sophie zu wachen hatte, gewisse Veränderungen, die an der Person der Kranken vorgegangen waren. Ihre Haare waren geordnet, die Risse in ihren Kleidern ausgebessert, ihre Wäsche erneuert. Sie war natürlich sehr erstaunt darüber und konnte sich diesen Umstand zuerst nicht erklären, dann aber glaubte sie, denselben den Folgen einer Laune der Madame Sophie zuschreiben

zu müssen, und bekümmerte sich nicht weiter darum, so daß Renée mit voller Muße das einmal begonnene Werk fortsetzen konnte. So lagen die Dinge, als ihr eines Morgens Alexis mittheilte, daß er am Abend vorher, während er vor dem Opernhause auf den Fürsten gewartet, von einem Manne angeredet worden sei, der über sie habe Erkundigungen einziehen wollen.

„Wie sah dieser Mann aus?“ drang Renée lebhaft in ihn. An der Beschreibung, die Alexis nun gab, erkannnte sie Jabin.

„Was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich fürchtete eine Falle und habe gesagt, ich würde erst in zwei Tagen meine Antwort geben; ich wollte Zeit behalten, Sie um Rath zu fragen.“

„Der Mann ist ein Freund!“

„Ich habe es wohl gedacht, indessen wagte ich doch nicht, ihm gleich zu antworten ... Er konnte mich doch täuschen wollen!“

„Was wünschte er zu wissen?“

„Ob Sie in dem Palast des Fürsten Bedleben seien oder nicht.“

„Daniel und Jabin sind auf meiner Spur!“ dachte Renée. „Was soll ich thun?“

Wenn sie kundgab, daß sie das Palais bewohne, so unterlag es keinem Zweifel, daß Daniel die Absicht haben würde, ihr behilflich zu seyn, dasselbe zu verlassen. Wenn sie aber jezt fortging, so ließ sie die Geisteskranke in den Händen des Fürsten und nicht allein die Kur mußte dann aufgegeben werden, die sie begonnen hatte, sondern auch über dem Haupte ihres Vaters blieb eine Gefahr drohend schweben. Plözlich durchkreuzte ein Einfall ihren Geist.

„Ich will gern den Versuch machen, zu fliehen,“ dachte sie bei sich, „aber nur unter der Bedingung, daß Madame Sophie — mit mir flieht.“

Und indem sie sich an Alexis wendete, sagte sie:

„Hast Du den Muth, wenn Du mir die Thüre dieses Hauses öffnest, sie zugleich auch der Wahnsinnigen zu öffnen?“

„Wollen Sie sie wirklich mitnehmen?“

„Ich kann nicht anders!“

Alexis überlegte einen Augenblick. Dann antwortete er: „Da Sie es so haben wollen, so werden wir sie mitnehmen.“

Renée sezte sich hierauf an ihren Schreibtisch und schrieb

folgende Zeilen: „Vertrauet dem Manne, der dieses Billet überbringt. Folgt Dem, was er anordnet, und unternehmet Nichts, ohne ihn zuvor befragt zu haben. Renée.“ Sie wollte dadurch Daniel und Jabin verhindern, einen Gewaltstreich auszuführen, dessen sie dieselben wohl fähig wußte, wo es sich um ihre Rettung handelte. Dieses Billet ülergab sie Alexis und sagte dabei: „Dieses Billet ist für den Mann bestimmt, den Du gestern gesprochen hast. Du wirst es ihm übergeben, und wenn er es gelesen hat, so berathet miteinander, welche Maßregeln wir zu treffen haben, um unseren Fluchtplan zu einem glücklichen Ende zu führen.“

Alexis versprach zu gehorchen. Am Abend darauf fuhr der Fürst Bedleben nach der Oper, und während sein Wagen in der Straße Rossini auf ihn wartete, sah Alexis Jabin auf sich zukommen. Sogleich ging er hinter die Equipagen, die eine lange Reihe bildeten, damit der Kutscher des Fürsten, dem er nicht traute, nicht sehen könne, was er beginne. Jabin folgte ihm; Alexis übergab ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Billet. Kaum hatte der alte Soldat die drei von Renée geschriebenen Zeilen gelesen, als er einen Freudenschrei ausstieß und durch ein Zeichen einen jungen Mann an seine Seite rief, der ihm in der Entfernung gefolgt war; es war Daniel. Dieser verschlang das Billet mit den Augen, das, ohne seine Befürchtungen und Zweifel völlig zerstören zu können, ihm mittheilte, daß Renée am Leben sei und nicht aufgehört habe, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Dann dicht vor Alexis hintretend, fragte er diesen kurz: „Ist sie verheirathet?“

„Verheirathet! Wer?“

„Die Dame, die Dir dieses Billet übergeben hat.“

„Sie fügt sich nicht in den Willen des Fürsten, der sie zu heirathen wünscht.“

„Du willst uns also beistehen, sie ihm zu entreißen?“ fragte Daniel, dessen Herz sich von einer Bergeslast befreit fühlte.

„Es wird zwar sehr schwierig seyn“, gab Alexis zurück, „aber wir werden es dennoch durchsetzen.“

Daniel war in Entzücken; wäre er der Eingebung seines Herzens gefolgt, so wäre er dem Muschik um den Hals gefallen, der seine Hoffnungen durch so gute Nachrichten neu belebte. Der Fürst hatte also gelogen, Renée war nicht seine Gemahlin, son=

dern sie war frei und wartete geduldig auf die Stunde ihrer Befreiung. Sie rechnete darauf, daß Daniel und Jabin sie befreien würden.

„Was sollen wir thun, um meiner Verlobten die Thüren ihres Gefängnisses zu öffnen?“

„Sprich“, sagte Daniel zu Alexis, „sollen wir bei Nacht die Gartenmauer übersteigen?“

„Das Mittel ist schlecht!“

„Warum denn?“

„Während der Nachtzeit werden im Garten Hunde losgelassen, sie beißen und bellen, und durch sie würde Alles entdeckt werden.“

„Das war es, was ich fürchtete“, warf Jabin ein.

In diesem Moment wurde Daniel gewahr, daß sie alle Drei mit den Füßen in einer Pfütze standen — das Wetter war feucht und trübe geworden —, und daß ihnen die Kälte in die Glieder dringe. Er gab ihnen ein Zeichen, sie gingen zusammen nach der Seite des Opernhauses hinüber und traten in ein Café ein, das zu dieser Zeit fast ganz leer war.

„Ich darf nicht lange hier bleiben“, bemerkte Alexis, „der Herr könnte wegfahren wollen.“

„Nur so lange, bis wir einen Plan gemacht haben. Sage Du zuerst, was Du uns räthst“, forderte ihn Daniel auf.

„Es giebt nur ein Mittel, die junge Dame aus ihrer Gefangenschaft zu entführen, nämlich indem wir sie Abends im Wagen aus dem Hause hinausbringen.“

„Aber wie willst Du Das anfangen?

„Der Fürst dinirt häufig außerhalb. An solchen Tagen bringen wir ihn dorthin, wo er zu speisen wünscht, und kehren dann in den Palast zurück bis zu der Zeit, wo wir ihn wieder abholen müssen. Bei dieser Gelegenheit verläßt der Wagen also leer das Hôtel. Wenn es mir nun gelänge, heimlich die junge Dame in denselben einsteigen zu lassen, so könnten Sie nachher auf ein Zeichen von mir die Pferde anhalten, Ihre Verlobte aussteigen lassen, und dann stände es uns Allen zusammen frei, zu entfliehen.“

„Du würdest also mit uns kommen?“

„Das gnädige Fräulein hat mir versprochen, mich mitzunehmen.“

„Gut! Dein Plan ist ausgezeichnet. Wann wirst Du ihn ausführen können?“

„Das weiß ich noch nicht; ich muß erst wissen, wann der Fürst in der Stadt speist.“

„Das zu erfahren, wird Dir nicht schwer werden.“

„Dann aber bleibt noch immer die große Schwierigkeit, das Fräulein sicher in den Wagen zu bringen!“

„Es wird Dir schon gelingen.“

„Aber sie wird nicht allein fortgehen wollen.“

„Wen will sie denn mitnehmen?“

„Sie hat eine Zuneigung zu einer armen Irrsinnigen gefaßt, die im Palast wohnt, und die sie der rohen Behandlung des Fürsten entziehen will.“

„In diesem Augenblick darf sie nur an sich allein denken!“ rief Jabin.

„Warum?“ fragte Daniel. „Laß sie nur machen, die Ausführung einer guten That wird uns Glück bringen.“

„Das möge der gnädige Gott geben!“

„Jezt,“ nahm Alexis das Wort, „bleibt nur noch eine Sache zu verabreden, nämlich, auf welche Art sollen wir einander Nachrichten zukommen lassen?“

„Hier ist die Adresse unserer Wohnung; außerdem wird alle Tage um sechs Uhr Abends Jabin oder ich vor der Thür des Palastes seyn.“

„Lassen Sie sich nur nicht zu häufig sehen, das könnte Verdacht erwecken.“

„Wir werden vorsichtig seyn!“

Da sie nichts weiter zu besprechen hatten, wollte Alexis gehen, aber Daniel bat ihn, noch eine Minute zu bleiben. Er wollte Renée einen kleinen Brief schicken und schrieb einen solchen in der Eile auf dem Marmortische des Lokals. Er empfahl seiner Geliebten darin, daß sie die Hoffnung nicht verlieren möge, und zeigte ihr an, daß er über sie wache. „Ich hätte,“ so schrieb er, „Deine Befreiung dadurch versuchen können, daß ich eine Anzeige bei der Polizei-Präfektur machte, aber ich fürchtete einmal, daß Du unter den Gerüchten zu leiden haben würdest, die ein solches Abenteuer sicherlich mit Deinem Namen in Verbindung gebracht hätten, und dann hielt ich das Mittel auch nicht für sehr sicher, indem der

Fürst Dich verstecken, Dich verschwinden lassen konnte, sobald er erfuhr, daß die Agenten der Polizei nach Dir suchten.“ Alexis verließ die beiden Freunde, um sich nach dem Wagen seines Herrn zurückzubegeben, und diese kehrten in ihre Wohnung zurück. Dort erhielt Daniel am nächsten Morgen einen langen Brief von seiner Renée, in welchem sie ihm dankte und ihm in Allem beipflichtete. Allein sie sagte ihm darin auch, sie könne den Palast des Fürsten nur unter zwei Bedingungen verlassen; erstens müsse sie die Gewißheit haben, daß ihr Vater nicht mehr in Brucourt sei, und zweitens müsse er erlauben, daß eine arme Wahnsinnige mit ihr fliehe, die wie sie selbst ein Opfer des Fürsten sei. Schließlich sprach sie noch den Wunsch aus, daß Lisbeth nach Paris kommen möge, damit sie nicht ohne Begleitung sei, wenn es ihr gelungen, die Freiheit wieder zu erlangen. Ohne nach den Gründen für diese Bedingungen zu forschen, dachte Daniel nur daran, zu gehorchen. Drei Tage später konnte er Renée mittheilen, daß Lisbeth in Paris sei und in dem Hause des Herrn v. Brucourt daselbst ihre Herrin und deren unglückliche Gefährtin erwarte, und daß der Baron sein Schloß verlassen habe, um sich nach Havre zu begeben, wo er sich, wie er geäußert habe, zu einer Reise nach Amerika einschiffen wolle. Alles war also für Renée's Flucht geregelt und vorbereitet, und sie erwartete nur noch eine günstige Gelegenheit. Alexis konnte jeden Augenblick bei ihr eintreten und sagen: „Halten Sie sich bereit, heut' Abend werden wir es versuchen.“

Kein Wunder, daß sie ängstlich und bewegt war, wie am Vorabend eines entscheidenden, wichtigen Ereignisses. Seit einem Monat war sie eine Gefangene, aber ihr Muth hatte sie nicht verlassen und die lezten Tage hatten sie um so mehr mit Vertrauen erfüllt, als sich während derselben einerseits die Hoffnung bei ihr befestigt hatte, daß sie Madame Sophie zur Vernunft zurückführen könne, und andererseits der Fürst sie mit seinen Besuchen verschont hatte. Seit ihrem kurzen Zusammenseyn mit Herrn v. Brucourt hatte der Fürst sie nur zweimal gestört. Bedleben hatte seine Rolle mit ebensoviel Ruhe und Schlauheit als Ruchlosigkeit gespielt. Gerade die Kühnheit seiner verschiedenen Entschlüsse hatte deren Ausführung gestattet. Eine junge Dame aus den besten Kreisen entführen, sie ihrer Familie, ihren Freunden entreißen,

sie von jedem Verkehr mit der Welt absondern und sie gefangen halten bis zu dem Tage, wo ihr Muth gebrochen seyn werde, Das sind Dinge, die auf den ersten Blick ganz unausführbar scheinen, und die es doch weit weniger sind, als man vorauszusetzen geneigt ist.

Aber nach so vielen Anstrengungen wollte Bedleben nun auch Erfolg sehen; dieses junge Mädchen leistete ihm schon seit einem Monat Widerstand, Das war zu viel. Anfangs hatte er Gewalt und Schroffheit angewendet; als er indessen gesehen hatte, daß beide ihm zu Nichts halfen, da hatte er sich dafür entschieden, es einmal mit der Sanftmuth zu versuchen. Der Augenblick war für diesen Entschluß sehr geeignet gewesen; denn es geschah nach dem Besuch des Herrn v. Brucourt, und Bedleben bildete sich ein, daß Renée nachgiebig werden würde, nachdem sie ihren Vater gesehen und aus dessen eigenem Munde die Gründe für seine Unfähigkeit, sie zu befreien, gehört hatte. Er besuchte sie, wie gesagt, nur zweimal und begegnete ihr mit Milde. Dann zeigte er sich ihr überhaupt nicht mehr, da er hoffte, daß sich in diesem jungen Gemüth eine Umwälzung vollziehen werde, die von dem Schrecken und den Befürchtungen kindlicher Liebe verursacht, schließlich zu seinen Gunsten ausschlagen werde. Acht Tage lang vermied er jedes Zusammentreffen mit Renée.

Sie benuzte diese Zeit, um sich der Geisteskranken zu nähern und mit Alexis die Pläne zu schmieden, die dem Leser bereits bekannt sind. Indessen wurde der Fürst des Wartens müde, und als er sah, daß Renée ihn nicht allein nicht rufen ließ, sondern ihm vielmehr durch die ruhige Ergebenheit, mit der sie ihr Geschick ertrug, Troz bieten zu wollen schien, da beschloß er, sich zu ihr zu begeben, sie noch ein leztes Mal zu bitten, und dann, wenn sie bei ihrer Weigerung beharren sollte, zu befehlen. Er hatte Eile, sich zu verheirathen. Wir würden den Leser täuschen, wollten wir beweisen, daß es Liebe allein gewesen sei, die sein Verlangen nach Renée's Besiz in dieser Weise gesteigert habe. Bedleben war von der Schönheit des jungen Mädchens zwar berauscht, dessen Gegenwart unter seinem Dache ihn seltsam erregte; aber neben dieser plumpen Liebe gab es noch ganz andere drängende Nothwendigkeiten. Seine Vermögensverhältnisse waren im höchsten Grade zerrüttet, so daß man ihn bereits für ruinirt hielt, und auf einmal erhoben sich auch mit lauter Stimme jene

dunklen Gerüchte von Neuem, die so lange geschwiegen hatten, und nach denen der Ursprung seiner Reichthümer ein Diebstahl seyn sollte. Nur noch mit Mühe konnte er die Kosten seines großartigen Hausstandes bestreiten; schon begannen die Gläubiger die Zähne zu zeigen, und die Heirath allein konnte ihn noch retten, indem sie ihn bereicherte und ihn zugleich in Beziehungen zu einer angesehenen Familie brachte. Eines Tages also, gegen fünf Uhr, als Renée in ihrem Zimmer allein bemüht war, sich die Zeit zu vertreiben, meldete man ihr den Fürsten.

„Ich hatte schon gehofft, ich würde ihn vor meiner Flucht nicht wiederzusehen brauchen," dachte sie bei sich.

Sie befahl jedoch, ihn eintreten zu lassen. Es war Dieß das erste Mal, daß er znm Eintreten zuvor ihre Erlaubniß erbat.

„Was hat diese Zuvorkommenheit nach einer Abwesenheit von zehn Tagen zu bedeuten?" Diese Frage beschäftigte Renée, die mißtrauisch und unruhig wurde. Und sie hatte alle Ursache, es zu seyn. Geziert und mit einem süßen Lächeln auf den Lippen trat der Fürst ein. Er war mit ausgesuchter Sorgfalt gekleidet, und Haar und Bart strömten Wohlgerüche aus. Renée waffnete sich bei seinem Erscheinen mit Muth und Geduld. Ihre Befreiung stand so nahe bevor, daß sie dieselbe nicht durch eine Haltung gefährden wollte, die den Fürsten reizen oder erzürnen konnte. Sie fühlte, daß es nothwendig sei, eine ihr verhaßte Komödie zu spielen, der sie aber unmöglich aus dem Wege zu gehen vermochte.

„Sie haben mich gewiß nicht erwartet, schöne Renée," sagte Vedleben artig.

„Ich habe Sie alle Tage erwartet," erwiderte Renée in gewöhnlichem Ton, indem sie es sogar versuchte, ihrer Stimme einen etwas sanfteren Klang zu geben.

„Hatten Sie denn den Wunsch, mich zu sehen?"

„Da ich mich in Ihrer Gewalt wußte, so fühlte ich, daß es mir nicht zukomme, mich ihren Blicken zu entziehen."

Dieser Ausspruch überraschte ihn, denn er war nicht daran gewöhnt, Dergleichen von ihr zu hören.

„Wie darf ich mir diese Sprache auslegen?" fragte er erstaunt.

„Wie einen Akt der Unterwerfung!"

Als sie Das sagte, erröthete Renée; sie schämte sich ihrer Rolle, aber sie mußte sie nun einmal durchführen, denn ihr Wohl

stand auf dem Spiele. Sie mußte es dahin bringen, daß der Fürst sie verließ, überzeugt, daß sie von ihm überwunden sei, und entschlossen, sich endlich seinen Wünschen zu fügen.

„Ein Akt der Unterwerfung!“ rief der Fürst aus. „Sind Sie es wirklich, die Das zu mir sagt, Sie, das stolze Mädchen, das mich gezwungen hat, so zu handeln, wie ich es gethan habe! Wollen Sie mir erklären, wie es zugeht, daß Sie heute so ergeben sind, nachdem ich Sie vor wenig Tagen noch so grausam gefunden?“

„Ich habe vor kurzer Zeit meinen Vater gesprochen.“

„Er hat Sie also zum Entschluß gebracht?“

„Wenigstens ist er es gewesen, der mich auf den Weg der Ergebung geführt hat.“

„So willigen Sie denn ein, mich zu heirathen?“

Renée fand nicht gleich eine geeignete Antwort. Es zuckte wie ein Bliz des Zornes in ihrem Auge. Endlich sagte sie: „Haben Sie es denn gar so eilig, mich einen Entschluß fassen zu sehen?“

„Denken Sie an die lange, schmerzliche Zeit des Wartens, die Sie mir schon auferlegt haben!“

„Wollen Sie mir nicht noch einige Tage Bedenkzeit geben?“

Der Fürst war entzückt; kam denn eine solche Frage nicht schon einer Einwilligung gleich? „Merkwürdig,“ dachte er, „der Besuch des Vaters hat Wunder gethan.“

Während er so dachte, verschlang er dieses junge, schöne, reizende Mädchen mit den Augen; sein Blut gerieth in Wallung, und von Leidenschaft beherrscht, brach er in die Worte aus: „Warten! Immer wieder warten! Wenn Sie nun einmal dazu gestimmt sind, mich glücklich zu machen, warum dann noch länger zögern?“

„Warum?“ rief Renée unvorsichtig. Sie faßte sich zum Glück noch rechtzeitig; bei einem Haar hätte sie sich verrathen und mußte jezt, um sich zu retten, ihre Zuflucht zur Lüge nehmen. „Um ganz sicher zu seyn, daß ich freiwillig und ohne Bedauern nachgebe.“

Auf ein solches Resultat hatte Bedleben nicht zu hoffen gewagt. So war also endlich seine Wartezeit überstanden! Er hielt es gar nicht für möglich, daß Renée ihn hintergehe; ein solcher Gedanke kam ihm nicht in den Sinn. Er begriff nur Eins, daß

sie sich in ihr Geschick füge, das stärker war als sie, und daß sie es bei ihrer Unterwerfung sogar zu versuchen schien, Garantien für ein zukünftiges Glück zu erkennen. Er war, mit einem Wort, durch die Sanftmuth und Resignation des jungen Mädchens in demselben Augenblicke besiegt, in welchem er sich als Eroberer und Sieger träumte.

„Ich sehe Sie bereits als meine Gemahlin an," sagte er, „denn ich nehme Das, was ich aus Ihrem Munde gehört habe, für die aufrichtige Aeußerung Ihres Willens. Es erübrig mir nur noch, darauf zu warten, daß es Ihnen gefalle, den Augenblick unserer Heirath zu bestimmen. In zwei Tagen werde ich mir Ihre Antwort hierauf holen, und wenn ich dieselbe habe, dann werde ich an Ihren Vater schreiben und ihn bitten, daß er selbst kommen möge, um auch seine Einwilligung zu bringen."

Das gelbe Gesicht des Fürsten glänzte von einer Freude ohne Gleichen, aus der Habsucht und Leidenschaft deutlich zu erkennen waren. Er hielt sich des Erfolges seiner schmählichen Pläne für völlig sicher und ging nach einer höflichen Verbeugung hinaus, ohne den vorher erwähnten Worten noch etwas hinzuzusetzen.

„Zwei Tage bleiben mir also nur noch!" dachte Renée, bleich vor Entsetzen. Bis um acht Uhr blieb sie allein. Zu dieser Zeit trat Alexis ein. Sie eilte ihm entgegen und rief flehend: „Morgen muß ich dieses Haus verlassen haben; morgen, hörst Du?"

„Ich wollte Ihnen eben die Nachricht bringen, daß wir es heute Abend schon verlassen. Es ist Alles bereit," gab Alexis einfach zur Antwort.

In der That war Alles zur Flucht bereit. Alexis hatte mit der den Kosacken eigenthümlichen Beharrlichkeit und Kaltblütigkeit, um Renée's Hoffnungen zu verwirklichen und seine eigene Freiheit zu erlangen, seinen Plan mit staunenswerther Genauigkeit überdacht und geduldig die Gelegenheit abgewartet, um ihn auszuführen. An diesem Abend nämlich speiste der Fürst nicht daheim; um sieben Uhr hatte ihn sein Wagen nach dem Fauburg Saint Germain gebracht und war dann nach dem Palast zurückgekehrt mit dem Auftrag, den Fürsten um zehn Uhr abzuholen. Alexis hatte gleich gedacht, daß sich niemals eine günstigere Gelegenheit darbieten könne. Das Koupé sollte, wenn es den Palast wieder verließ, um Bedleben abzuholen, Renée mitfortführen; draußen

würde man Jabin und Daniel finden; auf einen Wink von Alexis würden sie das Pferd anhalten nud es so Renée ermöglichen, den Wagen zu verlassen, worauf sie dann Alle das Weite suchen könnten. Diese Nachrichten brachte der Muschik dem jungen Mädchen etwa um acht Uhr; um neun Uhr, ehe noch der Kutscher an das Anschirren dachte, mußte sich Renée in dem Wagen eingerichtet haben. Dieser Wagen befand sich in einem Hofe zur Linken des Hauptgebäudes, nach den Ställen zu. Die Hauptschwierigkeit lag darin, den Wagen zu erreichen, ohne bemerkt zu werden; Dieß konnte nur mit der größten Vorsicht in's Werk gesezt werden.

„Ich werde mich um neun Uhr bereit halten", sagte Renée zu Alexis, nachdem sie ihm aufmerksam zugehört hatte. „Du erinnerst Dich daran, daß ich nicht allein gehe?"

„Gewiß — ich begleite Sie."

„Unbedingt, aber es ist noch eine andere Person vorhanden, welche ebenfalls mit uns gehen muß."

„Madame Sophie? Sie bestehen also darauf, sie mitnehmen zu wollen?"

„Hatte ich Dir Das nicht schon früher gesagt?"

„Das wohl, aber bedenken Sie, wenn sie sich nun weigert, uns zu folgen, wenn sie schreit und die übrige Dienerschaft aufmerksam macht?"

„Fürchte Nichts," beruhigte ihn Renée lächelnd; „um neun Uhr werde ich mich selbst in ihr Zimmer begeben, und sie wird mir ohne jede Einwendung folgen."

„Um diese Zeit ist aber die Wärterin bei ihr."

Nach kurzem Nachdenken sagte Renée: „Du mußt diese Frau, ohne ihr Böses zuzufügen, erschrecken und sie außer Stand setzen, unsere Entfernung zu verhindern."

„Ich verstehe," entgegnete Alexis trocken. „Alles soll bereit seyn, wie Sie es wünschen; um neun Uhr werde ich Sie abholen, dann gehen wir zuerst zu der Geisteskranken und gelangen danach auf einer Geheimtreppe bis in den Hof der Ställe."

Als er Renée verlassen, stieg Alexis nach dem Kabinet des Fürsten Bedleben hinab und nahm vom Kamin unter den dort liegenden Kunstgegenständen nnd Kuriositäten einen kleinen Dolch mit elfenbeinernem Griff und sehr scharfer Klinge. Er steckte den=

selben zu sich, um im Fall der Noth eine Waffe zu haben, mit der er sich geräuschlos vertheidigen könne. Darauf begab er sich in das Kämmerchen, das er selbst bewohnte, packte diejenigen von seinen Habseligkeiten, die ihm von Werth waren, in ein Bündel zusammen und brachte dasselbe im Innern das Wagens unter. Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kehrte er in das zweite Stockwerk zurück, in dem die Wohnung der Wahnsinnigen lag, öffnete die Thür, ohne sein Kommen durch Anklopfen vorher anzukündigen, und trat schnell ein. Madame Sophie, mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, stand gegen die Wand gelehnt, den Kopf zwischen den Händen, in einer Ecke des Zimmers mit der Haltung eines ungehorsamen Kindes, das sich zwar vor den Folgen seines Ungehorsams fürchtet, aber, einer Laune folgend, dennoch dabei beharrt. Die Wärterin, eine kräftige Frau mit harten Gesichtszügen, stand vor ihr und drohte ihr, indem sie befahl: „Gehen Sie jezt zu Bett! Es ist Zeit zum Schlafen!“

Aber die Kranke leistete der Aufforderung nicht Folge und schien ihre Wärterin dazu bringen zu wollen, sie zu bestrafen.

Der Eintritt des Dieners hielt die Schläge auf, die das arme Geschöpf eben bekommen sollte. Die Wärterin drehte sich erzürnt nach ihm um und rief in hochmüthigem, hartem Ton, der recht deutlich bewies, welche Autorität ihr Amt ihr verlieh, und welche aus ihrer Kenntniß von einem der intimsten Geheimnisse des Fürsten Bedleben entsprang. „Wer erlaubt sich, hier einzutreten? Was fällt Ihnen ein? Wer hat Sie ermächtigt . . .“

Am vorhergehenden Abend noch würde Alexis beim Klange dieser Stimme gezittert haben, die eine harte Strafe über ihn verhängen konnte. An diesem Abend aber entlockte sie ihm nur ein mitleidiges Lächeln und ein Achselzucken; er ging auf die Wärterin los, packte sie am Halse, sezte der Elenden seinen Dolch auf die Brust und sagte: „Ein Wort mehr, und Du bist ein Kind des Todes!“

Die heftige Drohung des Alexis und die gefährliche Geberde, durch die er bewies, daß er auch bereit sei, sie wahr zu machen, überraschten und ängstigten die Wärterin dermaßen, daß sie mit offenem Munde stehen blieb, ohne sich zu getrauen, auch nur einen einzigen Schrei auszustoßen. So verharrte sie gehorsam, unbeweglich und schweigsam, bis sie Alexis eine starke Leine aus

seiner Tasche hervorziehen sah, womit er ihr die Füße und Hände zu fesseln begann.

„Was machen Sie?" fragte sie jezt angstvoll. „Ich kann mich ja nicht mehr aufrecht erhalten."

Alexis gab keine Antwort, sondern schob nur einen Fauteuil heran, auf den sich die Frau setzen konnte. Dann suchte er im Zimmer umher, bis er ein Sacktuch gefunden; dieses rollte und preßte er zu einem Knebel zusammen; darauf drückte er der Erschreckten unvermuthet die Nasenlöcher zu und zwang sie damit, den Mund zu öffnen, in den er behutsam das zusammengewickelte Tuch hineinschob. Als sich die Wärterin geknebelt sah, warf sie so verzweifelt angstvolle Blicke um sich, daß Alexis Mitleid mit ihr hatte.

„Ich will Ihnen kein Leid anthun," tröstete er sie, „aber Ihre Gegenwart hier war mir hinderlich. Ich hatte auch nicht die Absicht, Sie zu tödten, sondern es genügte mir, wenn Sie unfähig waren, Schaden anzurichten. In dieser Verfassung werden Sie freilich bleiben müssen, bis Jemand auf den Gedanken kommen wird, nachzusehen, was aus Ihnen geworden ist."

Nachdem er sie so beruhigt hatte, nahm er sie, die unfähig war, sich zu rühren, und sich noch immer nicht in das Unerhörte finden konnte, auf seine Arme und trug sie in das anstoßende Zimmer, wo er sie auf ein Bett niederlegte und sie den Betrachtungen überließ, wie sie eine so bedenkliche Lage, wie die ihrige, anzuregen vermag.

Madame Sophie hatte diesem Schauspiel mit einem unbeschreibbaren Ausdruck von Staunen, Angst und Vergnügen zugesehen. Sie konnte die Beweggründe für das Verfahren des Muschik's nicht ahnen, der Selbsterhaltungstrieb erfüllte daher ihre Seele mit Furcht, und doch empfand sie Genugthuung und Freude, als sie jene Frau grausam behandelt sah, über die sie sich schwer zu beklagen hatte. Alexis ging an ihr vorüber, ohne mit ihr zu reden, und verließ sie, um Renée zu holen, in deren Gesellschaft er nach Verlauf von wenigen Minuten wiederkehrte.

Die junge Dame war in einen weiten Mantel gehüllt, denselben, welchen sie bei ihrer Entführung durch Bedleben getragen hatte; unter dem Arm trug sie einen warmen Shawl von dunkler Farbe, der für Madame Sophie bestimmt war. Diese kam ihr

bei ihrem Eintritt, vorsichtig auf den Fußspitzen gehend, entgegen. Eine Hand an den Mund legend zum Zeichen, daß sie keinen Lärm machen möge, und mit der anderen nach dem Zimmer deutend, das ihrer Wärterin als Gefängniß diente, und in Renée's Beisein Das schnell vergessend, was sie an dem Benehmen des Alexis zuvor geängstigt, dachte sie nur noch an Das, was ihr davon Freude bereitet hatte. Das war an dem kindlich frohen Lächeln, das ihre Lippen umspielte, leicht zu erkennen. Renée ging zu ihr, ergriff sie bei der Hand und zog sie mit sich fort; sie leistete willig Folge. Alexis eröffnete den Zug. In der Mitte des Korridors etwa öffnete er eine kleine, verborgene Thür, hinter der man eine schmale Wendeltreppe erblickte. Diese Treppe betraten sie alle drei, während der Russe mit einer Kerze voranleuchtete.

Am Fuße der lezten Stufe angelangt, drang ihnen ein Strom eisig kalter Luft entgegen, sie befanden sich vor dem Stallhofe, und der Thür gegenüber stand das Koupé, das Alexis so viel als thunlich nach dem Ort hingeschoben hatte, wo Renée und Madame Sophie das Haus verlassen mußten. Er trat zuerst in's Freie und spähte nach allen Seiten im Hofe umher; als er Niemand bemerkte, öffnete er den Schlag des Koupés und winkte. Auf dieses Zeichen wagte sich Renée in den Hof hinaus, die Kranke mit sich fortziehend; Beide stiegen in den Wagen und hatten sich darin bald eingerichtet und die Vorhänge heruntergelassen.

„Jezt“, sagte Alexis zu Renée, „haben Sie ein wenig Geduld, aber fürchten Sie sich nicht, denn ich bleibe in der Nähe und wache über Sie. Nur richten Sie es so ein, daß Madame Sophie nicht schreit.“

„Dafür will ich Sorge tragen, und sie wird gewiß ruhig bleiben“, entgegnete Renée.

Der Vorhang schloß sich wieder, und die beiden Frauen befanden sich in tiefer Dunkelheit. Wenn Alexis nach Verlauf von fünf Minuten einen Blick in den Wagen geworfen hätte, so würde er Madame Sophie niedergekauert gefunden haben, den Kopf gegen Renée's Brust gedrückt. Renée, die sie mit ihren Armen umschlungen hielt, sang mit leiser Stimme eine jenen naiven Romanzen, wie man sie den Kindern vorsingt, um sie einzuschläfern. Renée hatte kein anderes Mittel gehabt, um die Irrsinnige in diesem Zustande der Ruhe zu beschäftigen, der wirklich

entsezlich kritisch war. Ein Schrei konnte Alles verderben; Das schien selbst Madame Sophie zu ahnen, denn sie schwieg. Um drei Viertel zehn Uhr fuhr das Koupé des Fürsten Bedleben mit dumpfem Gepolter unter der Halle des Palastes hindurch, dessen Thore sich langsam hinter ihm schlossen. Das Pferd zeigte tänzelnd und sich bäumend seine Kraft, wie Das jeder edle Renner thut, sobald er die frische, reine Luft in seine Nüstern dringen fühlt; der Kutscher aber hielt es kurz und zwang es, Schritt zu gehen. Diesen Umstand hatte Alexis vorausgesehen; derselbe war seinen Plänen durchaus günstig. Um diese Stunde ist die Avenue des Königs von Rom fast ganz verödet.

Plözlich tauchten aus dem Schatten eines Hauses, an dessen einem Ende sich eine Gaslaterne befand, zwei Männer hervor.

Zugleich packte Alexis mit seinen nervigen Fäusten die behandschuhten Hände des Kutschers und bemächtigte sich dadurch mit einem Schlage der Zügel und des Führers. Daniel und Jabin waren auf den Ruf sofort herbeigeeilt; sie öffneten den Wagenschlag, und einen Augenblick später befanden sich die beiden Frauen auf der Avenue in der Obhut ihrer Freunde. Der Kutscher hatte Alles gesehen und begriff, daß er, ohne es zu wissen oder zu wollen, Mitschuldiger einer Verschwörung sei.

„Schurke!“ brüllte er, sich an Alexis wendend. „Ich werde Euch folgen, ich werde sehen, wohin Ihr geht, und werde dem Herrn sagen . . .“

Schon war aber Alexis nicht mehr neben ihm. Er war zur Erde gesprungen und bediente sich eines eigenthümlichen Auskunftsmittels, um diesen unbequemen Zeugen zu entfernen, der durch sein wüthendes Geschrei die Aufmerksamkeit von etwa Vorübergehenden anlocken und dadurch Renée's Mißgeschick in die Oeffentlichkeit bringen konnte. In seiner Tasche hatte er noch den Dolch des Fürsten; er ergriff denselben und rief dem Kutscher zu: „Paß auf, Dein Pferd geht durch!“

Zugleich mit diesen Worten strich er mit der Spitze der Waffe über den Bauch des Pferdes hin, etwa wie man ein Streichhölzchen an der Wand anstreicht, und zog einen blutigen Streifen auf das dicke Fleisch desselben. Es war nur eine unbedeutende Schmarre, aber das Thier war nie zuvor berührt worden, selbst kaum mit der Peitsche. Das geängstigte Roß machte einen ge-

waltigen Saz, bei dem es leicht hätte den Wagen zertrümmern können; dann flog es wie ein Pfeil davon, vergeblich von dem Kutscher zurückgehalten, der sich fluchend und schimpfend bemühte, es in der Mitte der Avenue zu halten, um nicht gegen die Prellsteine geschleudert zu werden. Das leichte Fuhrwerk verschwand in der Nacht, und bald konnte man nicht einmal mehr das Rollen seiner Räder hören. Alexis trat darauf zu Denen, die ihn erwarteten, und die seiner Kriegslist mit Bewunderung zugesehen hatten. Daniel und Jabin streckten ihm ihre Hände entgegen, er that ein Gleiches, aber noch ehe sich die Hände der Männer vereinigen konnten, hatte Renée die des vormaligen Leibeigenen ergriffen und sie mit herzlicher Dankbarkeit drückend, sagte sie: „Diesem Manne verdanke ich meine Befreiung!“

„Die war ich Ihnen schuldig, gnädiges Fräulein; denn Dank Ihnen bin ich ebenfalls frei. Sie waren es, die mir den Wunsch nach Freiheit geweckt haben; auf Ihren Antrieb habe ich Mensch und nicht mehr Sklave seyn wollen.“

„Mein Haus soll fortan auch das Deinige seyn,“ fügte Renée bei; „Du sollst in meinem Dienst bleiben, so lange es Dir bei mir gefällt, Dein ganzes Leben lang, wenn Du willst.“

Stumm verneigte sich der Russe, er konnte keine Worte finden, um Renée seinen Dank auszusprechen, so groß war die Bewegung, die ebenso durch Das, was er eben gehört, als durch das glückliche Gelingen seines Planes verursacht war.

„Wohin wollt Ihr uns führen?“ fragte die junge Dame ihre Begleiter.

„In das Haus Deines Vaters, Geliebte,“ antwortete Daniel, „Lisbeth erwartet Euch dort.“

„Lisbeth! Welches Glück! Gewiß bringt sie mir Nachrichten von meinem Vater!“

In einer benachbarten Querstraße stand ein Wagen bereit, in welchem unsere Freunde Plaz nahmen. Jabin nahm neben dem Kutscher seinen Siz ein, um diesen über den Weg aufzuklären, und so sezte man sich in Bewegung.

Die Fahrt war kurz, denn wie sich der Leser erinnern wird, lag das Hôtel des Herrn v. Brucourt in der Avenue von Eylau, am Eingang in das Bois de Boulogne. In wenigen Worten erzählte Renée Daniel, der sie über Madame Sophie befragt hatte,

was sie von dieser sagen konnte, ohne sie zu nennen; sie bezeichnete die Kranke als ein Opfer des Fürsten Bedleben, dessen Heilung sie sich vorgenommen, und das sie der unmenschlichen Behandlung dieses Bösewichts habe entziehen wollen; Daniel billigte ihr Vorhaben ohne Rückhalt; was würde er wohl in diesem Augenblick nicht gebilligt haben? Er war zu überselig in dem Gefühl, daß er Renée wieder habe, daß sie frei sei und ihn mit derselben Innigkeit liebte, wie ehedem. In fünf Minuten erreichte man das Hôtel Brucourt, der Wagen hielt vor einem der niedlichen mit Epheu berankten Gitter an, durch welche die zu beiden Seiten gelegenen Häuser von der Avenue geschieden werden. Man durchschritt einen kleinen Garten und betrat dann eine elegante, luxuriöse, warme und behagliche Wohnung, in der Alles auf das Wohlseyn im Leben berechnet schien.

„Welche Wonne ist es, diejenigen Orte wieder betreten zu dürfen, die man schon nie wieder zu sehen fürchten mußte!" flüsterte Renée Daniel zu, als sie die Schwelle überschritten.

Ein jubelnder Freudenruf empfing sie, und Lisbeth schloß sie in ihre Arme.

„Eine treue Freundin wiederfinden, Das ist noch schöner," fügte Renée hinzu, indem sie ihre Gouvernante herzlich an sich drückte.

Zehn Minuten später saßen die Personen, welche die vorher erzählten Ereignisse zusammengeführt hatten, gemeinschaftlich im Salon des Hôtel's Brucourt. Lisbeth hatte dafür gesorgt, daß eine Mahlzeit bereit war, und Alle nahmen ihre Plätze um den Tisch herum ein. Madame Sophie begann gierig zu essen, wie Jemand, der halb verhungert und von dem Genuß gut zubereiteter Mahlzeiten vollständig entwöhnt ist. Diesem Umstande war es zu danken, daß sie auch ferner ruhig blieb und Renée in wenigen Worten ihren Freunden die Geschichte dieses armen Wesens mittheilen konnte, dessen Namen und Erlebnisse bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihr im Leben begegnet war, sie indessen verschwieg.

Die vor Daniel hingestellten Gerichte blieben unberührt; er war so sehr mit seinem Glück beschäftigt, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, daß er nicht an Essen und Trinken zu denken vermochte. Renée saß neben ihm, und er wurde nicht müde, sie anzusehen und sie immer wieder zu fragen, ob es denn wirklich wahr wäre, daß sie ihm zurückgegeben sei, und ob er nun daran

denken könne, Pläne für die Zukunft zu machen. Renée befragte Lisbeth wegen ihres Vaters und erfuhr, Herr v. Brucourt habe sein Schloß verlassen, um nach Hâvre zu gehen.

Diese Nachricht beruhigte die junge Dame vollkommen; denn, wenn der Fürst wirklich, wie er behauptete, deutliche Beweise für die verbrecherische Vergangenheit des Herrn v. Brucourt in Händen hatte und die Justiz auf ihn aufmerksam machte, dann würde diese den Schuldigen nicht mehr vorfinden, sondern er würde dann längst im Auslande in Sicherheit seyn.

„Hatte mein Vater Ihnen keine Botschaft für mich aufgetragen?" sagte Renée zu Lisbeth.

„Ehe er abreiste, hat er mir diesen Brief für Sie gegeben," bejahte Lisbeth und zog aus ihrem Kleide einen schwarzgesiegelten Brief hervor.

Renée wollte denselben eben öffnen, als ihre Aufmerksamkeit plözlich durch die Haltung der Madame Sophie angezogen ward. Die Schwachsinnige, der man ihren Plaz zwischen Alexis und Lisbeth angewiesen, hatte aufgehört zu essen, ihre Arme hatten sich über der Brust gekreuzt, und ihr Gesicht drückte eine aus Ueberraschung und Freude gemischte Bewegung aus. Die Augen hielt sie ängstlich auf Daniel gerichtet und schien außer ihm Nichts mehr wahrzunehmen; er sprach gerade laut, und begierig horchte sie auf seine Stimme. Renée konnte sich diese Gebärden zuerst nicht erklären, und, eine Krise fürchtend, gab sie Alexis ein Zeichen, er möge auf Madame Sophie Acht geben. Jezt aber sah sie, wie die Wahnsinnige aufstand, mit zitterndem Finger auf Daniel zeigte und leise, aber zärtlich murmelte: „Jacques! Jacques!"

„Was sagt sie?" rief Daniel erstaunt, eine Irrsinnige diesen ihm so theueren Namen aussprechen zu hören.

„Sie sprach von Herrn v. Maldrée, Deinem Vater, mein Junge," erwiderte Jabin, der die Wahnsinnige aufmerksam betrachtete.

Diese wiederholte noch einmal: „Jacques! Jacques!"

„Sie erkennt an dem Sohne die Züge des Mannes wieder, den sie liebte," dachte Renée.

Plözlich stand jezt auch Jabin seinerseits auf.

„Diese Frau ist mir durchaus nicht unbekannt," behauptete er. „Ich habe sie vor langer, langer Zeit gesehen; damals war sie jung und schön; aber Alter und Leiden haben sie nicht bis zu

dem Grade entstellt, daß sie nicht mehr erkennbar seyn sollte. Es ist Madame Sophie Sterowski."

„Madame Sophie!" rief Daniel.

Seine ganze Vergangenheit lebte vor seinem innern Auge wieder auf. Er sah sich klein und kränklich und von den Armen dieses liebenswürdigen Wesens getragen, das sein Vater so herzlich geliebt, und das er ihm zur zweiten Mutter hatte geben wollen. Das Herz bewahrt seine Erinnerungen treu, und in dem seinigen sezten sich diese Züge wieder zusammen, die seinem Gedächtniß nur noch dunkel vorgeschwebt hatten. Er eilte vorwärts, um die Kranke an die Brust zu drücken; aber da sah er, wie sie vor ihm zurückwich, und, mit dem Kopfe schüttelnd, bitter sagte: „Er sieht Jacques ähnlich, aber er ist es doch nicht!" Dann griff sie heftig mit der Hand nach ihrem Halse, und hintenüber sinkend rief sie: „Oh, der Strick! Der Strick!"

„Die Reaktion mußte erfolgen!" meinte Alexis, der sie mit den Armen auffing. Renée wollte auch zur Hilfe kommen.

„Bleiben Sie nur hier," bat der Muschik; „ich werde sie mit Hilfe Ihrer Gouvernante nach dem ihr bestimmten Zimmer bringen, wir werden ihr alle mögliche Pflege zuwenden, und dann wird ihr der Schlaf bald Beruhigung bringen."

Lisbeth verstand den Wink, und Beide führten Madame Sophie fort, die ihnen nur unter heftigem Sträuben folgte.

„Was ist Dieß für ein Geheimniß?" fragte Jabin. „Madame Sophie, die wir für todt hielten, findet sich plözlich in der Gewalt des Fürsten Bedleben wieder. Jezt muß die Wahrheit an das Tageslicht kommen. Ich wußte es, daß der Tag anbrechen würde, an welchem wir sie entdecken und den Namen Dessen erfahren würden, der das Vermögen Deines Vaters geraubt und dessen Verlobte zu ermorden versucht hat. Dieser Mensch war der Fürst Bedleben, Das scheint mir ganz klar. Nun brauchen wir ihn nicht mehr zu scheuen; denn jezt sind wir einem seiner Verbrechen auf der Spur."

Renée erbebte, als sie Jabin so sprechen hörte. Sie durfte sich keinen Illusionen hingeben; sobald man von Bedleben irgend welche Erklärungen forderte, so zögerte dieser sicherlich keinen Augenblick, sämmtliche Umstände des Verbrechens und besonders Herrn v. Brucourt's Betheiligung an demselben mitzutheilen. Sie

mußte es also um jeden Preis zu verhüten suchen, daß es dazu kam. Wie schmerzvoll und grausam war doch die Lage, in der die Arme sich befand! Sie liebte von ganzem Herzen den Mann, der sich über ihren eigenen Vater so schwer zu beklagen hatte. Sie kannte die ganze Schandthat dieses Lezteren und sah Daniel begierig, den Namen des Mörders zu erfahren und ihn aufzufinden. Sie hatte ihr bedrohtes Glück und die gefährdete Ehre ihres Vaters zu behüten; darum schwebte sie in Todesangst, als sie Jabin davon sprechen hörte, daß er der Wahrheit auf den Grund kommen wolle.

„Oh, laßt uns die Vergangenheit vergessen," sagte sie zitternd. „Warum diese traurigen Erinnerungen auffrischen? Wir wollen den Todten ihre Ruhe gönnen und nur eine ihren Manen angenehme Genugthuung darin suchen, daß ihr Gedächtniß unsern Herzen theuer bleibt."

„Wie, Fräulein Renée," rief Jabin, „Sie wollen, daß Daniel darauf verzichten soll, seinen Vater zu rächen?"

„Ich will nur, daß er daran denken soll, mich glücklich zu machen. Ich habe genug gelitten und fühle schmerzlich das Bedürfniß, geliebt zu werden."

Jabin schien auch dadurch noch nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt.

„Und dann," sezte sie hinzu, „wolltet Ihr Euch, kaum erst so gefährlichen Stürmen entgangen, denselben von Neuem aussetzen? Frieden! Frieden erbitte ich mir von Daniel als Hochzeitsgeschenk. Du hast nicht die Absicht, Dich an jenem Mann zu rächen, nicht wahr, Daniel?"

„Ich verspreche Dir, es nicht zu thun," beruhigte sie Daniel. Und sich zu Jabin wendend, sagte er: „Sie hat Recht, mein Sergent; wenn man glücklich ist, so soll man nicht daran denken, Die zu bestrafen, die uns einst Kummer bereitet haben!"

Jabin war entwaffnet. „Wenn Du Dich aber gegen diesen Mann zu vertheidigen hättest!" warf er doch noch ein, „wenn er es etwa versuchen sollte . . ."

„Oh, Das wäre etwas Anderes!" beeilte sich Renée zu antworten.

„In diesem Falle würde er es freilich mit mir zu thun bekommen!" sagte Daniel ernst.

Renée athmete erleichtert auf. Sie war sicher, daß wenigstens in der nächsten Zeit weder Daniel noch Jabin den Fürsten Bedleben

aufsuchen würden, und sie bat Gott, daß er es in seiner Gnade so fügen möge, daß Bedleben sich genöthigt sähe, nach Rußland zurückzukehren oder doch wenigstens Frankreich zu verlassen.

Auf diese Szene folgte eine Pause der Ruhe, die Renée dazu benuzte, um den ihr durch Lisbeth zugestellten Brief zu lesen. Er enthielt Folgendes: „Meine geliebte Tochter, Deinem Wunsche gemäß reise ich ab, ich wandere aus. Wohin werde ich mich wenden? Noch weiß ich es selbst nicht. Ich entferne mich, einen Vorwurf im Herzen, der einer schrecklichen Wunde ähnlich ist, die mich ewig peinigen wird. Wenn mein Leben, stärker als meine Leiden, lange genug währt, dann werde ich einst zurückkehren, um mich davon zu überzeugen, ob ich, nach so vielen Unthaten, mir auch noch obenein für Dein Unglück Vorwürfe zu machen habe. Es ist mehr als Todesstrafe, Dich in den Händen dieses nichtswürdigen Schurken zu wissen und doch Nichts thun zu können, um Dich gegen ihn zu schützen! Ich kann aber nicht glauben, daß Dich der Himmel verlassen und Dich, die Du völlig unschuldig bist, diesem ehrlosen, grausamen Bösewicht überliefern wird. Leider kann ich Nichts weiter thun, als diese Hoffnung aussprechen; von meiner Zärtlichkeit für Dich wage ich nicht zu reden. Vor Dir erröthen zu müssen, mich Deiner Liebe unwürdig zu fühlen, eine härtere Strafe kann es für mich nicht geben." Diesem Schreiben, auf dem man deutlich die Spuren von Thränen erkennen konnte, war eine Schenkungsurkunde über zwei Millionen Franken, sowie die regelrechte Erlaubniß zu Renée's Verheirathung beigefügt. Die Stelle für den Namen des Gatten in der lezteren war offen gelassen. Als Renée, nachdem sie zu Ende gelesen, aufblickte, hatte Jabin das Zimmer verlassen, und sie befand sich mit Daniel allein.

„Meine geliebte Renée," sagte Dieser zärtlich, „hast Du gute Nachrichten bekommen?"

Sie schüttelte langsam das Haupt und erwiderte: „Mein Vater hat Frankreich verlassen."

„Er wandert aus! Aus welchem Grunde?" erkundigte sich Daniel.

Er war so betroffen gewesen über die seltsame Sorglosigkeit, mit der der Baron die Entführung seiner Tochter und die empörende Handlungsweise des Fürsten Bedleben anzusehen schien, daß er

nicht umhin konnte, jene Ereignisse mit dieser übereilten Abreise in Verbindung zu bringen. Für Renée kam es darauf an, ihren Vater durch einen glaubwürdigen Vorwand zu rechtfertigen, und, indem sie auf die Vergangenheit anspielte, sagte sie: „Seit langer Zeit schon steht mein Vater unter dem Druck einer fixen Idee, deren Ursprung und Gegenstand ich nicht kenne, und fällt trüben Gedanken zur Beute, die, wie Du weißt, zuweilen an Wahnsinn streifen. Dieser fixen Idee folgend, tritt er seine Reise an."

Daniel schien sich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben. „So stehst Du also von nun an völlig allein?"

Renée blickte ihn zärtlich an, und indem sie ihm die Hand reichte, in der sie das Papier hielt, das den Brief ihres Vaters begleitet hatte, sagte sie: „Allein, bis zu dem Tage, wo es Dir gefallen wird, daß ich es nicht mehr bin. Mein Vater hat seine Einwilligung zu unserer Heirath gegeben."

„Und Deine Ansichten haben sich nicht geändert, Du willst mein liebes Weib werden?"

„Mit Freuden willige ich darein. Ich hatte es Dir versprochen, und es macht mich überglücklich, mein Versprechen zu halten." Daniel kniete vor ihr nieder, nahm ihre Hand und drückte einen innigen Kuß darauf. Sie aber fuhr fort: „Die Zeit drängt, Geliebter, der Fürst wird sich bestimmt morgen oder heute Abend noch auf meine Verfolgung begeben. Wenn er mich wieder findet, muß ich Deine Gattin seyn und einen Vertheidiger haben."

„Diesen Vertheidiger hast Du vom gegenwärtigen Augenblicke an," rief Daniel freudig; „ich nehme die Rechte in Anspruch, die Du mir gewährst, und werde so handeln, daß ich mir so schnell als möglich auch die des Gatten erwerbe. Ich hoffe, daß Du in Zeit von acht Tagen meine Gemahlin seyn wirst. Bis dahin fürchte nichts, Alexis, Jabin und ich wachen über Dich."

Nach diesem ereignißreichen Tag umfing Renée ein tiefer, erquickender Schlummer. Bei ihrem Erwachen eilte sie an das Fenster. Der kleine Garten, in welchem sie die schönsten Tage ihrer Kindheit verlebt hatte, breitete sich vor ihren entzückten Blicken aus. Ihr zweiter Gedanke galt Madame Sophie; nachdem sie sich angekleidet, begab sie sich nach dem Zimmer, in welchem die Irrsinnige die Nacht zugebracht hatte unter der Obhut von Lisbeth.

„Hat sie geschlafen?" erkundigte sie sich.

Statt jeder Antwort deutete Lisbeth auf Madame Sterowski, die mit geschlossenen Augen ruhig auf ihrem Bette lag.

„Liegt sie schon lange so?"

„Seit gestern Abend. Die arme Frau zeigte sich durchaus folgsam, ich konnte sie ohne Mühe auf ihr Lager bringen."

Die Geisteskranke trat also in eine Periode der Besserung ein, Das bewiesen Lisbeth's Worte deutlich, und Renée war herzlich erfreut darüber. Es stand somit fest, daß der Zustand der Kranken einem günstigen Einfluß zugänglich sei, und daß die berechnete Grausamkeit des Fürsten Bedleben der Hauptgrund für die Verschlimmerung dieses Zustandes gewesen war.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie zu heilen!" gab Renée ihren Gefühlen Ausdruck.

„Hast Du denn die Absicht, sie selbst zu pflegen?" fragte Lisbeth.

„Gewiß," entgegnete Renée lebhaft, „von mir allein soll ihr die Pflege zu Theil werden, die sie hoffentlich wieder gesund machen wird."

Da sie Lisbeth hierüber erstaunt sah, setzte sie hinzu: „Lasse Dich durch Nichts, was Du sehen wirst, in Erstaunen setzen. Wisse nur, daß ich erst an dem Tage vollkommen glücklich seyn werde, an welchem dieser unglücklichen Frau die Vernunft wiederkehrt."

Lisbeth verstand zwar nicht, was damit gemeint sei, aber sie hatte sich seit lange schon daran gewöhnt, Renée's Willen folgsam auszuführen, und so forderte sie auch keine weitere Erklärung. Der Vormittag verging schnell. Renée hatte mit Haushaltungsgeschäften zu thun; denn Lisbeth hatte bei ihrer Ankunft aus der Normandie das Hôtel Brucourt gänzlich verlassen, nur der Sorge der Thürhüter anvertraut, vorgefunden. Die übrige Dienerschaft war auf dem Schlosse geblieben, und die junge Dame mußte ihren Haushalt so regeln, daß sie während der wenigen Tage bis zu ihrer Verheirathung dort wohnen und leben konnte. Gegen zwei Uhr Nachmittags erschien Daniel, der vom frühen Morgen an schon die erforderlichen Schritte für die Heirath gethan hatte.

Sein Sachwalter sollte sich mit dem des Herrn v. Brucourt in Verbindung setzen, der von diesem Lezteren die speziellen Instruktionen über den Kontrakt erhalten hatte. Daniel hatte sich auch mit der Veröffentlichung des Aufgebotes beschäftigt und verkündete Renée, daß ihre Vereinigung in zehn Tagen gefeiert werden könne.

„Zehn Tage! Das ist sehr lange," meinte Renée. „Ich habe große Eile, das Recht zu erlangen, mich unter Deinen Schuz stellen zu dürfen. Ich fürchte die Rache des Fürsten Bedleben."

„Du brauchst ihn nicht zu fürchten," beruhigte sie Daniel. „Alexis und Jabin bleiben immer hier im Hause, und ich selbst wache auch über Dich."

Sie besprachen dann verschiedene Einzelheiten in Bezug auf die Zukunft, danach aber nahm ihre Unterhaltung eine andere Richtung. Die Zeit verging, ohne daß sie Dessen gewahr wurden, und die Dunkelheit, die im Winter frühzeitig hereinbricht, überraschte sie in süßem Geplauder, dicht nebeneinander sitzend. Als sich der Ton einer Wanduhr hören ließ, sprang Daniel auf mit den Worten: „Schon fünf Uhr!"

„Mußt Du denn schon fort?" fragte Renée.

„Ich habe zu dieser Zeit eine Zusammenkunft mit meinem Notar bei dem deinigen verabredet, und es ist unerläßlich, daß ich dabei bin. Meine herzige Renée," fügte Daniel lächelnd hinzu, „ich bin in diesem Augenblick nicht nur Dein Verlobter, sondern ich bin auch ein wenig Dein Vater und habe über Deine Interessen mit derselben Sorgfalt zu wachen, wie er sie hierbei wahren würde."

„Nun, dann geh'!" gab Renée mit einem Ausdruck des Bedauerns nach. „Aber komm wieder, sobald Du kannst. Du mußt mit mir zu Mittag speisen."

Daniel ging, Renée wollte ihm bis an das Gitter, welches den Garten von der Avenue schied, das Geleit geben; es war bereits vollständig finster und die Avenue einsam. Die Finsterniß und Einsamkeit machten auf Renée einen unheimlichen Eindruck.

„Ich bitte Dich, geh' nicht allein," sagte sie zu Daniel, der eben im Begriff war, seinen Weg anzutreten.

„Um fünf Uhr, liebes Herz?" meinte dieser.

„Es mag Dir kindisch erscheinen, aber mein Herz ist voll von bösen Ahnungen. Ich bilde mir ein, daß der Fürst Bedleben verwegen genug ist, Dir einen Hinterhalt zu legen. Bitte Jabin, Dich zu begleiten, Du bringst ihn nachher wieder mit."

„Nun, wenn ich Dir dadurch eine Sorge abnehmen kann, so will ich es thun", gab Daniel lachend nach.

Jabin wurde gerufen, und nach fünf Minuten verließen die

beiden Männer gemeinschaftlich das Haus, nachdem sie versprochen hatten, sich möglichst zu beeilen. Renée kehrte langsam zurück; in einem der Säle des Erdgeschosses bemerkte sie Lisbeth, die damit beschäftigt war, Madame Sophie zu zerstreuen. Sie hielt sich daher nicht weiter auf, sondern ging in ihr Zimmer nach der oberen Etage hinauf; sie öffnete die Thür und trat ein. Da hörte sie plözlich, noch ehe sie Zeit gehabt, sich umzudrehen, wie die Thür hinter ihr mit lautem Krach zugeschlagen wurde. Ein Schauder durchrieselte ihre Glieder, sie blickte sich um und konnte einen verzweifelten Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken. Vor ihr stand Bedleben im Zimmer, gegen die Thür gelehnt; in der einen Hand ein Pistol, in der anderen einen Dolch haltend, mit welchem er das arme, geängstigte Mädchen bedrohte.

„Meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht!“ rief sie klagend aus.

Bevor wir erzählen, was sich weiter begab, wird es nöthig seyn, Bedlebens Gegenwart hier zu erklären.

Am Abend vorher, zu der Zeit, wo die Entführung stattfand, war der Fürst in lustiger Gesellschaft in einem der Salons des Café Anglais. Die Reste einer üppigen Mahlzeit waren noch auf dem Tische zu sehen, der Fürst aber mit den Genossen der lukullischen Orgie lag betrunken da, als seine Equipage vorfuhr. Der Kutscher sprang ab, betrat schleunigst das Café und sprang, immer vier und vier Stufen zugleich nehmend, die kleine, innere Treppe hinauf. An den ersten Menschen, der ihm begegnete, richtete er die Frage: „Wo ist der Fürst Bedleben?“

Der also Angeredete war kein Anderer, als der Hausmeister, der den Fürsten und dessen Kumpane bedient hatte.

„Wer sind Sie?“ fragte er mißtrauisch.

„Sein Kutscher. Ich muß den Herrn nothgedrungen sprechen.“

„Er ist augenblicklich nicht zu sprechen.“

„Ich muß ihn sehen.“

„Aber wenn ich Ihnen doch sage, daß er betrunken ist, total betrunken!“ rief der Hausmeister, ungeduldig werdend.

„Dann soll ich ihn in diesem Zustande nach Hause bringen!“ antwortete der Russe beharrlich. „Er hat mir ganz bestimmte Befehle gegeben.“

Jener widerstrebte nicht länger, sondern öffnete dem Kutscher

die Thür des kleinen Salons, in welchem der Fürst dinirt hatte. Bei der schwachen Beleuchtung einer Kerze lagen sechs Männer hier und dort umher in tiefem Schlafe und zwar Bedleben in noch tieferem, als alle Uebrigen. Der Kutscher suchte ihn heraus, hob ihn auf, schüttelte ihn am Arme uud rief ihn in seiner Herzensangst an: „Fürst! Fürst!"

Bedleben rührte sich nicht.

„Das Fräulein ist entflohen mit der Wahnsinnigen und Alexis!"

Bedleben stieß ein unverständliches Grunzen aus.

„Der Unglückselige!" murmelte der Leibeigene entmuthigt.

Dann hüllte er ihn, so gut es gehen wollte, in seinen Pelzmantel ein, nahm ihn in seine starken Arme, wie man es wohl mit einem Kinde macht, und ging, mit dieser Bürde beladen, die Treppe hinunter nach dem Wagen, auf dessen Kissen er den Fürsten niederlegte. Danach schwang er sich auf seinen Siz, trieb das Pferd an, das sich inzwischen wieder beruhigt hatte, und kehrte nach dem Palast zurück. Um Mitternacht befand sich der Fürst, der noch nicht wieder seiner Sinne Herr geworden war, in seinem Bett und schlief in Einem fort bis zum nächsten Morgen um zehn Uhr. Als er beim Erwachen die Nachricht von Renée's Flucht erhielt, war sein erstes Wort: „Das ist nicht möglich!"

Die Erzählung seines Kutschers bewies Bedleben bald, daß es dennoch wahr sei. Nun gerieth er in den heftigsten Zorn und ersparte seinen Dienern weder Vorwürfe, noch Beleidigungen. Was ihn fast noch mehr in Wuth versezte, als das Weggehen von Renée, und was er die Verrätherei des Alexis nannte, Das war die Entführung der Geisteskranken. Ihr Verschwinden ließ ihn ohne Waffen.

„Was machte denn die Wärterin? Konnte sie sich dem Fortgehen der Tollen nicht widersetzen?"

„Alexis war stärker als sie!" erklärte der Kutscher nicht ohne Beziehung darauf, daß er ihm selbst unterlegen war.

„Der Schandbube! Der Strauchdieb! Aber er soll mir seine Schurkerei büßen! Verlaßt mich jezt!"

Als er sich allein sah, begann er zu überlegen.

„Was thun?" Das war die Frage.

Zwei Entschlüsse boten sich ihm dar: sich zufrieden geben oder den Kampf von Neuem beginnen; den ersten verwarf er

sogleich und erwog nur den zweiten mit dem Wunsch, möglichst bald zu einem Ende zu kommen. Es konnte ihm nicht schwer fallen, Renée's Spuren aufzufinden; denn er dachte sich, daß sie ihre Zuflucht entweder in dem Hause ihres Vaters in Paris oder in Schloß Brucourt gesucht haben werde, und daß er sicher sei, sie an einem von diesen Orten zu finden. Er beschloß, einen entscheidenden Schlag zu führen. Damit sie ihm unauflöslich angehöre, wollte er sie entehren. Durch seine Liebkosungen entweiht, würde sie Daniel nicht fürder angehören wollen, und er würde sie besitzen, ganz beruhigt darüber, daß sie es niemals wagen werde, ihre Schande offenkundig werden zu lassen. Wenn er so verfuhr, so gewann er gleichzeitig Straflosigkeit und eine Gattin. Er würde, so träumte er, seine frühere Gewalt über sie zurückerlangen, selbst wenn er auch ihr Herz sich auf ewig entfremdete. Solche Gedanken steigerten seine Erregung mehr und mehr. Am Nachmittag ging er zu Fuß aus, in einen großen Mantel gehüllt, dessen breiter Kragen hochgeschlagen war und das Gesicht so verbarg, daß es nicht möglich war, ihn zu erkennen. Er wandte sich nach der Avenue von Eylau und ging dieselbe hinauf bis an das Hôtel des Herrn v. Brucourt, in dem er noch vor kurzer Zeit häufig aus- und eingegangen war, und dessen Beschaffenheit er daher genugsam kannte. Die Fenster des Hauses waren zum Theil geöffnet, und in dem Garten war jene eigenthümliche Bewegung erkennbar, die sich nur in der Nähe bewohnter Häuser findet; überdieß passirten Leute aus und ein, unter welchen der Fürst den Sergenten Jabin erkannte.

„Sie ist also hier!“ sagte er sich.

Er kehrte nach Hause zurück, wartete dort die Dunkelheit ab und ging gegen fünf Uhr abermals aus, aber dieses Mal mit einem Revolver und einem Dolch bewaffnet. Diese Waffen waren dazu bestimmt, Renée in Schrecken zu setzen und sie von ihrer Machtlosigkeit zu überführen. Wir haben schon erwähnt, daß das Gelingen der Pläne des Fürsten Bedleben gerade durch deren Kühnheit selbst ermöglicht wurde. Seine Tollkühnheit allein hatte ihm erlaubt, Renée zum ersten Male zu entführen, den Willen des Herrn v. Brucourt zu vernichten und diesen daran zu hindern, seiner Tochter zu Hilfe zu kommen. Dieselbe Tollkühnheit sollte ihn noch einmal begünstigen! Unter dem Schutze der Finsterniß

und der um das Haus herum herrschenden Einsamkeit konnte er ungesehen das Haus betreten und gelangte glücklich bis an Renée's Zimmer. Er schlich leise hinein, versteckte sich hinter der Thür und wartete geduldig, um sich vor der jungen Dame zu zeigen, sobald sie in seiner Gewalt sei und von Denen getrennt, die sie in dieser äußersten Noth hätten beschützen können. Ein erstickter Schrei verrieth zuerst Renée's Schrecken, aber fast gleichzeitig drückte eine energische Bewegung ihren Muth und ihre Willenskraft aus. Sie blickte um sich, der Fürst stand vor der Hauptthür des Zimmers, aber nicht weit von dieser war dicht an dem Kamin noch eine andere, die von Vorhängen verhüllt war. Durch diese konnte sie entfliehen, und dann war auch noch das Fenster da, aus welchem sie um Hilfe rufen konnte. Sie machte zwei Schritte vorwärts, Bedleben merkte indessen ihre Absicht; denn er sagte: „Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie bei der geringsten Bewegung, die Sie machen, um zu fliehen oder zu rufen, mit diesem Dolch durchbohre."

„Nun, so tödten Sie mich!" rief Renée furchtlos. „Der Tod ist einem solchen Schicksal hundert Mal vorzuziehen, wie es mich erwartet, wenn ich Ihnen von Neuem in die Hände falle."

„Sie sind ein Hizkopf," entgegnete der Fürst ironisch. „Sie werden jedoch anhören, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich bin fest überzeugt, daß ich Sie zur Vernunft zurückführen werde."

„Ich will nichts von Ihnen hören."

Nachdem Renée diese Worte mit fieberhafter Erregung hervorgestoßen, wollte sie ihre Stimme erheben, und ein Schrei der Angst und Verzweiflung wollte eben ihrem Munde entschlüpfen, aber dieser Schrei wurde durch folgende einfache Phrase des Fürsten erstickt: „Es steht in meiner Macht, Ihren Vater binnen jezt und zwei Stunden festnehmen zu lassen."

Renée war wie gebannt, sie konnte sich vor Schreck nicht bewegen, und ein Schauder rieselte ihr eisig kalt durch die Glieder. Bald aber, sich stellend, als schenke sie den Worten des Fürsten keinen Glauben, sagte sie: „Sie wollen mich durch Schrecken zwingen, Das soll Ihnen nicht gelingen! Mein Vater hat Frankreich längst verlassen."

„Ihr Vater erwartet in Hâvre die Abfahrt des nächsten nach den Vereinigten Staaten bestimmten Postdampfers. Ein

sicherer, von mir bezahlter Mensch überwacht ihn, hält mich über sein Thun und Treiben auf dem Laufenden und hat den Auftrag, seine Abreise so lange zu verhindern, bis ich ihm einen anderen Befehl schicke. Sie sehen also ein, daß Sie mich anhören müssen, und da ich Sie nunmehr von dieser Nothwendigkeit überzeugt habe, die ich Ihnen auferlege, nehme ich meine eben gegen Sie ausgestoßene Todesdrohung zurück. Nein, ich will Sie nicht tödten, Ihr Leben ist für das meinige zu unentbehrlich, denn Sie wissen es recht gut, wie heiß ich Sie liebe. So mögen Sie auch erfahren, was eine Liebe wie die meinige vermag! Gestern haben Sie sich aus meinem Hause entfernt, nachdem Sie denjenigen von meinen Dienern bestochen haben, den ich für den treuesten hielt, und indem Sie jene Wahnwitzige mit sich nahmen, die der lebende Beweis für das Verbrechen Ihres Vaters ist, sicher, daß Sie damit für alle Zeiten dem Bereich meiner Verfolgungen entrückt seyn würden. Wissen Sie, was Sie dadurch erreicht haben, welches der Erfolg Ihres tollen Streiches ist? Sie haben mich nur erbittert dadurch; Sie sehen, was ich gekonnt habe, in wenigen Stunden brachte ich in Erfahrung, wo Sie seien, und hier bin ich."

Ein kurzes Stillschweigen folgte. Renée hörte mit einem verächtlichen Lächeln, unter welchem sie ihre furchtbare Angst zu verbergen suchte, diese Rede, die ihr das Herz zerfleischte. Bedleben sah sie forschend an, dann sprach er weiter: „Ich bin entschlossen, einer für mich lächerlichen, für Sie aber empfindlichen Situation ein Ende zu machen. Mehrere Wochen hindurch habe ich Sie in meinem Hause im Gewahrsam gehabt, ich hätte dort nur meinen Wünschen folgen dürfen, aber ich war schwach genug, auf Ihre Bitten zu hören, und habe Sie respektirt, so lange Sie unter meinem Dache wohnten. Diese Milde reut mich, und ich werde nicht von hier weichen, Das erkläre ich Ihnen hiermit, ehe ich Das erlangt habe, was ich erlangen will, und was ein Wesen Ihrer Art nur dem Gatten gewähren kann."

Renée antwortete durch eine Geberde des Ekels.

„Sie wollen um Hilfe rufen? Einmal ist es sehr möglich, daß man Sie nicht hört."

Renée schüttelte den Kopf.

„Gut denn! Ich gebe zu, daß Jemand kommt. In diesem

Falle entfliehe ich, eile sofort nach dem Telegraphenbureau, sende eine Depesche nach Hâvre, und in noch nicht einer Stunde ist Ihr Vater festgenommen und wird wegen Verbrechen unter Anklage gestellt seyn, welche nach den hiesigen Gesetzen mit dem Tode bestraft werden."

Dieses Mal gelang es Renée nicht, ihre Angst und Pein zu verbergen.

„Glauben Sie etwa, daß ich nicht ebenso gut zu spielen wußte wie Sie?" fragte Bedleben mit empörendem Phlegma. „Sie zwischen zwei Entschlüsse stellen: entweder mir nachgeben, oder Ihren eigenen Vater das Schaffot besteigen machen, ist Das nicht sehr geschickt?"

„Es ist infam!" murmelte Renée. „Wenn der Himmel gerecht wäre, so müßten Sie hier auf dem Platze, wo Sie stehen, den Tod erleiden. Scheuen Sie denn gar nicht seinen Zorn?"

„Freilich, wenn er existirte . . . aber er ist nicht vorhanden . . ."

„Gott sei Dank!" rief Renée. „Er ist es noch genug, um mir ein Rettungsmitttel einzugeben."

„Welches? wenn ich fragen darf."

„Sie meinen, ich sei gezwungen, den einen oder den andern von Ihren beiden gleich schändlichen Vorschlägen anzunehmen, meinen Vater opfern, oder Ihnen angehören?! Es gibt noch einen Ausweg, den Sie vergessen haben. Ich versichere Ihnen bei meiner Ehre, die ich vertheidige, mein Herr, daß ich mir bei dem ersten Schritt, den Sie auf mich zu machen, den Tod gebe!"

„Um sich zu tödten, gebraucht man eine Waffe."

Diese Worte sagend, näherte sich Bedleben vorsichtig dem Revolver und dem Dolch, die er auf einem Tische niedergelegt hatte, als wolle er sie vertheidigen gegen Renée.

„Und müßte ich mir den Kopf an der Mauer zerschellen, ich würde Ihnen dennoch zu entgehen wissen!"

Renée sprach mit so großer Ruhe, daß jetzt Bedleben seinerseits ein wenig von seiner Sicherheit zu verlieren begann. Nach und nach hatte er während der Unterhaltung überlegt, daß er Renée bezwingen könne, noch ehe auf ihr Geschrei Jemand zur Hilfe gekommen seyn würde, aber bei diesen Ueberlegungen hatte er den Fall nicht in Betracht gezogen, daß sie bis zum Selbstmord gehen und ihm auf diese Weise entgehen könne. Da schoß

ihm eine neue verruchte Idee durch den Kopf; mit schnellem Griff riß er die seidenen Bänder los, die die Vorhänge und Portièren zusammenhielten, und langsam öffneten sich deren schwere Falten, als wollten sie die entsezliche Szene besser verbergen und ersticken, die sich zwischen den vier Wänden dieses Zimmers vorbereitete.

„Ich werde Sie in die Unmöglichkeit versetzen, mir Widerstand zu leisten!“ schrie er.

Und einem wilden Thiere ähnlich, fast sinnlos, stürzte er mit einem Saz auf Renée zu, die einen solchen Angriff nicht vorhergesehen hatte, faßte mit seinen rohen Händen die der jungen Dame und sagte: „Sie werden dennoch die Meinige, ehe Sie sich tödten. Vor allen Dingen schreien Sie nicht, und zwingen Sie mich nicht, dieses Zimmer zu verlassen, wenn anders Sie nicht wollen, daß Ihr Vater nach zwei Stunden im Gefängniß sizt.“

„Ehrloser Bube!“ stöhnte Renée verzweifelt.

Sie versuchte eine äußerste Anstrengung, aber vergebens. Wie eine geknickte Lilie senkte sich ihr Haupt, und kraftlos glitt ihr ganzer Körper auf Bedleben's Arm nieder. Auf diese Ohnmacht war er nicht vorbereitet gewesen, er schauerte unter dieser Bürde, die auf seinem Arm ruhte, erreichte mit wenigen Schritten einen Fauteuil und ließ die besinnungslose Renée vorsichtig auf denselben nieder. Dann athmete er auf, trocknete seine Stirn und warf einen suchenden Blick umher. Er war allerdings allein, allein mit diesem bezaubernden Wesen, dessen Widerstand ihn ermüdet haben würde, wenn ihre Kräfte sie nicht unvermuthet im Stiche gelassen hätten. Sie war bleich, aber wie unendlich schön und verführerisch machte sie diese bleiche Gesichtsfarbe! An dem Zucken dieser zart gewölbten Brust ahnte man das Leben, die geschlossenen Augen dagegen verriethen ihre Kraftlosigkeit. Die Arme waren schlaff am Körper entlang niedergesunken, und die reizenden kleinen Hände waren kalt und von unwillkürlichem Krampf geballt. Was mochte wohl bei diesem Anblick in dem Hirn des Mannes vorgehen? Er war roth im Gesicht, das Blut drang ihm in die Augen, und mit unregelmäßigen, aber gewaltigen Schlägen pochte es in seinen Schläfen. Plözlich warf er sich auf die Kniee, und seine brennenden Lippen näherten sich Renée's eisigen Händen. Er hatte nicht Zeit, einen Kuß darauf zu pressen: er hörte ein Geräusch. Hastig sah er sich um und erhob sich starr vor Schrecken; was er sah, war allerdings

geeignet, ihn erbeben zu machen. Die wahnwitzige Madame Sophie stand vor ihm und schwang in der rechten Hand den Revolver des Fürsten, in der Linken den Dolch. Während er mit Renée gerungen hatte, war die Geisteskranke durch die kleine, neben dem Kamin befindliche Thür eingetreten und hatte auf dem Tische die Waffen gesehen, die Bedleben aus der Hand gelegt. Sie hatte sich derselben bemächtigt, und als diese der Vernunft beraubte Frau ihm jezt gegenüber stand, da flößte sie dem Elenden Schrecken und Todesangst ein, größer und größer, erschien sie seinen getrübten Blicken wie eine unversöhnliche Rächerin . . .

Ein Mann, der bei kalter Ueberlegung gewesen wäre, würde die Achseln gezuckt und über diese Gefahr gelächelt haben. Jedoch die Kaltblütigkeit fehlte Bedleben, er wußte nichts Anderes zu thun, als zurückzuweichen. Die Wahnsinnige folgte ihm langsam, die Pistole auf ihn gerichtet und mit dem Finger am Drücker; er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm. Er versuchte seine Arme zu bewegen, sie waren wie gelähmt. Er sank in die Knie, blind gemacht durch die unnatürliche Furcht, der er unterlag, so daß die Wahnsinnige mit unerhörter Ueberlegung, alle Rachsucht, alle Wuth und allen Haß, den sie in ihrem Herzen seit zehn Jahren gegen Den angesammelt hatte, durch den sie so endlos viel hatte leiden müssen, in dieser einen Handlung zusammendrängend, die Mündung der Waffe dem Fürsten langsam gegen die Stirn drücken konnte. Er fühlte das kalte Eisen, schauderte und schloß die Augen. Ein Knall erfolgte. Er rollte auf den Boden, während die Irrsinnige unter fürchterlichem Lachen im Zimmer umhertanzte und mit der Waffe Ball spielte, deren sie sich eben bedient hatte. Bedleben erhob sich mit blutiger Stirne. Er sah nichts, empfand aber unerträgliche Schmerzen. Ein Schrei ließ sich hören; es war Renée, der das Bewußtseyn wiederkehrte. Das erste Schauspiel, dem ihre Augen begegneten, war jener blutende Mensch, der auf sie zuwankte und vor Schmerz und Wuth brüllte. Die Thür wurde jezt aufgerissen, und herein drang Alexis, gefolgt von Lisbeth. Sie hatten den Lärm, das Geschrei und den Schuß gehört und eilten erschrocken herbei. Bedleben hatte die Dreistigkeit, Ihnen entgegenzuschwanken und, auf Madame Sophie deutend, zu sagen: „Sie hat mich ermordet!“

„Sie hat mich gerettet!“ sagte Renée schwach. „Nur ein

Wunder konnte mich retten, der gnädige Gott hat ein solches geschehen lassen."

Dann, in ihrem Mitgefühl vergessend, daß sie es mit ihrem bösesten Feinde zu thun habe, ging sie zu Bedleben, der auf einen Sessel gesunken war, und beschäftigte sich unter Lisbeth's Beistand mit dem Verwundeten, während unterdessen der Muschik die Geisteskranke wie ein Kind auf seine Arme hob und sie nach ihrem Zimmer brachte, woselbst er sie einschloß, um in das Gemach zurückzukehren, in welchem sich jenes schauerliche Drama seinem Ende nahte. Bedleben besaß eine zähe Natur, das Leben verließ ihn nicht allein nur langsam, sondern er behielt sogar die Kraft zum Sprechen. Einem fast heroischen Gefühl von Mitleid gehorchend, sorgten, wie gesagt, Renée und Lisbeth für ihn. Während sie auf einen Arzt warteten, nach dem in aller Eile geschickt worden war, hatten sie mit Hilfe einer Kompresse die klaffende Wunde an der Stirn des Bösewichts geschlossen und dadurch das heftig fließende Blut gestillt. Er stöhnte; denn so groß immer seine Energie seyn mochte, die Schmerzen, die er zu erdulden hatte, waren doch stärker. Von Zeit zu Zeit schlug er die Augen auf, aber er konnte das Licht der Kerzen nicht ertragen, die das Zimmer erleuchteten, und sogleich schloß er die Lider stets wieder. Er sah indessen Renée und Lisbeth, oder er empfand vielmehr, daß sie bei ihm seien.

„Troz des Leides, das ich Ihnen angethan und noch anthun wollte, pflegen Sie mich?" brachte er plözlich vor, sich an die junge Dame wendend.

Sie antwortete nicht.

„Ich bin Ihnen dafür durchaus nicht erkenntlich, denn ich kann mir denken, unter der Herrschaft welcher Gefühle Sie handeln."

„Fräulein Renée gehorcht allein dem Mitleid, das Sie ihr einflößen," rief Lisbeth.

„Schweig', Alte!" fuhr sie der Verwundete barsch an. „Ich spreche zu Deiner Herrin und nicht zu Dir, und ich behaupte, daß sie mir zu schmeicheln versucht."

„Zu welchem Zweck?" fragte Renée besorgt.

„Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, und Das macht Sie sehr froh; allein Sie sehen ein, daß ich noch beißen kann, bevor ich sterbe, und Das erschreckt Sie!"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!"

„Oho! Sagen Sie Das einem Anderen! Sie verstehen mich sehr gut und stellen sich vor, daß es sehr unangenehm für Sie seyn würde, wenn ich gerade in dem Augenblick, wo ich Sie von meiner Gegenwart befreie, das ganze Glück vernichtete, das Sie erwarten. Wenn ich nun mit Ihrem schönen Daniel zusammenkäme und ihm Alles erzählte, was ich weiß ...."

Renée erbleichte; der Fürst täuschte sich nicht. Was sie in diesem Augenblick am Meisten fürchtete, war, daß Daniel eintreten, und daß der Fürst, um sich vor seinem Tode noch zu rächen und eine ewige Schranke zwischen die beiden jungen Leute zu setzen, dem Sohn des Grafen v. Maldrée mittheilen könne, welchen Antheil Herr v. Brucourt an dem Tode seines Vaters gehabt habe.

„Das werden Sie nicht thun," entgegnete sie mit einer Sicherheit, die nur wenig geeignet war, ihre Unruhe zu verdecken.

„Im Gegentheil, ich werde es thun, sobald ich kann. Für wen halten Sie mich denn? Sie haben also wirklich geglaubt, daß ich, durch Ihre Schuld tödtlich verwundet, einfach aus dem Leben scheiden und Ihnen das Feld räumen würde! Ach! Ausgezeichnet! Nein, der Gedanke, daß sie diesem Manne angehören sollen, bringt mich in Verzweiflung und reizt mich dermaßen zur Wuth, daß ich es bedauere, nicht mehr die Kraft zu haben, Sie oder ihn zu tödten."

Bei diesen Worten machte der Fürst einen Versuch, sich aus seinem Sessel zu erheben, so daß Renée entsezt zurückwich.

„Oh! Ich werde Ihnen kein Leid mehr zufügen!" ächzte der Fürst, indem er schwer gegen die Rücklehne des Fauteuils zurücksank. „Der Wille dazu fehlt mir nicht ... aber die Kraft. Und dann will ich auch nicht meine lezten Kräfte verschwenden, damit ich noch mit Herrn v. Maldrée sprechen kann."

„Gott sei Dank, daß er nicht hier ist."

„Oh, er wird schon kommen; würden Sie denn so unruhig seyn, wenn Sie nicht befürchteten, ihn erscheinen zu sehen?"

Als er seinen Saz beendet hatte, öffnete sich die Thür. Renée war außer sich vor Schreck und Angst, während ein häßliches Lächeln über Bedleben's fahles Gesicht glitt. Daniel trat mit Jabin zusammen ein. Renée blickte erst ihren Verlobten, dann den Verwundeten an und blieb einen Augenblick unschlüssig, was

sie in dieser höchsten Gefahr beginnen solle. Plözlich aber stürzte sie auf Daniel zu, der durch Alexis erfahren hatte, was im Hause vorgegangen war.

„Daniel!" rief sie, „beschütze mich gegen diesen Menschen, führe mich weit von hier. Er steht im Begriff, vor Gott zu erscheinen, dessen Hand ihn getroffen hat, um mich zu erretten, und dennoch hat er auch jezt noch Drohungen auf den Lippen. Er will, ehe er stirbt, Mißtrauen zwischen uns säen und Dich gegen mich erzürnen, indem er, ich weiß nicht, welche schändliche Verleumdung wiederholen will."

Bedleben war nicht darauf gefaßt, daß Renée auf diese Weise seine Enthüllungen unschädlich machen könne; er gerieth fast außer sich vor Wuth.

„Sei unbesorgt, Geliebte," sagte Daniel zärtlich zu seiner Verlobten; „ich werde nicht auf einen Ehrlosen hören, und wenn seine Worte auch mein Ohr erreichen sollten, so würde ich denselben keinen Glauben beimessen."

„Was!" schrie Bedleben, „selbst wenn ich Ihnen sagte . . ."

Er konnte nicht vollenden, die Anstrengung, die er gemacht hatte, war zu heftig gewesen. Seine Augen schlossen sich und die Zunge blieb gelähmt in seinem Munde.

„Ah! Gott rettet mich!" rief Renée erleichtert.

Sie kniete nieder und betete schweigend für Den, der ihr so viel Böses gethan. Bedleben kam nicht wieder zur Besinnung; als der Arzt anlangte, war Der, welcher mit seinem wahren Namen Iwan Gubin hieß, nicht mehr unter den Lebenden. Darauf erzählte Renée Daniel den verbrecherischen Anschlag, dem sie ausgesezt gewesen war. Bei der Erwähnung der Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte, schloß sie Daniel liebevoll in seine Arme. An demselben Abend noch erschien ein Polizei-Kommissär und stellte, von Dem, was vorgefallen war, benachrichtigt, ein Verhör an. Renée verschwieg Nichts von der Wahrheit in Beziehung auf die Ereignisse dieses Tages, aber sie verschwieg ihren Aufenthalt im Hause des Fürsten, weil sie fürchtete, die Polizei könne sich darüber wundern, daß ihr Vater nicht die Macht gehabt habe, sie zu befreien, und könne dadurch Verdacht gegen ihn schöpfen. Der Ruf Bedleben's war ein so schlechter, daß der Kommissär keinerlei Zweifel in die Aussagen Renée's sezte, und daß es ihr schon

vom nächsten Morgen an freistand, Paris zu verlassen. Sie wollte dort keinen Tag länger bleiben, sondern ging in Gesellschaft von Daniel, Jabin und Lisbeth nach Brucourt, während man Alexis die Oberaufsicht über das Hôtel in Paris anvertraut hatte.

In derselben Zeit, in der sich diese Ereignisse abspielten, traf der Baron v. Brucourt nach einem Aufenthalt von einer Woche in Hâvre seine Vorkehrungen, um sich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Er hatte lange gezögert; denn so groß immer der Schrecken war, den ihm die Drohungen des Fürsten einjagten, er wagte es doch nicht, sich dem Meer anzuvertrauen. Hatte er nicht den Wogen des Ozeans auferlegt, seine Verbrechen zu verheimlichen? Der Leichnam des Matrosen Bucaille und der des Notars Rubentel, beide von seiner Hand ermordet, ruhten sie nicht in der Tiefe dieses Abgrundes, über die er dahingleiten mußte, um an das Ziel der Reise zu gelangen, die er unternehmen wollte? Dieser Gedanke machte ihm Furcht und fesselte ihn am Lande. Die Stadt Hâvre, der Schauplaz seiner Missethaten, war ihm verhaßt; gleichwohl getraute er sich auch nicht, sie wieder zu verlassen aus Scheu, in die Schlingen Bedleben's zu fallen. Mit einem Wort, Niemand konnte eine ärgere Unentschlossenheit zeigen als die, unter deren Einfluß dieser Mann hier handelte. Alles erschreckte ihn, er war unfähig, der geringsten Gefahr zu begegnen. So also befand er sich seit acht Tagen in Hâvre, besorgt um das Schicksal seiner Tochter und sein eigenes und dabei stets der Drohungen des Fürsten Bedleben eingedenk. Ein Umstand vermehrte noch seine Befürchtungen: er glaubte sich verfolgt. In einem Gasthofe in der Stadt Paris wohnend, bemerkte er eines Tages ein Individuum, das ihm auf Schritt und Tritt nachging; am nächsten Tage sah er dasselbe wieder, am übernächsten abermals, und so bildete er sich ein, daß es ein Abgesandter Bedleben's sei, der ihn bewache. Diese Idee nahm schließlich so vollständig von seinem Geiste Besiz, daß er sich zu dem Entschlusse aufschwang, seine Scheu zu überwinden. Eines Morgens gegen fünf Uhr nahm er seinen Plaz auf einem Dampfer ein, der zur Abfahrt nach den Vereinigten Staaten bereit lag und zur Zeit der Fluth den Hafen verlassen sollte. Am Abend vorher hatte er eine Kabine gemiethet; dort brachte er sein Gepäck unter, begab sich darauf wieder an Deck und nahm seinen Plaz am Hintertheil des Schiffes

ein in dem Augenblick, als dasselbe sich in Bewegung sezte. Glücklich kam man aus dem Hafenbassin heraus und befand sich bald auf der Rhede. Gegen das Geländer gelehnt, verfolgte Brucourt mit dem Auge den weißen Streifen, den das Schiff hinter sich im Wasser zurückließ, und blickte in die Wellen, die am schwarzen Rumpf des Fahrzeuges entlangglitten. Man näherte sich bereits dem Ende des Winters, und ungeachtet der frühen Stunde spannte sich der wolkenlose Himmel wie ein großer Sonnenschirm über die Fluthen aus, die ihn zurückstrahlten. Ein erquickender Wind wehte, und in ruhiger Gleichmäßigkeit hoben und senkten sich die Wogen auf der Oberfläche des Ozeans. Mitten im Tumult, der auf die Abfahrt eines großen Schiffes folgt, war Brucourt gänzlich in die Betrachtung dieses Schauspiels versunken. Was mag da in seinem Innern vorgegangen seyn? Vielleicht verursachte ihm die andauernde Betrachtung des Abgrundes Schwindel? Vielleicht hatte sich seiner eine Sinnestäuschung bemächtigt, ähnlich denen, die ihn so oft peinigten, und seine Augen entdeckten, die Tiefe der Gewässer durchdringend, auf ihrem Felsenlager den Matrosen Bucaille mit einem Dolch in der Brust und den Notar Rubentel. Die Vergangenheit wurde wieder lebendig in seinem Gedächtniß, er sah es im Geiste, wie ihn sein Leben vom Tage des Verbrechens an durch eine endlose Reihe von Qualen und Pein geführt hatte, und wie ihn seine Unthat, die die Menschen nicht hatten bestrafen können, weil sie ihnen unbekannt geblieben, allmälig, aber sicher in's Verderben riß. Vielleicht empörte sich sein Inneres gegen die Gedanken, die auf ihn einstürmten. Vielleicht sah er im Geist die Gesichter seiner Opfer und stellte sich vor, daß sie ihm winkten, und daß er diesem Winke Folge leisten müsse. Wie Dem auch sei, plözlich schwang er sich über das Geländer, stürzte sich in's Meer und verschwand.

„Mann über Bord!“ schrie der Steuermann.

Das Schiff drehte sofort bei, und man sezte ein Boot aus, in welches zwei Männer sprangen, ein Dritter tauchte sogar mehrfach unter, um Brucourt zu retten. Erst nachdem man sich zehn Minuten vergeblich bemüht hatte, wurde der Leichnam aufgefunden und auf das Schiff zurückgebracht. Die von dem Schiffsarzt sofort angestellten Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos, und es konnte nur festgestellt werden, daß der Tod durch Ertrinken ein-

getreten sei. Brucourt war durch sein Schicksal fast an derselben Stelle ereilt worden, wo er einst Bucaille und Rubentel ermordet hatte. Aus den Papieren, die sich in seinen Koffern vorfanden, konnte man seine Persönlichkeit feststellen, und der Lootse, der den Dampfer aus dem Hafen geführt hatte, wurde beauftragt, die Leiche nach Hâvre zurückzutransportiren.

* * *

Renée erhielt die Todesnachricht, als sie eben im Begriffe stand, ihre Hochzeit mit Daniel zu feiern. Die Heirath erlitt durch diese Trauerkunde einen Aufschub von mehreren Wochen, die das schwer geprüfte junge Mädchen in der Einsamkeit zubrachte, ihren Vater beweinend und für sein Seelenheil betend. Wenngleich ihre kindliche Liebe für ihn an jenem Tage einen schrecklichen Stoß erlitten, an welchem man ihr seine verbrecherische Vergangenheit enthüllt hatte, so war sie dennoch tief betrübt über ihres Vaters plözlichen Tod, der dem Sünder nicht einmal Zeit gelassen hatte, zu bereuen. In jener Zeit trat noch einmal ernstlich die Frage an sie heran, ob sie wohl Daniel heirathen dürfe, und ob nicht das vergossene Blut sie trennen müsse, sodaß sie den Entschluß zu fassen habe, ihr Leben ganz der Pflege von Madame Sophie, dem Opfer der schändlichen That des Herrn v. Brucourt, zu weihen. Aber einen solchen Vorsaz ausführen, Das würde gleichbedeutend gewesen seyn mit einer wissentlichen Vernichtung aller der Hoffnungen, die Daniel auf das künftige Leben gebaut hatte. Sie heirathete ihn also, nicht um sich ihr eigenes Glück zu sichern, sondern um an dem seinigen zu arbeiten. Indem sie seine Gattin wurde, machte sie ihn glücklich und reich, denn das ungeheure Vermögen des Kapitäns Malory wurde durch einen besonderen Vermerk des Heirathskontraktes das Eigenthum Daniel's. Renée hatte es so gewollt.

Daniel hat nie erfahren, daß er die Tochter eines Mörders geheirathet, und selbst, wenn er es erfahren hätte, so wäre dadurch seine Liebe zu ihr nicht beeinträchtigt worden; denn sie stand ihm zur Seite wie ein guter Engel, der damit betraut war, unaufhörlich die herrlichsten Gaben des Glückes in seiner allgewaltigen Liebe über ihn auszuschütten.

Ende.

Daudet, Ernest,

Jean Malory Roman ; einzige autorisirte Uebersetzung ; Beilage zum Korrespondenten von und für Deutschland

[Nürnberg] [1879]